Afghanistan.
Biblioteca Islámica
4R
1266

Afghanistan

und seine

Nachbarländer.

Der Schauplatz des letzten russisch-englischen Konflikts in Zentral-Asien.

Nach den neuesten Quellen geschildert

von

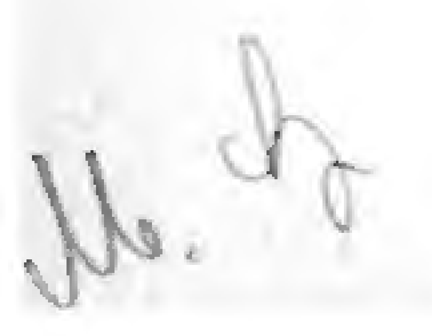
Dr. Hermann Roskoschny.

Mit 64 Abbildungen und 4 Karten.

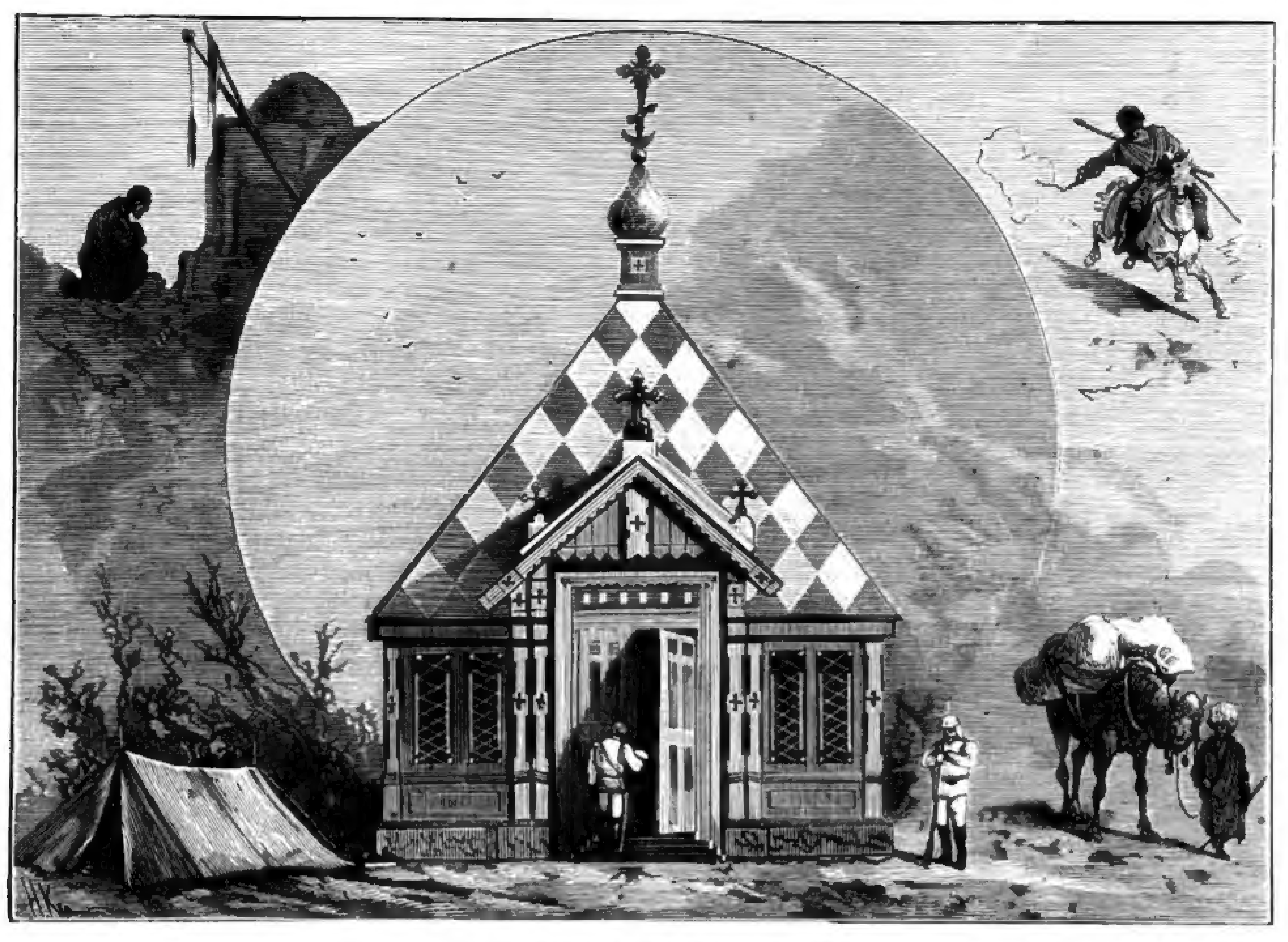




Leipzig.
Greßner & Schramm.







Kapelle in Bala-Ischem.

Rußlands Vordringen gegen Indien.

Das durch Peter den Großen der europäischen Kultur erschlossene Riesenreich, welches sich bereits bis zum fernen Kamtschatka erstreckte, besaß ein im Verhältnis zu seiner Größe verschwindend kleines Küstengebiet und sah sich vom offenen Meere völlig abgeschnitten. Dieses Mißverhältnis wurde auch durch die späteren Erwerbungen am Stillen Ozean nicht geändert, da diese vom Kern des Reiches zu weit entfernt und durch unwirtliche Steppen, durch Urwälder und Schneefelder von ihm geschieden waren. Das zu Ende gehende 19. Jahrhundert sieht Rußland in dieser Beziehung noch in derselben Lage, in der es sich schon in den Tagen Katharinas II. befand. „Seine Ufer," sagt Peschel, „liegen nur an zwei Binnenmeeren, die sich mit Kammern vergleichen lassen, zu denen andere Völker die Schlüssel besitzen. Im Winter gefriert die Ostsee, und Schweden wird dann fest mit den dänischen Inseln, so daß die Schiffahrt eingestellt bleibt. Der Pontus dagegen fließt durch ein doppelt so enges Thal ab, daß sich jede Stelle unter ein Kreuzfeuer von Artillerie bringen läßt. Jedes Volk von gleichem Wuchse wie die Russen würde nach einem offenen Meere sich vorzuarbeiten suchen, und darum, so oft der Gefangene ungeduldig am Gitter seines geographischen Kerkers rüttelt, wird es den westlichen Völkern um ihren Frieden bange."

Ein Blick auf die Karte zeigt uns die Richtung, in welcher Rußlands Drang zum Weltmeer naturgemäß sich bethätigen muß. Die gewaltige Ländermasse seiner asiatischen Besitzungen drückt hinab nach Süden. Jenseits der Gebirge, welche das arme, dünn bevölkerte, zum großen Teil noch von Nomaden bewohnte Land dort begrenzen, winken die Schätze des volkreichen Indien den Russen ebenso verführerisch entgegen, wie einst für die Völker des rauhen germanischen Nordens die Orangenhaine und der blaue Himmel Italiens ein unwiderstehlicher Magnet waren. Ein Vordringen der Russen nach Indien würde aber für Zentral-Asien von einer Bedeutung werden, wie sie seit dem Zuge Alexanders des Großen über den Paropamisus kein zweites Ereignis der zentralasiatischen Geschichte erlangt hat. Unzählige Namen mahnen daran, daß alle diese Länder uralte Kulturstätten sind, die Provinzen Margiana, Baktriana und Sogdiana des persischen Reiches. In Margiana lag am Flusse Margos (Murghab) die 7 Stadien im Umfang zählende Stadt **Antiochia Margiana** (Merw), dort lagen **Alexandreia Areion** (das jetzige Herat), **Jasonium** u. s. w. Im ehemaligen Baktrien finden wir an der Stelle des alten **Baktra** die „Mutter der Städte" **Balkh**, und in Sogdiana die Städte **Chorasmia** (Chiwa), wohl der Sitz des Chorasmierkönigs Pharasmanes, welcher Alexander den Großen begrüßte, **Trybaktra** (Bochara?), **Marginia** (Marghilan?), **Cyropolis** am Jaxartes, die Provinzhauptstadt **Marakanda** (Samarkand) u. s. w.[1]) Was hier mongolische Eroberer mit Feuer und Schwert vernichtet, kann wiedererstehen, wenn ein so reger Handelsverkehr durch diese Länder geleitet würde, wie ihn ein gesicherter Landweg von Europa nach Indien hervorrufen müßte. Aus Jahrhunderte alten Bahnen würde der Welthandel in neue abgelenkt, und das am Indus angelangte Rußland wäre der Erbe der größten Handelsmacht, welche die Welt bisher gesehen. Das Schienengeleise der Eisenbahn, welche Paris mit Indien verbände, würde den russischen Kaukasus zum Durchgangsthor aller Schätze Indiens machen, welche heute auf wochenlangem Seeweg zu uns gelangen.

Solch verlockendes Zukunftsbild knüpft sich an die Hoffnung, daß der Alexanderzug nach Indien, der letzte Schritt auf der seit Menschenaltern von Rußland konsequent verfolgten Bahn, über kurz oder lang stattfinden werde.

Schon Peter der Große hatte seine Blicke nach Osten, nach Zentral-Asien gerichtet.[2]) Damals war Orenburg noch nicht gegründet, die Kirgisen waren noch die unumschränkten Herren der Steppen im Süden des Ural, und jenseits des Kaspi-Sees, dessen Westufer noch von unabhängigen Kaukasusvölkern bewohnt waren, lag ein völlig unbekanntes Land. Auf der Krasnowodsk-Landzunge und an der Alexander-Bai wurden nun Festungen angelegt, wobei die Turkmenen, deren Oberherr, der Kalmücken-Chan Ajuk, sich dem Kaiser freiwillig unterworfen hatte, die Russen eifrig unterstützten. Die Vermutung, daß im Usboi viel Gold zu finden sei, bewog den Kaiser, bald darauf eine Expedition auszurüsten, welche durch die Wüste gegen Chiwa vordringen sollte, aber bei diesem Unternehmen verließ Peter den Großen das Glück, welches ihm bisher stets hold gewesen. Die von dem Fürsten Bekowitsch-Tscherkaskij geleitete Expedition (1717) ging elend zu Grunde.[3]) Peter den Großen schreckte jedoch dieser Mißerfolg von weiterer Verfolgung seines Planes nicht ab. Inmitten seiner Kriege mit Schweden behielt er sein Ziel fest im Auge und sandte im Jahre 1718 den Italiener Florio Benevini als Gesandten nach Buchara, von wo derselbe 1725 über Chiwa zurückkehrte.[4]) Eine feste Basis für fernere Unternehmungen wurde durch eine Expedition gelegt, welche der Kaiser 1718 unter Leitung des Kapitäns Van-Verden

[1]) Es ist uraltes arisches Gebiet, und die iranischen Kolonien, welche sich einst weit bis nach Ost-Turkestan erstreckten, sind wahrscheinlich erst vom 8. Jahrhundert an dem Ansturm der Turkvölker erlegen. Baktrien war die Heimat Zarathustras, und von dort verbreitete sich sein Feuerkultus über Sogdiana und Chorasmia, aber auch das Christentum der Nestorianer hatte dort frühzeitig Wurzel geschlagen. Merw war schon am Anfang des 4. Jahrhunderts ein Erzbistum und wurde 420 Metropolitensitz.

[2]) Schon in seinem Testament, dem bekannten Machwerk des Marquis d'Eon, ist von der russischen Weltherrschaft die Rede, welche durch die Eroberung Indiens begründet werden soll.

[3]) Siehe E. von Baer, „Peters des Großen Verdienste um die Erweiterung der geographischen Kenntnisse" in „Beiträge zur Kenntnis des russischen Reiches", 16. Band, St. Petersburg, 1872, Seite 175 u. f. — Fürst Bekowitsch drang mit 3000 Mann unter siegreichen Kämpfen mit den Chiwesen zum Amu-Darja vor und erzwang den Abschluß eines Vertrages, nachdem aber seine Truppen Quartiere in den verschiedenen Städten bezogen hatten, wurden sie einzeln überfallen und ermordet. Der Kopf des Fürsten wurde dem Chan von Buchara zugesandt.

[4]) A. Popoff, „Rußlands Beziehungen zu Chiwa und Buchara unter Peter dem Großen" in „Sapiski der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft", 9. Band, St. Petersburg 1853. Dabei Florio Benevinis Reise-Tagebuch (russisch).

aussandte, und die Ufer des Kaspi-Sees, von denen man nur sehr oberflächliche Kenntnis hatte, zu erforschen. Das Ergebnis dreijähriger Arbeiten Van-Verdens und des ihm beigegebenen Leutnants Soimonoff war eine Karte des Sees, durch welche die bisherigen unrichtigen Vorstellungen von der Lage und der Gestalt desselben wesentlich berichtigt wurden, und die den Kaiser sosehr entzückte, daß er sie sofort der Pariser Akademie übersandte.[5]) Soimonoff setzte in den folgenden Jahren seine Forschungen fort und vervollständigte die Angaben Van-Verdens inbezug auf die Ostküste, von welcher dieser nur einen Teil flüchtig rekognosziert hatte.

Trotzdem wandte sich unter Peters Regierung der Handel Rußlands viel mehr der Mandschurei und China als Buchara und Zentral-Asien zu. Der Uralfluß im Westen, Omsk im Norden und der Irtysch im Osten bildeten Rußlands Grenze gegen die zentralasiatischen Chanate, und nach der unglücklichen Expedition des Fürsten Bekowitsch mieden die Russen die an ihr Gebiet grenzenden Steppen und Wüsten. Die beiden Festungen an der Ostgrenze des Kaspi-Sees wurden aufgegeben, und mehr als hundert Jahre vergingen nach dem Tode Peter des Großen, bevor seine Eroberungspläne wieder aufgenommen wurden.[6]) Im Jahre 1820 trat ein Umschwung in der asiatischen Politik Rußlands ein. Eine Kette von Befestigungen, deren Besatzung teils aus Kosaken, teils aus regulärer Infanterie bestand, wurde in die Steppen vorgeschoben und trotz des heftigen Widerstandes der Kirgisen behauptet.[7]) Im Jahre 1846 war, da auch die große Kirgisenhorde sich unterworfen hatte, die russische Grenze vom Alatau bis zur Ili-Mündung und weiter längs des Flusses Tschu bis zum Syr-Darja vorgerückt.

Die neue Grenzlinie bestand nur auf dem Papier, in Wirklichkeit konnte sie nicht gezogen werden, weil die unfruchtbare Steppe diesseits des Tschu und Syr-Darja die Anlage von Grenzstationen unmöglich machte. Rußland sah sich dadurch zu weiterem Vordringen gezwungen, um die Lücke in seiner Grenzlinie ausfüllen zu können, stets nach einer natürlichen Grenze strebend, und doch nie imstande sie zu erlangen, da Ereignisse, welche sich jeder Berechnung entzogen, es von Zwangslage zu Zwangslage drängten. Durch die Niederwerfung eines Gegners erwuchs ihm sofort ein anderer, dessen Bezwingung neue Gebietserwerbungen zur Folge hatte,[8]) und jahrelang glich die Südgrenze des asiatischen Rußlands wanderndem Dünensand, der sich immer weiter vorschiebt, rastlos, ohne Halt . . . Der Weg war betreten, welcher Rußland quer durch Zentral-Asien zum Hindukusch führen sollte.

Bald nach der Beendigung dieser ihm aufgedrungenen Kriege sollte Rußland als Angreifer das Schwert ziehen. Es galt eine alte Scharte auszuwetzen, die Niederlage des Fürsten Bekowitsch, und gleichzeitig die Chiwesen für eine Menge Feindseligkeiten, die sie sich im Laufe der letzten Jahre zu schulden kommen ließen, zu züchtigen. Im Jahre 1869 hatte der Chan den Aufstand der Kirgisen gegen die russische Herrschaft offen unterstützt, und er verweigerte jetzt die Freilassung von 21 Russen, welche von seinen räuberischen Unterthanen entführt und nach Chiwa in die Sklaverei verkauft worden. Nicht gewitzigt durch das Verderben, welches über die Herrscher von Chokand und Buchara hereingebrochen war, hielt er sich in seiner rings von Wüsten umgebenen Hauptstadt für unangreifbar und begegnete der russischen Langmut, in welcher er nur Schwäche sah, mit herausforderndem Übermut. Daß im Jahre 1840 eine Expedition unter Führung Perowskijs, der mit 10000 Kamelen durch die Wüste zu dringen versuchte, durch ungeheure Schneemassen und 25° Kälte am Vordringen gehindert wurde und an der

[5]) Otto Struve, „Über die Verdienste Peter des Großen um die Kartographie Rußlands“ in „Russische Revue“, 5. Jahrgang, St. Petersburg, 1876, Seite 12.

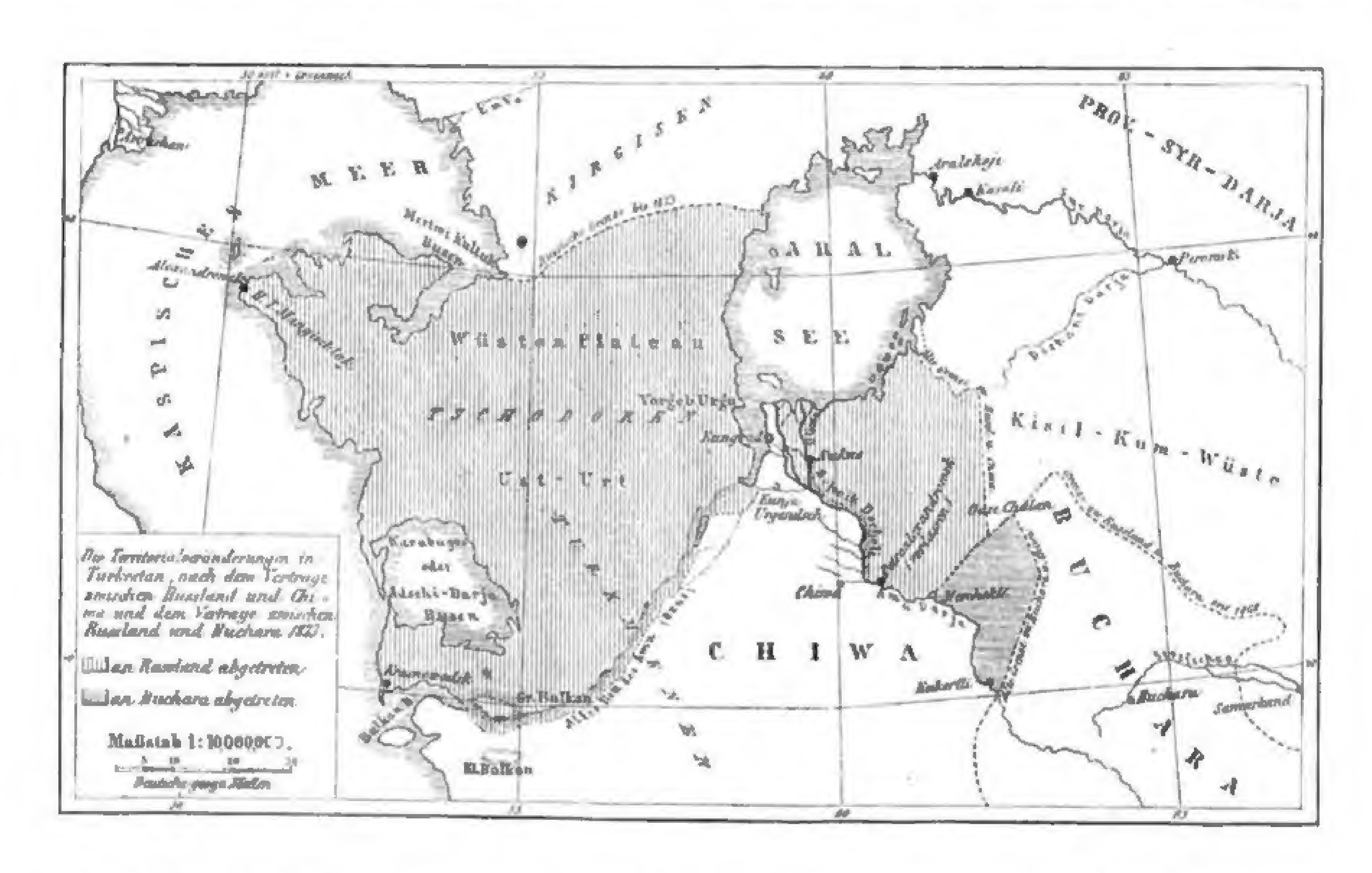
[6]) Indessen hatten sich unter der Kaiserin Anna die Kirgisen der kleinen und mittlern Horde unterworfen (1732), und beim Zerfall des tschungarischen Zartums (1756) wurde durch Kaiserin Elisabet das Altaigebiet zwischen dem Irtysch und der Katunj und Bija erworben. Während der ersten Jahre nach Peters Tode beschränkte man sich auf die Erhaltung und Ausbildung eines aus Forts und Militärposten bestehenden Grenzkordons, und Katharinas II. Politik gegenüber den Steppenvölkern bestand darin, daß man dieselben in ihren unaufhörlichen Fehden sich gegenseitig schwächen ließ. Die Regierung richtete ihr Hauptaugenmerk auf China, später sogar auf Japan (1792), und als dann die napoleonischen Kriege begannen, fehlte es erst recht an Lust, sich mit den Völkern Zentral-Asiens zu beschäftigen.

[7]) Ein Weib, Kenissara Kassimoff, organisierte den allgemeinen Aufstand, und unter ihrer Führung kämpften die Kirgisen jahrelang für die Freiheit ihrer Steppe. Erst nachdem sie 1846 von ihren wilden Landsleuten erschlagen worden, gelang es General Obrutschew des Aufstandes Herr zu werden.

[8]) Als Rußland in den Jahren 1853–1864 allmählich die Lücke in seiner Grenzlinie auszufüllen suchte, wurde es in Krieg mit Chokand verwickelt, und die Niederlagen der Kokanzen bewogen wiederum den Emir von Buchara zur Teilnahme am Kriege, weil er durch die Erfolge der Russen seine eigene Herrschaft für bedroht hielt.

Emba den Rückzug nach Orenburg antreten mußte,[9]) bestärkte ihn nur in seinem Wahn, daß der Wüstenwall undurchdringlich sei. Er sollte gar schnell vom Gegenteil überzeugt werden. Die russische Regierung war entschlossen, auch mit ihm abzurechnen, und traf Ende 1872 sorgfältig die Vorbereitungen zu einem Kriegszuge gegen Chiwa. „Nie ist der Entschluß zu einem Kriege gerechtfertigter gewesen. Er war eingegeben von der Sorge für die eigenen Unterthanen und von den eigenen berechtigten Interessen wie von den allgemeinen Interessen der Humanität und Zivilisation. Es galt, widerrechtlich gefangene Russen zu befreien, die geordneten Verhältnisse in den an das feindliche Land grenzenden Gegenden Rußlands zu schützen, es galt, dem russischen Handel Sicherheit und Regelmäßigkeit zu verschaffen, aber es galt auch, der in dem Chanat herrschenden grausamen Sklaverei überhaupt für immer ein Ende zu machen, rohen Horden den Weg zu den Segnungen der Kultur zu weisen und dem Weltverkehr eine neue Ader zu öffnen."[10])

In England aber urteilte man anders über Rußlands Vorgehen. Die raschen Fortschritte der Russen in Turkestan hatten die Besorgnis erregt, daß nach der Besiegung Chokands und Bucharas die



Russen sich nun in Chiwa festsetzen und dem eifersüchtig gehüteten „Thor Indiens" wieder um ein gut Stück näher gekommen sein würden. Es kam zu einem diplomatischen Meinungsaustausch zwischen den Regierungen der beiden Länder, wobei die russische unter Betonung ihrer freundschaftlichen Gesinnungen sich zur Herstellung einer neutralen Zone bereit erklärte. Darüber, daß diese neutrale Zone Afghanistan sein solle, war man bald einig, aber inbezug auf die Nordgrenze Afghanistans herrschten sehr verschiedene Ansichten. Lord Granville erklärte in einer an den Botschafter Lord Loftus gerichteten Depesche vom 17. Oktober 1872, daß er folgende Gebiete im Norden Afghanistans als zu diesem gehörig betrachte: im äußersten Nordosten Badakschan mit dem Bezirk Wachan, also alles Land zwischen dem Sirikul im Osten und der Mündung des Flusses Koktscha in den Amu-Darja im Westen; daran anschließend, mit

[9]) Eine Schilderung des im J. 1840 gegen Chiwa unternommenen Feldzugs enthalten die Memoiren der kais. Gesellschaft für russische Geschichte und Altertümer bei der Universität Moskau, 1860, Seite 147 (russisch).

[10]) Dr. Emil Schmidt, die Expedition gegen Chiwa im Jahre 1873. Nach den Quellen bearbeitet. St. Petersburg, H. Schmitzdorff, 1874, Seite 20.

Die Tekke Festung Beurma

dem Amu Darja als Nordgrenze, die Bezirke Kundus, Chulm und Balch des afghanischen Turkestan, deren äußersten Punkt auf dem linken Flußufer Chodscha-Saleh bildet; Andchoi bis zu der den unabhängigen Turkmenenstämmen gehörigen Steppe, nebst Aktscha, Tschibbirgan, Siripul und Maimene; im Nordwesten Herat. Die russische Regierung erklärte sich, nachdem ein von General Kauffmann geforderter Bericht eingetroffen war, mit der projektierten Grenzlinie im großen ganzen einverstanden und bestritt nur die Ansprüche des Emirs Schir Ali auf Badakschan, welches rechtmäßig Dschebangir Schah gehöre. Die Verhandlungen über diesen einzigen strittigen Punkt währten bis in den Februar 1873. Da Lord Granville sich eifrig bemühte, nachzuweisen, daß Badakschan und Wachan dem Emir nach dem Rechte des Eroberers gehörten, gab Fürst Gortschakow endlich nach und erkannte die englischen Behauptungen an.[11])

Mit dieser scheinbaren Nachgiebigkeit Rußlands und dem faktischen Rückzug Englands, welches für den Chan von Chiwa ebenso wie für die Herrscher von Chokand und Buchara nur gute Ratschläge hatte, ohne an eine thatkräftige Unterstützung derselben zu denken, schloß das diplomatische Vorspiel des Feldzuges gegen Chiwa. Der Vizekönig von Indien, Lord Northbrook, hatte die Vermittelung zwischen dem Chan und Rußland, um welche der Gesandte des erstern ersuchte, abgelehnt und geraten, die gefangenen Russen frei zu geben und mit General Kauffmann, dem Gouverneur von Russisch Turkestan, direkt Friedensverhandlungen anzuknüpfen, wozu der Chan im Vertrauen auf seine Wüsten sich nicht bereit erklären wollte. So mußten denn die Waffen entscheiden, und sie entschieden die Chiwa-Frage rascher und gründlicher als die Diplomatie die Frage der neutralen Zone entschieden hatte.

Der Feldzug gegen Chiwa im Jahre 1873 ist eine der großartigsten Leistungen, deren je eine Armee sich rühmen konnte, und vor den namenlosen Strapazen und Drangsalen, welche die in 6 Kolonnen von verschiedenen Ausgangspunkten konzentrisch gegen Chiwa vordringenden Russen zu überstehen hatten, schrumpfen der vielgepriesene Übergang des ersten Napoleon über den Gotthard und ähnliche Marschleistungen großer Truppenkörper in Nichts zusammen.

Der Chan hatte in Eile zu rüsten begonnen. Alle waffenfähigen Bewohner seiner Oase wurden so gut es ging beritten gemacht, bewaffnet und nach Dshany kala und Dau kara gesandt, weil man glaubte, der Feind werde vom Aral See her kommen. Viele dieser rasch zusammengerafften Streiter des Chans waren nur mit Beilen oder Keulen bewaffnet. Bald kamen die ersten ungünstigen Nachrichten. Flüchtige Kirgisen meldeten, daß ihre Stammesgenossen den Russen die Lieferung von Kamelen verweigert hätten, daß aber ihr Widerstand mit Gewalt gebrochen worden sei und die Russen heranrückten. Der Chan hatte darauf gerechnet, daß die Kirgisen den Vormarsch des Feindes verhindern würden, und als er sich nun in dieser Erwartung getäuscht fand, wurde er plötzlich sehr kleinlaut. Die Friedenspartei in seiner Umgebung gewann die Oberhand, und er entschloß sich, die Ratschläge Northbrooks zu befolgen. Die gefangenen Russen wurden in Begleitung eines Gesandten des Chans, welcher Unterhandlungen anknüpfen sollte, nach Kasalinsk gesandt. Die Zeit des Unterhandelns war aber vorbei. Jede Nachgiebigkeit wäre jetzt bei dem bekannten Charakter der Orientalen ein großer Fehler gewesen. Nicht in der Wüste, sondern im Palast des Chans mußte der Friede geschlossen werden. Der Gesandte kehrte unverrichteter Sache heim.

Von den 6 russischen Kolonnen[12]) gelangten 4, ohne den geringsten Verlust erlitten zu haben, zum Amu Darja. Nur die vereinigten Kolonnen von Krasnowodsk und Tschikischlär unter dem Obersten

[11]) „Mit Rücksicht auf die Schwierigkeit, welche eine Feststellung aller Einzelheiten der Thatsachen in diesen entfernten Ländern hat," heißt es in der Depesche des Fürsten Gortschakoff vom 5 Februar, „mit Rücksicht auf die größere Bequemlichkeit, über welche die britische Regierung inbetreff des Sammelns genauer Nachrichten verfügt, mit Rücksicht endlich auf unsern Wunsch, dieser eine unbedeutende Einzelheit berührenden Frage nicht eine größere Bedeutung zu geben als ihr gebührt weigern wir uns nicht, die von England vorgeschlagene Grenzlinie zuzulassen. Wir sind umsomehr zu diesem acte de courtoisie geneigt, als die englische Regierung sich verpflichtet, ihren ganzen Einfluß auf Schir Ali zu gebrauchen, um ihn zur Aufrechterhaltung des Friedens und zur Enthaltung von allen Angriffen oder ferneren Eroberungen zu veranlassen. Dieser Einfluß ist unbestreitbar. Er beruht nicht nur auf der materiellen und moralischen Überlegenheit Englands, sondern auch auf den Subsidien, welche Schir Ali erhält. Unter solchen Umständen sehen wir in diesem Versprechen eine wirkliche Garantie für die Erhaltung des Friedens."

[12]) Die 6 Kolonnen setzten sich in folgenden Richtungen in Bewegung Das „turkestanische Detachement" rückte vom Syr-Darja in 2 Kolonnen durch die Wüste vor die eine unter General Major Golowatscheff und unter der Oberleitung des Führers der Expedition (General-Adjutant von Kauffmann) von Dschisak über Tamdy, die andere (unter Oberst Goloff) von Kasalinsk über Irkibai und beide Kolonnen sollten am Bukangebirge sich vereinigen und dann gemeinsam zum Amu vorrücken Das „orenburgische Detachement" (unter General Leutnant Werewkin rückte von der Emba am Westufer des

Markosoff wurden durch die furchtbare Hitze, welche in der Wüste herrschte, und durch den Wassermangel zur Umkehr gezwungen, bevor sie noch den schwierigsten Teil des Weges, an welchem auf einer Strecke von 5 bis 6 Tagemärschen gar keine Brunnen vorhanden waren, erreicht hatten. Oberst Markosoff war eben auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen. Da die Atrek-Turkmenen trotz der angebotenen guten Bezahlung die Lieferung der zum Zug durch die Wüste nötigen Kamele verweigerten und den Russen überdies noch feindlich entgegentraten, mußte Oberst Markosoff durch zwei Züge in das Turkmenengebiet auf dem linken Atrekufer mit Waffengewalt sich verschaffen, was man ihm gutwillig nicht geben wollte. Er brachte über 3000 Kamele zusammen, aber es fehlten Führer für dieselben, und die Tiere waren durch mangelhafte Fütterung so entkräftet, daß sie nur kleine Lasten zu tragen vermochten. Und doch mußte die Expedition außer der Munition auch Proviant für 10 Wochen, Pferdefutter für fast 4 Wochen[13] und genügende Wasservorräte mitführen, um von einem Wüstenbrunnen zum andern damit auszukommen! Die Kolonne führte beim Abmarsch etwa 4000 Wedro Wasser mit sich. In vier Abteilungen brachen die Truppen am 19., 21., 26. und 30. März von Tschikischlär auf und legten den 258 Werst langen Weg zum Brunnen Aidin (in der Mitte des Thales zwischen dem Großen und Kleinen Balchan) in 21 Tagen ohne einen andern Unfall zurück, als daß ein Teil der Kamelladungen geopfert werden mußte, weil gleich in den ersten Tagen eine Menge Kamele den Strapazen des Marsches erlag. Nachdem man am 11. April den See Topiatan erreicht und sich dort mit der von Krasnowodsk ausgerückten Abteilung vereinigt hatte, stieß man am 16. beim Brunnen Igdy auf den Turkmenen-Aul Atabai, der die sich nähernden russischen Reiter mit Schüssen empfing. Schon vor drei Tagen war die Kolonne durch Turkmenen belästigt worden, deren Versuch, das Lager bei Nacht zu überfallen, an der Wachsamkeit der Posten scheiterte. Als daher Oberst Markosoff erfuhr, daß bei dem Brunnen große Scharen Turkmenen lagerten, welche entschlossen seien, dem Chan von Chiwa zu Hilfe zu ziehen, hatte er sofort den Fürsten Tschawtschawadse vorausgesandt, um sie zu zersprengen. Es kam nicht zum Kampf. Vor den ansprengenden Kosaken ergriffen die Turkmenen die Flucht und wurden 30 Werst weit verfolgt. Ihr ganzes Lager — 1000 Kamele, etwa 500 Hammel und eine Menge Waffen — fiel in die Hände der Sieger, auf deren Seite nur ein Mann verwundet worden, während die fliehenden Turkmenen 288 Gefangene und 22 Tote verloren.

Von der Beute waren besonders die Kamele willkommen, da in den letzten Tagen infolge der großen Hitze viele Tiere gefallen waren und der nun beginnende Marsch durch die noch völlig unbekannte, wie es hieß wasserlose Sandsteppe weitere Verluste in Aussicht stellt. Am 17. April waren alle Abteilungen der Expedition am Brunnen Igdy vereinigt, und am folgenden Tage begann der Vormarsch in die Steppe. Am ersten Marschtag wurden 25 Werst zurückgelegt, aber trotz dieses günstigen Resultates begann ruhigen Beobachtern die Situation als eine Besorgnis erregende zu erscheinen. Zwischen den Sandhügeln herrschte eine erstickende Gluthitze und die Wasservorräte schwanden rasch, da die Mannschaften statt 4 Flaschen pro Mann, wie man berechnet hatte, 12 bis 15 Flaschen verbrauchten. Der Brunnen Ortakuju, die nächste Station, war aber nach zuverlässigen Angaben noch mindestens 40 bis 50 Werst entfernt, konnte also nur in 2 Tagmärschen erreicht werden.

Aral-Sees gegen Urga vor, wo es sich mit dem linken Flügel des „kaukasischen Detachements" vereinigen sollte, das „kaukasische Detachement" bestand aus 3 Kolonnen: Der linke Flügel unter Oberst Lomakin sollte von der Kinderli-Bucht am Südende der Halbinsel Mangyschlak nach dem Aibugir-Becken vordringen, das Zentrum nahm seinen Marsch von Krasnowodsk längs des Nordabhanges des Großen Balchan-Gebirges zum Usboi, wo es sich mit dem von Tschikischlar heranziehenden rechten Flügel bei Burundschi vereinigen und unter Oberbefehl des Obersten Markosoff geraden Weges durch die Wüste nach Chiwa marschieren sollte. Die 2 Kolonnen des turkestanischen Detachements bestanden aus 7420 Mann Infanterie, 1150 Mann Kavallerie, 677 Mann Artillerie, 14 Feld- und 4 Berggeschützen, 2 Mitrailleusen, 4 zwanzigpfündigen Mörsern, 4 leichten Positionsgeschützen und 1 Raketenbatterie, zusammen 9247 Mann und 1654 Pferde nebst ca. 250 Nichtkombattanten, das orenburgische Detachement zählte 3461 Mann und 1797 Pferde, 1 Batterie reitende Kosaken-Artillerie, 2 Geschütze zur Armierung von Befestigungen, 3 Mörser und 6 Raketengestelle, die Kolonne des Obersten Lomakin umfaßte 18 Kompagnien Infanterie mit einem Sappeurkommando, 6 Ssotnjen Kavallerie, 10 Geschütze und 3 Raketengestelle, die beiden Kolonnen des Obersten Markosoff waren etwa 2200 Mann stark und führten 12 Dreipfünder, 4 Vierpfünder und einige Raketengestelle. Sobald die einzelnen Kolonnen die Oase erreicht hatten, sollten sie unter den Oberbefehl des General-Adjutanten von Kauffmann treten. Dr. Emil Schmidt, Die Expedition gegen Chiwa im Jahre 1873. Seite 36 u. f.

[13] Am 9. Mai hoffte man die Grenze der Oase zu erreichen und wieder frisches Pferdefutter zu erlangen, die mitgeführten Wasservorräte reichten sogar für die größte wasserlose Strecke zwischen Dudur und Sunukschir (6 Tage), da auch auf dieser für das Artilleriepferd 1 Wedro und für den Mann 4 Flaschen pro Tag gerechnet werden konnten.

Was man bisher überstanden hatte, war aber nur das Vorspiel zu noch schlimmerem. Je tiefer man in die Steppe eindrang, desto unerträglicher wurde die Hitze, welche gegen Mittag 35° Reaumur überstieg und die Röhren aller Thermometer zum Springen brachte, so daß man die Glut, in der man sich vorwärts bewegte, nicht mehr bestimmen konnte. Bald lösten sich alle Bande militärischer Ordnung. Die lange Karawane mit den Reitern, welche, ihre ermatteten Tiere am Zügel führend, sich schwerfällig durch den Sand weiter schleppten, mit den erschöpft zurückbleibenden Nachzüglern und den vielen zusammenbrechenden Kamelen, durch welche bald hier, bald dort Verwirrung entstand und der Zug ins Stocken geriet, hätte um diese Zeit einem feindlichen Angriff kaum ernsten Widerstand entgegensetzen können. Es war ein Bild des berühmten Rückzuges Napoleon I., von den eisigen Schneefeldern des russischen Nordens in die glühenden Steppen des turkmenischen Südens versetzt. Oberst Markosoff war mit der Kavallerie vorausgeeilt, um die Brunnen von Orta-kuju früher zu erreichen. Er befürchtete, daß sie verschüttet seien, und ließ deshalb die Kosaken Spaten mitnehmen, um die Brunnen ausgraben zu können, bevor die Infanterie ankam. „Die Hügel wurden immer höher, immer steiler; es war nicht mehr Sand, in dem



See Kaundy im akaspischen Gebiet.

man watete, es war heißer, glühend heißer Staub, in dem die Pferde und die in Menge abgestiegenen Reiter bis an das Knie versanken und der, während sich kein Luftzug regte, alles dicht bedeckte und das Atmen ungemein erschwerte. Die Pferde stürzten beinahe bei jedem Schritt, mehrere Kosaken fielen kraftlos aus dem Sattel, die zu Fuß Gehenden konnten nicht mehr fort. In manchen Fällen half der Arzt mit einigen Tropfen Kognak, aber gegen 8 Uhr abends waren der Maroden doch so viele, daß man Offiziere zurücklassen mußte, um sie zu sammeln. So schleppte man sich bis 12 Uhr nachts vorwärts, und der ersehnte Brunnen war immer noch nicht erreicht. Ein großer Teil der Leute war unfähig, sich weiter zu bewegen, viele vermochten kaum noch zu sprechen.“ Oberst Markosoff kommandierte Halt und sandte einen der turkmenischen Führer mit zwei Mann voraus, um zu erkunden, ob man den Weg zu dem Brunnen nicht verfehlt habe. Drei lange Stunden vergingen nun in banger Erwartung. Die ausgesandten Späher kamen nicht zurück,[11] und da ein Vormarsch aufs Geratewohl ein tollkühnes Wage-

[11]) Dieselben hatten nach einem Marsch von 10 Werst den Brunnen Orta kuju erreicht und waren dann, ihre ermüdeten Pferde zurücklassend, der nachrückenden Kolonne entgegengegangen. Als sie diese auf dem Halteplatz nicht mehr fanden, kehrten sie zu dem Brunnen zurück, holten dort ihre Pferde und führten sie nach Bala Ischem, wo sie am 21. eintrafen.



Turkmene beim Angriff. Zeichnung von N. N. Karasin.

stück gewesen wäre, entschloß sich Oberst Markosoff endlich, zu der nachfolgenden Infanterie zurückzukehren, um von derselben Wasser für seine verschmachtenden Leute zu erhalten. Er sandte einige Kosaken, deren Pferde am wenigsten erschöpft waren, mit dem Befehle voraus, der Avantgarde sofort Wasser zuzuführen, gleichzeitig aber Kamele mit leeren Fässern nach dem seitab vom Wege gelegenen Brunnen Bala Ischem zu senden, um dort die Wasservorräte zu erneuern. Trotzdem traf der rettende Transport erst um 10 Uhr morgens ein, als mit der steigenden Sonne die Hitze bereits fast denselben Grad erreicht hatte, wie am Tage zuvor, und das warme Wasser vermochte die Erschöpften nicht zu erquicken. Mühsam schleppten sie sich weiter, bis sie die Infanterie erreichten.

Ein glänzendes Zeugnis für die Mannszucht der russischen Truppen lieferte der Appell, welchen Oberst Markosoff sofort abhalten ließ, nachdem die ganze Expedition beim Brunnen Bala Ischem ein Lager bezogen hatte. Es fehlten nur 15 Kosaken. Eine sofort mit Wasser und Arzneimitteln ausgesandte Abteilung fand 11 Mann am Wege liegen, die übrigen aber wurden erst am Morgen des 22. April völlig bewußtlos und vom Sonnenstich befallen aufgefunden und ins Lager gebracht. Verluste waren daher nicht zu verzeichnen, aber trotz des guten Wassers, welches nun reichlich zur Verfügung stand, vermochten die Truppen während einer zweitägigen Rast sich nicht soweit zu erholen, daß eine Wiederaufnahme des Marsches ratsam gewesen wäre. Mit hunderten völlig maroder oder vom Sonnenstich befallener Leute konnte man sich nicht mehr in eine auf 200 Werst Länge geschätzte Wüste hineinwagen. Wasser war auf einer Strecke von 6 bis 7 Karawanentagen nicht zu finden, und es konnte auch nicht so viel mitgeführt werden, als bei der ungemein raschen Verdunstung für den Unterhalt der Truppen nötig war. Hunderte von Kamelen waren gefallen, und da man die Ladungen derselben hatte zurücklassen müssen, waren auch die Lebensmittelvorräte so vermindert, daß die Kolonne bei weiterem Vorrücken sich der Gefahr des Verdurstens und Verhungerns zugleich aussetzte. Nachdem alle möglichen Auswege reichlich erwogen worden, entschloß sich daher Oberst Markosoff mit schwerem Herzen zum Rückzug, um das Leben der ihm anvertrauten Truppen nicht unnötig aufs Spiel zu setzen.

Die anderen Kolonnen erreichten ihr Ziel, aber die Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatten, waren nicht geringer als jene, denen die Kolonne Markosoffs erlag. Alle hatten entsetzliche Qualen durch die Hitze zu erdulden, welche so groß war, daß z. B. bei der Mangyschlak-Kolonne des Obersten Lomakin die mitgenommenen Stearinkerzen schmolzen und in den Packeten nur die Dochte übrig blieben. Trotzdem legte diese Kolonne in 22 Tagen eine Strecke von 450 Werst, also durchschnittlich 20 Werst täglich zurück! Indessen litten die von Kasalinsk aufgebrochenen Truppen unter dem entgegengesetzten Extrem, unter heftigen Stürmen bei Tage und eisiger Kälte bei Nacht. Die Mannschaften waren im Lager in steter Bewegung, um nicht einzuschlafen, da die Gefahr des Erfrierens nahe lag. Am schlimmsten erging es aber nächst Markosoff dem längs der Grenze Bucharas vordringenden Hauptkorps, bei dem sich General von Kauffmann befand. Diese Truppen kamen auf ihrem Vormarsch aus den kalten Regionen im Süden Sibiriens in die heißen Steppen, wo eine kaum erträgliche Hitze und furchtbare Sandstürme, welche die Zelte niederrissen, den Vormarsch erschwerten. Von — 9° R. stieg während des wochenlangen Marsches die Temperatur bis + 40°, und es war ein Gebot dringendster Notwendigkeit, daß General von Kauffmann bei Arystan-bel-kuduk ein Lager bezog und den Truppen eine zweiwöchentliche Rast gönnte, während welcher sie sich von den Strapatzen des über 250 Werst langen Marsches erholen konnten.

Der schwierigste Teil des Marsches war der Zug von dem Brunnen Adam Krylgan zum Amu. Man sollte durch eine 75 Werst lange, wasserlose Wüste ziehen, nachdem der Kameltrain von 10 000 Tieren auf 5000 zusammengeschmolzen war. Da man daher nur für 2 Tage Wasser mitführen konnte, mußte die Wüste in 2 Gewaltmärschen durchzogen werden. Das war aber eine Leistung, welche die Kräfte eines Teiles der Lasttiere überstieg. Zu hunderten stürzten die erschöpften Kamele, und da ihre Ladungen auf andere überladen oder verbrannt werden mußten, verzögerte sich der Marsch sosehr, daß schließlich das Korps des Generals von Kauffmann infolge Wassermangels in dieselbe verzweifelte Lage geriet, in welcher Oberst Markosoff sich zur Umkehr gezwungen gesehen hatte. Die Entdeckung der Brunnen Alty-kuduk rettete die Expedition, und 2 Tage später standen die Russen am Amu-Darja. Indessen hatten auch die Kolonnen des General-Leutnants Werewkin und und des Obersten Lomakin die Oase erreicht, und der fernere Verlauf des Feldzuges konnte nicht mehr zweifelhaft sein. Er endete, wie bekannt, nach wenig bedeutendem und erfolglosem Widerstand der Chiwesen und ihrer turkmenischen Hilfstruppen mit der Einnahme Chiwas, dessen Chan, als er seine Herrschaft durch seinen von den Russen unterstützten Bruder

bedroht sah, demütig um Frieden bat und alle von General von Kauffmann diktierten Frieden-bedingungen annahm. „Seid Mohamed Rachim Bahadur Chan," so lautete der erste Punkt des am 12. August 187[3] unterzeichneten Friedensvertrages, „bekennt sich als ergebenen Diener des Kaisers von Rußland. Er entsagt allen unmittelbaren und freundschaftlichen Beziehungen zu den benachbarten Herrschern und Chanaten und dem Abschluß irgend welcher Handels- und anderer Traktate mit ihnen und unternimmt ohne Wissen und Genehmigung der obersten russischen Autorität in Mittel-Asien keinerlei kriegerische Aktionen gegen dieselben." Er war eben, mit einem Worte gesagt, **Rußlands Vasall** geworden. Außerdem zahlte er 2200000 Rubel Kriegsentschädigung und trat an Rußland ab alle seine Besitzungen auf dem rechten Amu-Ufer nebst den dort ansässigen oder nomadisierenden Stämmen; das ganze Mündungsdelta des Amu mit Ausnahme eines schmalen Streifens bei Kungrat, durch welchen Chiwa der Zugang zum Aral-See offen blieb; alles Land westwärts vom Aral-See und dem alten Oxusbette bis zum Kaspi-See. Rußland behielt für sich 147420 □ Kilometer mit ca. 230000 Einwohnern und überließ nur einen kleinen Teil des rechten Amu-Ufers dem Emir von Buchara zum Lohn für seine freundschaftliche Haltung während des Chiwa-Feldzuges, die besonders dem Korps Kauffmanns zugute gekommen war.[15]

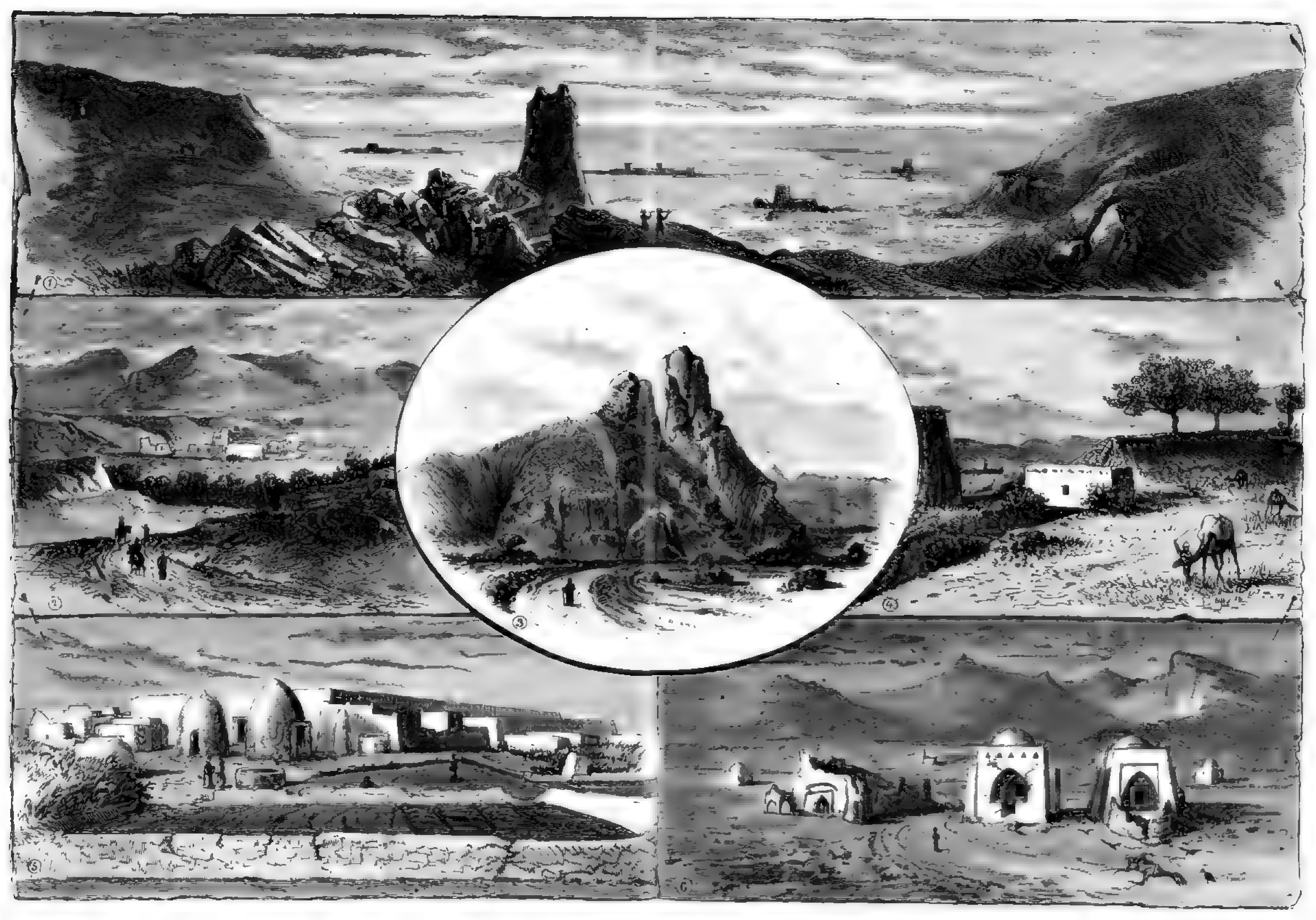
Mit dem Fall Chiwas war das letzte Bollwerk zerstört, welches der Ausbreitung der russischen Herrschaft in Zentral-Asien noch entgegengestanden. Eine kluge englische Politik hätte durch eine Koalition der zentral-asiatischen Chanate und rechtzeitige, kräftige Unterstützung derselben einen Damm gegen Rußlands Vordringen errichten können — nun war es zu spät. Englands Rivale war Herr der wichtigsten Position Zentral-Asiens.

Es wird jetzt so viel vom „Schlüssel" Indiens gesprochen und bald Herat, bald Merw als solcher bezeichnet. Keinesfalls kann dabei dem Worte „Schlüssel" die Bedeutung unterlegt werden, daß von dem Besitz Herats oder Merws der Besitz Indiens abhänge, denn auch eine am Bolan- oder Khyber-Paß erscheinende russische Armee müßte Indien erst in schweren Kämpfen erobern; das Wort „Schlüssel" kann nichts anderes bedeuten als eine wichtige strategische Position auf dem Wege nach Indien. Von dem Besitz einer solchen Position kann die Möglichkeit eines offensiven Vorgehens gegen Indien abhängen. In diesem Sinne ist aber weder Herat, noch Merw der Schlüssel Indiens, und die jetzt gang und gäbe gewordene Bezeichnung paßt viel besser auf zwei Plätze, welche **sich bereits im Besitz Rußlands befinden: Chiwa und Geok-Tepe.**

Solange die gefürchteten Steppen zwischen dem Kaspi-See und dem Amu-Darja mit ihrer wilden, kriegerischen Kirgisen- und Turkmenen-Bevölkerung Rußland von der Grenze Afghanistans trennten, war an einen Vorstoß gegen Indien nicht zu denken. Der Feldzug nach dem unnahbaren Chiwa und die Unterwerfung der für unbezwingbar gehaltenen Turkmenen hat einerseits das Prestige Rußlands in Zentral-Asien gewaltig erhöht, andererseits aber ihm die feste Basis geschaffen, von welcher aus es erfolgreich nach Süden vordringen kann. Die schwerste Arbeit haben Kauffmann und Skobelew vollbracht. Dem Besitzer Chiwas und der Achal-Oase mußte Merw ebenso als reife Frucht in den Schoß fallen, wie ihm früher oder später Herat zufallen muß, dessen den Afghanen feindliche Tadschik-Bevölkerung in den Russen nur Befreier vom afghanischen Joche sieht. England hat die letzte Gelegenheit, einen Wall gegen Rußlands Vordringen zu errichten, versäumt, als es Chiwa und die Turkmenen ohne Unterstützung ließ. Von Haß gegen Rußland erfüllt, konnten ihm diese zuverlässigere Bundesgenossen sein als Afghanistan, dessen Volk gewöhnt ist, in den Engländern nur Feinde zu sehen, und dessen Emir die in Turkestan genossene russische Gastfreundschaft nicht vergessen haben dürfte.

Viel besser als England, welches Schritt für Schritt seine Stellung in Zentral-Asien aufgab, erkannte Rußland die Wichtigkeit der einzelnen Positionen auf dem Wege nach Indien. Vor dem Feldzug gegen Chiwa besaß es an der Ostküste des Kaspi-Sees nur wenige vereinsamte Militärposten, deren wichtigster Krasnowodsk war. Nördlich von Krasnowodsk blieb der große Kara-Bugas lange Zeit den Russen völlig unbekannt. Als Soimonoff im Auftrage Peter des Großen die Ostküste des Kaspi-Sees befuhr und in den Kara-Bugas eindringen wollte, meuterte seine Mannschaft und war durch nichts zu

15) Der Chiwa-Feldzug im Jahre 1873. St. Petersburg 1873 (russisch). — Dr. Emil Schmidt, die Expedition gegen Chiwa im Jahre 1873. St. Petersburg. H. Schmitzdorff 1874. — Dr. Grimm, Reise-Eindrücke eines russischen Militär-Arztes während der Expedition nach Chiwa (beim kasalinskischen Detachement). Russische Revue 3. Jahrgang, 1874, Seite 97 u. f. — Oberst Kolokolzoff, die Expedition nach Chiwa im Jahre 1873. Ein Feldtagebuch (bei der Dschisak-Kolonne). St. Petersburg, 1873 (russisch). — Siehe dasselbe in deutscher Übersetzung in Petermanns Mitteilungen, 1873, Seite 419—432, 1874, Seite 94—106.



1) Die Achal-Tekke-Oase vom Kopet-Dagh aus gesehen. 2) Ruinen von Chodschi-kala. 3) Felsen Nabun bei Tarsakan. 4) Festung Begriden. 5) Festung Bami. 6) Gräber in der Umgegend von Bami.

Die Achal-Tekke-Oase. Zeichnung von A. M. Alichanoff.

einem Eindringen in den Golf, der für sehr gefährlich galt, zu bewegen. Der erste Russe, der ihn befuhr, war Johann von Blaramberg, der 1837 von seinem vor dem Golf ankernden Schiffe aus eine Bootfahrt in denselben unternahm. Er fand, daß der Golf, der am Eingang nur 3½ bis 5 Fuß tief war, sich weiterhin wie ein mächtiger See ausdehnte, aber der heftige Ostwind, der die Wellen so hoch wie im offenen Meere emportrieb, bewog ihn bald zur Umkehr, umsomehr, da Turkmenen, welche er am Ufer traf, berichteten, „daß der Golf nach Norden und nach Osten sich auf vier Tagereisen zu Pferde ausdehnte.“ [16] Bekannter war den Russen schon damals die nördlich vom Kara Bugas gelegene Kinderli-Bucht, [17] von welcher an dem Salz-See Kaundy (siehe Seite 8) vorbei über Bisch-akty jene Straße nach Chiwa führte, auf welcher 1873 die Kolonne des Obersten Lomakin vordrang. Dort breitet sich das unwirtliche, Schrecken aller Art bergende Ust-urt Plateau aus und setzt allem weitern Vordringen eine Schranke. Die russischen Niederlassungen konzentrierten sich daher auf der Halbinsel Mangyschlak. Als Fürst Perowskij 1839 gegen Chiwa vordrang, gründete er in der Kaidak-Bucht, der südwestlichen Fortsetzung des Mertwij Kultok, das Fort Nowo-Alexandrowsk, welches als Stützpunkt für fernere Operationen dienen sollte. Er hatte aber übersehen, daß es in jener Gegend an gutem Trinkwasser fehlte. Der Mangel desselben, sowie das ungesunde Klima, durch das man sich gezwungen sah, die durch Krankheiten beständig dezimierte Besatzung zweimal jährlich zu erneuern, bewogen endlich die Regierung, den Posten aufzugeben. Als Ersatz für denselben wurde 1843 an der äußersten Westspitze der Halbinsel Mangyschlak das Fort Nowo-Petrowsk gegründet, dessen Namen, welcher im Postverkehr zu vielen Verwechslungen mit der kaukasischen Stadt gleichen Namens Veranlassung gab, man 1859 in Alexandrowsk umwandelte. In der Nähe des Forts ließen sich am Ufer der Bucht Kolonisten nieder, Soldaten des Uralschen Kosakenheeres, deren Ansiedlung den Namen Nikolajewskaja Staniza erhielt. Zum Ackerbau war der Boden zwar nicht geeignet, aber der Fischfang lieferte reiche Ausbeute, und die Kolonie gedieh vortrefflich. [18] Am Ende der fünfziger Jahre zählte sie bereits an 70 Häuser. Damals versetzte man aber 40 Familien in das Kuban-Gebiet und schwächte dadurch die Kolonie sosehr, daß sie den Angriffen der benachbarten Kirgisen nicht zu widerstehen vermochte und von denselben niedergebrannt wurde. Sie entstand wieder aus den Ruinen, aber trotz des lebhaften Tauschhandels in Wolle und Fellen, der die Küste für Kolonisation besonders geeignet erscheinen läßt, vermochte sie bisher nicht wieder zur Blüte zu gelangen, da die Regierung die Kolonisten nicht genügend unterstützte. Nach dem Chiwa-Feldzug trat dieser Teil des jetzt die Sakaspijskaja oblast bildenden Gebietes völlig in den Hintergrund, da fortan der Schwerpunkt der russischen Aktion vom Nordost- nach dem Südost-Ende des Kaspi-Sees verlegt wurde.

Mit mißtrauischen Blicken verfolgte man in Rußland die Fortschritte Englands in Afghanistan. Der Plan Lord Beaconsfields, die Nordgrenze Afghanistans selbst durch englische Besatzungen zu sichern, gelangte zwar nicht zur Ausführung, da das Tory-Ministerium gestürzt wurde und Gladstone die englischen Truppen aus Afghanistan zurückzog, aber die kriegerische Stimmung, welche dadurch in Rußland geweckt worden, blieb nicht ohne Einfluß auf die ferneren Entschließungen der Regierung. Nachdem England — obwohl vergeblich — einen Versuch gemacht hatte, durch Besetzung Afghanistans sich eine vorteilhafte Stellung gegenüber Rußland zu sichern, konnte es dem letztern nicht verdacht werden, wenn es die momentane Schwäche seines Rivalen benutzte, um seinerseits einen bequemen Zugang zu der Stätte des künftigen Entscheidungskampfes sich zu erschließen. Den bequemsten Zugang bot das Südufer des Kaspi-Sees. Dort ließ sich durch Unterwerfung der Turkmenenstämme, welche schon während des Zuges gegen Chiwa Anlaß zu Beschwerden gegeben hatten, die russische Herrschaft bis Merw ausdehnen. Andererseits konnte man nötigenfalls auch Persien zwingen, den Marsch durch das Atrekthal zu gestatten, und gewann

[16]) Erinnerungen aus dem Leben des kais. russischen General-Leutnant von Blaramberg. Nach dessen Tagebüchern von 1811—1871. Berlin, E. H. Schroeder, 1875, 2. Band, Seite 134 u. f.

[17]) Im Jahre 1833 wurde unter Leitung Karelins eine Expedition zur genauen Erforschung der Ostküste des Kaspi-Sees ausgesandt. Dieselbe stellte fest, daß außer dem Persien gehörenden Busen von Astrabad nur der Sserebrjanij Hugel, die Ogurtschinskij Insel, die Balchanskij Bucht und Tjup Karagan, wo später Fort Alexandrowsk errichtet wurde, für Niederlassungen geeignet seien. Kapitän von Blaramberg, der an dieser Expedition teilnahm, hat später eine ausführliche Beschreibung der Ostküste geliefert. Siehe Erinnerungen aus dem Leben des General-Leutnants J. von Blaramberg, 2. Band, Seite 61; sein Reisejournal (russisch) wurde schon 1850 in den Memoiren der russischen geographischen Gesellschaft veröffentlicht.

[18]) Im Jahre 1872 wurden bereits über 330000 Rubel bei der Versendung umgesetzt, ¼ davon kam auf die Ausfuhr von Fischen, Häuten, Steinkohlen u. s. w. nach Astrachan, die Einfuhr-Artikel repräsentierten dieselbe Summe und bestanden vorzugsweise in Mehl, Geschirr u. s. w. bis zum Heu, Stroh und Holz. Oberst Wenjukoff, Die russisch-asiatischen Grenzlande. Aus dem Russischen übertragen von Hauptmann Krahmer. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1874, Seite 489.

mit einem Mal zwei Anmarschstraßen gegen Indien. Beide Straßen waren unendlich günstiger als die bisherige, welche von Orenburg in weitem Bogen durch wasserlose Steppen nach Süden führte. Von Krasnowodsk führte eine 379 Werst lange Straße nach Kisil Arwat, und von dort hatte man durch das Turkmenengebiet und über Aschabad und Sarachs noch 570 Werst bis Herat zurückzulegen, welches also auf dieser Linie etwa 950 Werst von Krasnowodsk entfernt war. Die zweite Straße, welche auf persischem Gebiet durch das Atrekthal von Astrabad über Budjnurd und Meschched nach Herat führte, war nur 871 Werst lang, in 26 Tagesmärschen zurückzulegen, und durchzog ein bevölkertes Land. Auf der bisherigen Anmarschlinie war dagegen allein die Strecke Kasalinsk-Taschkend 920 Werst lang. Die beiden neuen Straßen boten aber außer der Abkürzung des Weges und außer der Möglichkeit leichterer Verproviantierung der Truppen auch den einer völlig sichern Ausgangsbasis. Dort war der Ausgangspunkt das erst vor kurzem unterworfene, zum Teil von unruhigen Stämmen bewohnte Turkestan — hier dagegen der bereits eng mit Alt-Rußland verwachsene Kaukasus, welchen gute Straßen, Eisenbahnen und Dampferlinien mit den europäischen Gouvernements verbanden. Der Kaukasus gewann damit plötzlich jene hohe Bedeutung, welche schon Bodenstedt geahnt, als er ihn die Basis der Weltherrschaft Rußlands nannte.

Rußland hatte sich frühzeitig an der Südost-Küste des Kaspi-Sees nach einem zur Anlage einer Station für seine See-Flotte geeigneten Platze umgesehen. Auf der ganzen Strecke südwärts von Krasnowodsk war aber nicht einmal eine sichere Rhede, geschweige denn ein Hafen vorhanden, in welchem Schiffe hätten vor Anker liegen können. Auf den Karten sieht man zwar bei der Atrekmündung eine tiefe und breite Einbuchtung, den Hassan-kuli-Busen verzeichnet, der ein vorzüglicher Ankerplatz zu sein scheint, aber derselbe ist in Wirklichkeit nur 3 Fuß tief und größtenteils mit Schilf bewachsen. Die einzige sichere Ankerstelle ist der am äußersten Südost-Ende des Sees gelegene Meerbusen von Astrabad. Dorthin verlegte denn auch die russische Regierung die Marinestation, welche sich bisher am kaukasischen Ufer, auf der nördlich von Lenkoran gelegenen Insel Sari befand, welche durch ihr ungesundes Klima berüchtigt war. Die Perser hatten selbst um die Verlegung der Marinestation gebeten, um durch die Russen Schutz vor den Turkmenen zu finden, welche oft Raubzüge längs der Küste unternahmen. Das dichte Schilf am Ufer der Landzunge Potemkin (sprich: Patjómkin) und der kleinern Insel Aschurade bot den Booten der Turkmenen ein vortreffliches Versteck, in dem sie den zum Überfall geeignetsten Zeitpunkt abwarten konnten. Die Nachbarschaft der Russen war ihnen daher nicht angenehm, und als sie Schiffe in den Golf sandten und auf der Insel Aschurade zwei Holzhäuser errichteten, überfielen die Turkmenen häufig die Insel und brannten die Gebäude nieder. Der Mangel an Bauholz zwang zwar, Schilf und Lehm als Baumaterial zu benutzen, aber trotzdem mehrten sich allmählich die Bauten auf der Insel, da dort Vorratshäuser angelegt wurden und neben diesen die Familien einiger Offiziere und allerlei Händler sich ansiedelten.[19]

Die Perser hatten die Russen zu Hilfe gerufen, sie bereuten dies aber sehr bald und suchten sich der lästig werdenden Gäste zu entledigen,[20], doch nun war es zu spät: Aschurade war und blieb russische

[19]) G. Melgunoff, das Südufer des kaspischen Meeres oder die Nordprovinzen Persiens. Übersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Leipzig, Leopold Voß, 1868, Seite 72 u. f.

[20]) „Die Errichtung einiger Gebäude auf Aschurade brachte in Teheran eine große Aufregung zu Wege. Die Perser waren überzeugt, daß hier starke Befestigungen angelegt wurden, die für die Ruhe Persiens gefährlich werden könnten, und niemand wollte glauben, daß nicht ein einziges steinernes, nicht einmal ein festes hölzernes Gebäude auf der Insel sei. Als der Statthalter von Astrabad, der verstorbene Dschafar Kuli Chan, nach Aschurade kam und der damalige Chef der Station Herr Lecharew, ihm die Gebäude auf der Insel zeigte, sagte er, es sei ihm nicht möglich in seinem Berichte nach Teheran eine der Wahrheit getreue Schilderung der Station zu geben; man würde ihn sonst bei dem Schah als von den Russen bestochen verlaumden. Die Perser fingen sehr bald an zu zeigen, wie wenig ihnen eine russische Station gegenüber ihrer Küste behage und sagten, daß sie der Hilfe Rußlands gegen Überfälle ihrer turkmenischen Unterthanen keineswegs bedürften. Gewöhnlich müssen die Turkmanen, welche nach der persischen Küste segeln, an der russischen Station einen Erlaubnisschein lösen, den sie nur gegen eine Bescheinigung des Ältesten ihres Stammes erhalten, und in welchem gesagt ist, daß sie in friedlicher Absicht reisen, man läßt sie dann mit ihren Waren passieren, die Waffen aber hält man bis zu ihrer Rückkehr in sicherer Verwahrung und giebt ihnen dieselben erst wieder, nachdem man sich durch eine Untersuchung des Bootes überzeugt hat, daß sie keine gefangenen Perser bei sich führen. Jetzt aber machten die persischen Behörden den Turkmanen kund, um ungehindert auf dem Meere oder im Meerbusen zu fahren, mußten sie nicht von der russischen Marinestation, sondern von der persischen Ortsbehörde eine Bescheinigung fordern, und hätten daher gar nicht nötig bei Aschurade anzuhalten. Diese günstige Gelegenheit ließen die Turkmanen nicht unbenutzt vorübergehen, sie beeilten sich, persische Erlaubnisscheine einzuholen, und fingen nun mit größerer Frechheit als vorher an die Dörfer an der Küste zu plündern, wo sie im dichten Schilf verborgen oder am Ufer vor den Verfolgungen der russischen Schiffe sicher sind. So machen sie ohne Mühe alle Perser, die ihnen begegnen, zu Gefangenen und führen sie auf Waldwegen nach ihren Steppen." Melgunoff, das südliche Ufer des kaspischen Meeres, Seite 76

Flottenstation. Die Russen kamen hier wieder in nähere Berührung mit den Turkmenen, unter denen manche Stämme seit Peter des Großen Zeit wiederholt den Anschluß an Rußland angestrebt hatten.[21] So günstig für Rußland wie zur Zeit des letzten russisch-persischen Krieges waren in den siebziger Jahren die Verhältnisse im Turkmenengebiet allerdings nicht mehr, aber trotzdem gelang es, die russische Machtsphäre auch hier immer weiter landeinwärts auszudehnen.

Die überwiegende Mehrzahl der Turkmenen war zur Zeit des russischen Chiwa Feldzuges noch völlig unabhängig, nur ein kleiner Teil, die auf Mangyschlak ansässigen Stämme, erkannte die russische Oberhoheit an, und dem Chan von Chiwa waren etwa 200000 Turkmenen unterthan[22]), während die Stämme Goklen und Ersary mehr nominell, denn faktisch Unterthanen des Schah von Persien und des Emirs von Buchara waren. Über die Volkszahl aller, teils seßhaften, teils nomadisierenden Stämme fehlen immer noch genaue Nachrichten, doch dürfte dieselbe mit 200000 Kibitken und etwa 1000000 Seelen nicht zu hoch gegriffen sein. Je weiter ostwärts, desto volkreicher sind die einzelnen Stämme, während die an den äußersten Westgrenzen nomadisierenden nur wenige Kibitken zählen. Auf Mangyschlak und bis hinab zum Kara-Bugas nomadisieren wenige Angehörige der Stämme Igdyr, Tschudory, Abdalla und Chodscha; auf dem Ust-urt bis nach Chiwa und an die Ufer des Amu-darja, dort hauptsächlich auf den zwischen den Kanälen sich hinziehenden Steppen trifft man die Hauptmasse der Tschudory und einige kleinere Stämme; auf der Balchanskij-Halbinsel sind nur 60 bis 70 Kibitken, während am Balchanskij Busen, auf der Insel Tscheleken,[23]) südlich von Krasnowodsk, und am untern Lauf des Usboi noch am Ende der fünfziger Jahre mehrere tausend Kibitken gezählt wurden; vom Balchanskij Busen bis zur persischen Grenze und über dieselbe hinaus am Atrek und Gjurgen leben Jomuden, von denen bereits viele seßhaft sind und teils Ackerbau, teils Fischfang treiben, wie die Jomuden in Tschikischlär, am Seljonij- und Sserebrjanij Hügel u. s. w., ohne deshalb, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, Raubzügen abgeneigt zu sein.

[21]) Rußland war schon unter Peter dem Großen mit den Turkmenen in Berührung gekommen. Der Kalmüken Chan Ajuk, dem die Turkmenen sich unterworfen hatten, unterstützte, wie schon oben erwähnt, die Russen bei ihren Unternehmungen gegen Chiwa und bei der Anlage von Festungen an der Alexander-Bai und der Krasnowodsk-Bucht. Der Verkehr mit den Russen wurde unterbrochen, als 1717 nach dem unglücklichen Zuge des Fürsten Bekowitsch die beiden Festungen aufgegeben wurden. Im Laufe des 18. Jahrhunderts bewarben die Turkmenen sich wiederholt um Aufnahme in den russischen Unterthanenverband so 1745, 1767 und 1798. „Im Jahre 1802 wiederholten sie ihr Gesuch und erklärten sich selbst als Unterthanen Rußlands. Am 16. Mai 1803 endlich wurde dem Stamme Abdala die Allerhöchste Urkunde gegeben, daß er unter den Schutz der russischen Macht aufgenommen sei. Gleich darauf wurde auch dem Oberkommandierenden in Grusien, dem Fürsten Zizianoff, zu erwägen aufgegeben: auf welche Weise die von den Bewohnern Mangyschlaks erbetene Befestigung gebaut, welcher Art sie sein solle, und was für eine Garnison man in ihr halten müsse. Nach Beurteilung der Verhältnisse befahl man, einen Entwurf und Anschlag zu machen, infolge dessen wurde der Ingenieur-Leutnant Laschkarew nach dem Ostufer des kaspischen Meeres kommandiert und dann beabsichtigte auch der Fürst Zizianoff selbst, sich dorthin zu begeben. Da er das aber nicht ausführen konnte, wurde die Angelegenheit dem Generalmajor Felkersam übertragen, welcher fand, daß man an der Mündung der Emba und am Tjup-Karagan Befestigungen anlegen müsse, wozu er 250000 Rubel forderte. Im Jahre 1808 wurde dem neuen Oberkommandierenden in Grusien, dem Grafen Gulowitsch der Befehl zur Ausführung gegeben; es wurde ihm aber anheim gestellt, die Zeit nach seinem Ermessen je nach den Umständen zu wählen. Im Jahre 1811 kam nach Astrachan eine Deputation von den Tschaudoren, welche, 2300 Familien stark, baten, sie in den Unterthanenverband Rußlands aufzunehmen und ihnen zu gestatten, sich in den Astrachanschen Steppen niederzulassen. Dasselbe erbaten gleich darauf auch noch 3600 Familien von Turkmenen verschiedener Stämme; da sie aber fürchteten, durch die jetzigen Länder der Adajewskischen Kirgisen zu ziehen, und es nötig gewesen wäre, sie mit den Heerden per Schiff zu transportieren, so blieb das Gesuch ohne Folge, um so mehr, da die Bittsteller selbst sich schnell anders besannen und nur die Protektion Rußlands, ohne auf die andere Seite des Meeres überzusiedeln wünschten. Im Jahre 1813 schickte während unseres Krieges mit Persien ein gewisser Sultan Chan zum Oberkommandierenden in Grusien, dem General Rtischtschew, Hussein chan und den in der Folge bekannten Kiat bek als Deputierte, mit der Mitteilung, daß auch die Turkmenen sich gegen die Perser gerüstet und als Anfang die ganze Umgegend von Astrabad verwüstet hätten. Diese Gesandten trafen aber den Oberkommandierenden in dem Gjulistanskischen Lager gerade zu der Zeit, als er den Friedensvertrag mit Abul Hussein Chan, dem Bevollmächtigten des persischen Hofes, schloß. Abul-Hussein wohl wissend, wie sehr die Turkmenen, von Rußland unterstützt, für sein Vaterland gefährlich werden könnten, bestand darauf, daß unsere Regierung in keinerlei Beziehungen zu ihnen treten sollte. Der General Rtischtschew stimmte dem bei, beschenkte die turkmenischen Gesandten anständig und schickte sie zurück. Das turkmenische Volk war, nach der Angabe von Murawjew, über diesen Mißerfolg sehr erbittert." Wenjukoff, Die russisch-asiatischen Grenzlande, Seite 483.

[22]) A. L. Kuhn. Bericht über meine Reise durch das Chanat Chiwa während der Expedition im Jahre 1873. Russische Revue, 3. Jahrgang, 1874, Seite 67.

[23]) Den Namen Tscheleken oder Tscharkan soll nach Angaben der Turkmenen die Insel erhalten haben, weil sich auf ihr vier Erze (tschahor kon), nämlich Naphtha, Naphtbagil (konzentriertes Naphtha oder Steinöl) Salz und Farben finden. Murawjew leitet den Namen von dem Worte Tschelek (Faß) her. Murawjew, Reise in Turkomanien und Chiwa, im Jahre 1819. Moskau, 1820 (russisch). Dasselbe in französischer Übersetzung, Paris 1822.

Südlich und östlich von den Jomuden wohnen am Atrek und Gjurgen die Goklen, friedliche Unterthanen Persiens, welche für den zivilisiertesten Turkmenenstamm gehalten werden. Umso wilder sind die jenseits des Kjurjan-Dagh und Kopet-Dagh und weiter ostwärts am Murgab ansässigen Tekke-Turkmenen, der volkreichste und einst gefürchtetste unter allen Stämmen. Sie zerfallen in die westlichen Achal-Tekke, und die östlichen Merw-Tekke, welche letzteren die früheren Besitzer von Merw, die Salor-Turkmenen, von dort nach Merutschag am obern Murgab zurückgedrängt haben. Vambéry erklärt die Salor für den ältesten historisch bekannten Turkmenenstamm, der, schon zur Zeit der arabischen Herrschaft durch seine Tapferkeit berühmt, früher viel größer gewesen sein müsse als jetzt.[24]) Nachbaren der Salor sind bei Pendschdeh am Murgab die gleich tapferen Saryk-Turkmenen. Um einige Brunnen in der Wüste zwischen Merw und Andchui nomadisiert der kleine, aber sehr wilde Stamm der Kara-Turkmenen, wegen seiner Räubereien gefürchtet und in fast ununterbrochener Fehde mit seinen Nachbaren, und auf dem linken Ufer des Amu-Darja zwischen Tschardschui und Balch ziehen die dem Emir von Buchara tributpflichtigen Erssari (auch Lebabtürkmen, Ufer-Turkmenen genannt) umher, welche (nach Vambéry) 50000 bis 60000 Zelte zählen und in 20 Unterarten (Taife) geteilt sind.[25])

Die einzelnen Stämme stehen in gar keiner Beziehung zu einander und erkennen unter sich kein Oberhaupt an. Sie sind, wie sie selbst zu sagen pflegen, ein Volk ohne Oberhaupt, das ein solches auch gar nicht braucht, da jeder Turkmene sein eigener Herr ist. Durch hervorragende Tapferkeit, durch Gewandtheit bei Überfällen oder durch Reichtum erlangen zwar einzelne einen gewissen Einfluß auf den Stamm, aber die Ältesten oder Akssakale sind, obwohl sie sich zuweilen den Titel Chan beilegen, doch ziemlich machtlos

Russische Truppen auf dem Marsche im Turkmenengebiet.

[24]) Hermann Vambery, Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkomanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863. Leipzig F. A. Brockhaus, 1865, Seite 245.

[25]) Galkin, dessen Angaben überhaupt vielfach von jenen Vambérys abweichen, spricht nur von 4 Unterarten. S. Galkin, Ethnographische Materialien in bezug auf das Orenburger Gebiet, 1868 (russisch).



und, müssen sich sorgsam hüten, durch Anordnungen, welche dem Stamm nicht gefallen, oder durch ungewöhnliche Forderungen die öffentliche Meinung gegen sich aufzuregen. Alle Achtung, welche die Turkmenen ihrem Akssakal entgegenbringen, ist sofort dahin, wenn er die eng gezogenen Grenzen seiner Befugnisse überschreitet. Die Kenntnis dieses Verhältnisses ist beim Abschluß von Verträgen mit Turkmenen von großer Wichtigkeit. Die Zusage des Akssakals oder Chans ist nicht im geringsten bindend für den Stamm, mag sie in so feierlicher Weise als nur möglich erteilt worden sein, und ein vom Akssakal geschlossener Vertrag wird von dem Stamm nur dann redlich gehalten, wenn derselbe darin einen Vorteil für sich sieht oder wenn ihn die Scheu vor der Überlegenheit des andern vertragschließenden Teiles von einem Bruche des gegebenen Versprechens abhält. Auch jene Stämme, welche Unterthanen von Persien, Chiwa und Buchara sind, stehen zu den Herrschern dieser Staaten nur in einem sehr losen Abhängigkeitsverhältnis. In Chiwa, wo sie sehr streng behandelt werden und hohe Steuern zahlen müssen, sind sie der Ruhe und Ordnung mehr als einmal gefährlich geworden und haben bei ihren Aufständen weit und breit das Land verwüstet, ja sich sogar wiederholt mit Waffengewalt zu Herren des Landes gemacht. Die dem Emir von Buchara unterworfenen Erssary zahlen nur in dem an den Amu-Darja grenzenden Gebiet, wo sie mehr im Bereiche der Macht des Emirs sind, demselben Tribut, während die weiter südwärts wohnenden Stämme sich auf ihren Nomadenzügen aller Bevormundung zu entziehen wissen. Ein festeres Band verbindet nur den Stamm der Goklen mit seinem Oberherrn, dem Schah von Persien, doch dies ist nur eine Folge der Feindschaft zwischen den Goklen und den ihnen benachbarten Turkmenenstämmen, den Tekke und Jomuden, durch welche sie gezwungen wurden, sich an Persien anzulehnen. Sie sehen mit Verachtung auf die Perser herab und benutzen trotz der in ihrem Gebiet errichteten persischen Festung jede Gelegenheit, um Perser zu berauben, welche als Schiiten ohnehin in ihren Augen vogelfrei sind.

Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß religiöser Fanatismus die Turkmenen zur Verfolgung der Schiiten ansporne. Wenn die Perser gleich den Turkmenen Sunniten wären, würden sie dadurch gegen Plünderung keineswegs gesichert sein, denn sowohl in Chiwa und Buchara als auch in Afghanistan leben Sunniten, und die Turkmenen lassen sich dadurch von Raubzügen in diese Länder nicht abhalten. Sie schleppen ihre eigenen Glaubensgenossen ebenso in die Sklaverei wie die Schiiten, und behandeln die einen so schlecht wie die anderen.[16]) Die Raubzüge sind eben, wie die Turkmenen sich ausdrücken, „Deb" (Sitte, Gebrauch), und der „Deb" ist ein ärgerer Tyrann als irgend ein Regent unter einem die zügellose Freiheit so sehr liebenden Volke sein könnte. Er ist mächtiger als die Religion, trotzdem diese in den Mollahs sehr gewandte und schlaue Vertreter besitzt, welche sich durch Ausnutzung des Aberglaubens der rohen Menge eine gefürchtete Stellung geschaffen haben. Was kein Akssakal mit allem Aufgebot seines persönlichen Ansehens durchzusetzen vermag, das erreicht der schlaue Mollah spielend unter dem Deckmantel des mysteriösen Wesens, in den er sich zu hüllen versteht. Er hat nicht vergeblich die Schulen in Chiwa oder Buchara besucht und versteht die dort erworbenen Kenntnisse so gut zu verwerten, daß er mit der Zeit ein wohlhabender Mann wird und seinem Beruf entsagen kann, um irgendwo sein Leben in sorgenloser Ruhe zu beschließen. Solange er aber noch sein Amt ausübt, sucht er sich mit dem Nimbus der Heiligkeit zu umgeben und ist ein fanatischer religiöser Eiferer, der unerbittlich gegen alles zu Felde zieht, was mit den Satzungen des Islam nicht vereinbar ist. An Gelegenheit fehlt es ihm nicht, denn einerseits steht der „Deb" mit seinen seit Jahrhunderten festgewurzelten Vorschriften in vieler Beziehung in schroffem Gegensatz zu den Geboten der Religion, und andererseits haben sich noch aus uralter Vorzeit eine Menge Gebräuche erhalten, die mit dem Islam nicht gut vereinbar sind. Der Feuerkultus Zarathustras ist zwar in den Turkmenensteppen wie in anderen Gegenden Zentral-Asiens dem unwiderstehlichen Ansturm des Islam erlegen, aber er ist nicht mit der Wurzel ausgerottet worden. Wie bei den Germanen und Elbslawen noch lange nach ihrer gewaltsamen Bekehrung zum Christentum eine Unmasse heidnischer Gebräuche sich erhielt, und überhaupt die neue Lehre nur dadurch leichter Eingang fand, daß sie den Wuotan, den Perun, Swantowit und die anderen Heidengötter mit Christus und seinen Heiligen identifizierte, so sind hier an die Stelle von Sonne und Feuer Allah und Mohammed getreten.

[16]) Vambery fragte einst einen berüchtigten Räuber, der gleichwohl für einen sehr frommen Mann galt, ob er, wenn er seine sunnitischen Brüder als Sklaven verkaufe, nicht an die Worte des Propheten denke, der gesagt habe: „Jeder Muselmann ist frei" — „Behey!" erwiderte der Turkmene ruhig. „Der Koran, das Buch Gottes, ist gewiß edler als der Mensch, und man kauft oder verkauft es für einige Kran. Ja, was willst Du mehr? Joseph, der Sohn Jakobs, war ein Prophet und ist auch verkauft worden. Hat ihm das etwas geschadet?"

Die äußere Form ist eine andere geworden, aber am Wesen des Nomaden hat der neue Glaube nichts geändert.

So wenig sich der Turkmene im allgemeinen um Vorschriften der Religion kümmert, so versäumt er doch nie, bevor er zu einem Raubzug aufbricht, sich von einem Mollah den Segen spenden zu lassen. Bis zu dem Augenblick der Weihe durch den Mollah wird der Plan zu dem Raubzug sorgfältig geheim gehalten, und sogar die nächsten Anverwandten der Beteiligten erfahren nichts von den Vorbereitungen. Eine Anzahl unternehmungslustiger Männer verbündet sich zu einem Raubzug oder Alaman, wählt einen aus ihrer Mitte zum Serdar (Anführer) und findet sich, nachdem der Mollah über sie den Segen gesprochen, am Abend an dem als Versammlungsplatz bestimmten Orte ein. Vorsichtig nähert man sich dem Orte, welchen man zu überfallen gedenkt. Der Überfall erfolgt stets bei Nacht, und zwar zur Mitternachtsstunde, wenn in dem zu plündernden Dorfe bereits alles im tiefen Schlafe liegt. Von mehreren Seiten stürmen sie dann unter wildem Geschrei in das Dorf. Wer Widerstand leistet, wird schonungslos niedergemacht, die sich Ergebenden gefesselt und meist an den Schweif des Pferdes gebunden, was sich in den Häusern an wertvollem Hab und Gut vorfindet auf die Pferde gepackt, und wenn die Flammen ihr Zerstörungswerk beginnen und der Feuerschein weithin die Kunde von dem Alaman trägt, ist die Räuberschar schon wieder auf dem Heimweg. Sie ist ebenso rasch verschwunden, wie sie aufgetaucht ist.

Persern gegenüber haben die Turkmenen stets ein leichtes Spiel. Nur selten raffen sich dieselben zu energischem Widerstand auf. Wenn Turkmenen plötzlich aus einem Hinterhalt von allen Seiten auf eine persische Karawane einstürmen, da können die Perser noch so zahlreich und so gut als möglich bewaffnet sein, sie sind doch von der Überlegenheit der Wüstensöhne so überzeugt, daß sie es auf einen Kampf gar nicht ankommen lassen, sondern die Waffen wegwerfen und sich ergeben. Vambéry erzählt, daß ein Turkmene ihm mitgeteilt habe, es komme zuweilen vor, daß die Perser, anstatt sich zur Wehr zu setzen, Stricke verlangen und dann selbst einer den andern binden. Thatsache ist es, das ein Turkmene ohne Bedenken den Kampf mit 5 Persern aufnimmt. Und doch sind alle, welche im Kampfe fallen, glücklich zu preisen im Vergleich mit jenen, welche von den Turkmenen zu Gefangenen gemacht werden. Sie haben zunächst einen vielleicht tagelangen Marsch durch die Wüste zurückzulegen, bevor sie den Aul der Räuber erreichen. Da diese fürchten, verfolgt und eingeholt zu werden, treiben sie die gefesselten Gefangenen zur größten Eile an. Wenn sie Herden erbeutet haben, geht es allerdings nur langsam vorwärts, aber mit einem Gefangenentransport werden nicht viel Umstände gemacht. Die Armen werden vor den Pferden hergetrieben oder müssen, an den Schweif eines Pferdes angebunden, mit diesem gleichen Schritt halten. Im Aul angekommen, erwarten den Gefangenen neue Leiden. Die Beute wird verteilt und jeder Teilnehmer am Alaman erhält einen gleichwertigen Anteil an derselben. Die geraubten Tiere und Waren behält er, aber die Gefangenen müssen erst verwertet werden: entweder wird für sie von ihren Verwandten ein Lösegeld erlegt, oder sie werden als Sklaven verkauft. Dem Turkmenen kommt es nun zunächst darauf an, zu erfahren, ob sein Gefangener arm oder reich ist. Ein gleich großes Interesse hat aber der Perser, seinen etwaigen Reichtum nicht zu verraten, um mit einem möglichst geringen Lösegeld sich freizukaufen. Schläge und Martern aller Art werden dann angewendet, um von ihm ein Geständnis zu erpressen, das seinen Herrn befriedigt, und wenn dieses erlangt ist, beginnen die Verhandlungen mit den Verwandten des Gefangenen, die aufgefordert werden, bis zu einem bestimmten Tage das Lösegeld zu zahlen. Wenn die Zahlung ausbleibt, wird der Gefangene als Sklave verkauft.

Vor dem Chiwa-Feldzug des Jahres 1873 war Chiwa der Hauptmarkt für die Gefangenen, welche die Turkmenen auf ihren Raubzügen erbeuteten. Da eine der Bedingungen des Friedens, welchen General Kauffmann dem Chan diktierte, die Unterdrückung des Sklavenhandels war, wurde den Turkmenen die Möglichkeit, dorthin Sklaven zu verkaufen, abgeschnitten, und seit der Ausdehnung der russischen Herrschaft über die Achal-Oase und Merw hat der Menschenraub an der persischen Grenze überhaupt ein Ende gefunden. Unter einer Verwaltung, welche für Ruhe und Ordnung sorgt, werden auch die Turkmenen sich allmählich an eine ruhigere Lebensweise gewöhnen und einsehen lernen, daß sie durch Arbeit sich eine bessere Existenz zu schaffen vermögen als durch ihr früheres Räuberleben. So groß die Verheerungen waren, welche die Turkmenen auf ihren Raubzügen anrichteten, so blieb doch die große Masse des Volkes immer arm, und jene, denen es gelang, einiges Geld zu ersparen, wußten nicht, was sie damit anfangen sollten. „Ich habe,“ schreibt Vambéry, „viele Turkmenen kennen gelernt, die trotz alles Wohlstandes immer getrocknete Fische aßen und Brot sich nur einmal in der Woche gönnten, ebenso wie der Ärmste, dem der Preis des Weizens unerschwinglich ist.“ Bei den nomadisierenden Stämmen beträgt der Wert der Habe



Turkmenischer Mollah den Krieg gegen die Russen predigend. Zeichnung von J. N. Karasin.



Turkmenen Frau auf Wachtposten. Zeichnung von J. N. Karasin.

einer Familie gewöhnlich nicht viel mehr als 200 Rubel. Ein oder zwei Pferde, ebensoviel Kamele, einige Hammel, eine Filzjurte, die schnell aufgerichtet und noch schneller abgebrochen werden kann, einiges Kochgeschirr und Filzstücke, die zum Lager dienen, das ist alles, was ein nomadisierender Turkmene außer seinen Kleidern und Waffen sein eigen nennt. Die letzteren bestehen aus Lanzen, Säbeln, Pistolen und Gewehren alter Konstruktion, an denen ein Doppelbajonett befestigt ist (siehe Seite 9). Viel mehr Wert als die Waffen haben die Pferde des Turkmenen, sein kostbarstes Besitztum. Als echter Wüstensohn liebt der Turkmene sein Pferd über alles. Der Verlust von Weib und Kind würde ihn nicht so schmerzen als der Verlust eines Pferdes, das er sorgfältig aufgezogen hat. Die Turkmenenpferde sind arabischer Abstammung, und unter dem Vollblut, welches Bedwi (Beduinen) genannt wird, trifft man vortreffliche und ausdauernde Renner. Für den äußern Aufputz derselben giebt der Turkmene sein Letztes hin und hüllt sich selbst in ärmliche Lumpen, wenn er nur prächtiges Sattel- und Zaumzeug für sein Pferd besitzt. Wenn er matt und müde von weitem, anstrengendem Ritt durch glühenden Wüstensand heimkehrt, gönnt er sich doch keine Ruhe, bevor er sein Pferd besorgt hat. Er wartet es mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt, schützt es gegen Hitze und Frost, hungert und durstet lieber selbst, um nur den treuen Gefährten nicht Not leiden zu lassen.[27])

Die Wartung seines Pferdes ist aber auch die einzige Arbeit, zu der sich ein nomadisierender Turkmene herbeiläßt. Wenn ihn diese nicht in Anspruch nimmt, sucht er Gesellschaft auf, um im Kreise von Stammesgenossen mit Erzählungen kriegerischer Abenteuer sich die Zeit zu vertreiben oder, das Tschilin, die persische Pfeife rauchend, einem Märchenerzähler zuzuhören. Wandernde Barden, die Bachschi, finden sich häufig im Lager ein, und wenn sie zu den Klängen ihrer zweiseitigen Dutara ein Lied zu singen beginnen, dann lauschen die wilden Krieger, welche nur für Raub und Blutvergießen Sinn zu haben scheinen, atemlos der Melodie. Trotz ihres Nomadenlebens besitzen die Turkmenen eine Litteratur, und berühmte Dichter, deren Lieder noch heute fortleben, sind aus ihrer Mitte hervorgegangen. Der größte Nationaldichter ist Machdumkuli aus dem Stamm der Goklen, der am Ende des vorigen Jahrhunderts lebte. Ein großer Sagenkreis knüpft sich an seine Person, und die Turkmenen verehren ihn wie einen Heiligen. „Höchst interessant," schreibt Vambéry, „ja unvergeßlich sind mir die Szenen, die ich erlebte, wenn bei Feierlichkeiten oder sonstigen Abendunterhaltungen ein Bachschi die Verse Machdumkulis rezitierte. In Etrek war es, wo einer dieser Troubadours ein Zelt nahe dem unsrigen hatte, und da er uns abends mit seinem Instrumente besuchte, so scharten sich auch bald einige junge Leute um ihn, und er mußte einige Heldenlieder zum besten geben. Sein Lied bestand aus gewissen rauhen Kehllauten, die wir eher für ein Geröchel als für einen Gesang halten möchten, und die er anfangs mit sanften, später, wenn er in Feuer kam, mit wilden Saitenschlägen begleitete. In dem Grade, in welchem der Kampf heftiger wurde, wuchs auch die Ereiferung des Sängers und die Begeisterung der jungen Zuhörer, und wirklich romantisch war der Anblick, wenn die jungen Nomaden, tiefe Seufzer ausstoßend, die Mützen zur Erde warfen und mit einer Wut in ihre Locken fuhren, als wenn sie den Streit mit sich selbst beginnen wollten." Ein Bachschi, der solche Lieder vorzutragen versteht, wird daher stets mit großen Ehrenbezeugungen empfangen und kann sicher sein, daß man ihm mit reichen Geschenken lohnen wird.

Während die Männer sich dem Müßiggang ergeben oder sich vergnügen, haben die Frauen alle Hände voll zu thun, denn alle Arbeit ruht auf ihren Schultern. Sie haben die Kamele und Schafe zu

[27]) „Für gute, ausdauernde Tiere werden auch in der Wüste ziemlich bedeutende Preise gezahlt. Dieselben schwanken meist zwischen 500 und 1400 Mark. Die einheimische Rasse ist wiederholt durch Kreuzung mit arabischem Vollblut aufgebessert worden — Timur soll den Turkmenen 5000, Nadir Schah 600 arabische Stuten überlassen haben — aber auf den ersten Blick scheint doch das Turkmenenpferd keine der guten Eigenschaften des arabischen zu besitzen. Die Pferde sind sehr groß, der magere Leib unverhältnismäßig lang, den langen Füßen scheint kräftige Muskulatur zu fehlen, und man sieht es den Tieren nicht an, daß sie imstande sind bedeutende Lasten zu tragen, und daß sie flüchtige und dabei ausdauernde Renner sind. Dennoch vermögen die Tiere durchschnittlich 20 Meilen in 18 Stunden zurückzulegen, und ermatten auch auf tagelangen Wüstenritten nicht. Man hat Turkmenenpferde in Chiwa und in Persien eingeführt, aber sie haben dort rasch ihre guten Eigenschaften verloren, sind träge und dick geworden. Die Wüste, in der sie aufgewachsen sind, ist ihr Lebenselement. Die Tiere wachsen dort im Freien auf — Gestüte und Ställe sind unbekannt — und werden früh an Anstrengungen und Entbehrungen gewöhnt. Der Turkmene leidet oft selbst Mangel an den nötigsten Lebensbedürfnissen, und in solchen Zeiten ist es auch um die Fütterung der Pferde schlecht bestellt. Er leidet aber lieber selbst Hunger, als daß er sein Pferd darben ließe, das er über alles liebt. Nur in seltenen Fällen vermag auch ein hohes Angebot, ihn zum Verkauf desselben zu bestimmen, und sein Letztes würde er ohne Bedenken hingeben, um eine gute Filzdecke für sein Pferd zu kaufen, in welche dasselbe das ganze Jahr hindurch eingehüllt bleibt, und die im Sommer vor den glühenden Sonnenstrahlen, im Winter vor der Kälte schützt." Roskoschny, Das asiatische Rußland, II. Band, Seite 345.

warten, nach den Kindern zu sehen, die Speisen zuzubereiten, die Kleider zu verfertigen, die Filzjurte aufzuschlagen und, wenn der Aul weiterzieht, abzubrechen und mit dem andern Hausgerät auf die Kamele zu packen. Ja sogar die Herstellung der Filzjurte — das Holzwerk ausgenommen — bleibt vollständig ihnen überlassen, wie überhaupt die Herstellung des Filzes eine ihrer Hauptbeschäftigungen ist. Obwohl aber der Turkmene seine Frau als Sklavin behandelt und sie zu schwerer Arbeit anhält, so sieht er es doch auch gern, wenn sie hübsch gekleidet und reich geschmückt ist. Wie er sein Pferd mit allerhand hellklingendem Schmuck behängt, so liebt er es auch, seine Frau mit Schmuck aller Art, mit Hals- und Armbändern, Ohrringen, ja sogar mit Nasenringen geschmückt zu sehen. Der Turkmene liebt das Gerassel von Ketten — mögen es nun Schmuckketten sein, oder solche, die zur Fesselung Gefangener dienen —, und so kündigt sich ein Turkmenenweib schon von weitem durch das Rasseln der silbernen Ketten und der die Amulette einschließenden Etuis an, mit denen es behängt ist. Die Kleidung der Frauen besteht nur aus weiten Beinkleidern, einem bis zu den Knöcheln reichenden rotseidenen Hemd, über welches sie bei festlichen Gelegenheiten, wenn sie im vollen Putz erscheinen, um die Hüften einen Schawl schlingen, aus einer kurzen, dem ungarischen Dolman ähnlichen Jacke, aus dem weiten Chalat, und roten oder gelben Stiefeln mit hohen Absätzen. Das Haar wird mit Perlen und Schnüren von Silbermünzen durchwunden und in lange Zöpfe geflochten, welche, über die Schultern herabhängend, unter dem Dolman hervorsehen.[28])

Die Männer verwenden auf ihre Kleidung nur sehr geringe Sorgfalt. Der Schnitt ihrer Kleider ist derselbe wie in Chiwa. Über dem langen Hemde von roter Seide tragen sie ein schlafrockartiges Oberkleid, den Tschapan, den sie nur, wenn sie auf Raub ausziehen, mit einem kürzern Obergewand vertauschen, und das Haupt bedeckt eine leichte Pelzmütze.

Da der nomadisierende Turkmene, wenn er sich nicht auf einem Raubzug befindet, und namentlich im Winter einen großen Teil des Tages in seiner Jurte zubringt, wird dieser stets besondere Sorgfalt gewidmet. Gleich den Kibitken der Kirgisen besteht die turkmenische Jurte aus einem Holzgerüste, welches mit Filz überkleidet wird. So unansehnlich die Jurten von außen betrachtet erscheinen, so sind sie doch sowohl im Sommer als im Winter ein sehr angenehmer Aufenthalt, denn die dichten Filzlagen halten im Sommer die Hitze ab und der Innenraum bleibt stets kühl, und im Winter, wenn Orkane über die Steppe dahinbrausen, gewährt die Jurte ein warmes, sicheres Obdach. Dem Fremden, der zum erstenmal die Steppenstürme um eine Jurte toben hört, wird es zwar angst und bange, und er befürchtet, daß im nächsten Augenblick der leichte Bau umgeworfen und in Stücke zerfetzt werden wird, aber der Turkmene vertraut der Festigkeit desselben. Er sieht höchstens, bevor er sich zur Ruhe begibt, noch nach, ob die Filzdecken gut befestigt sind, zieht hier und da einen der Stricke, welche das Gebäude umschlingen, fester und schläft dann so ruhig, wie der Städter in einem feuersichern Haus.

Wenn sich im Aul angesehene Gäste einfinden, wird häufig für dieselben eine besondere Jurte errichtet, deren Innenwände man mit frischem, noch weißem Filz überzieht, weshalb eine solche ak oy (weißes Zelt) genannt wird, zum Unterschied von dem kara oy (schwarzes Zelt), dessen Filzwände schon von Rauch geschwärzt sind. Obwohl die Turkmenen zu den ungastlichsten Völkern gehören, so kommt es doch sehr häufig vor, daß sich Gäste im Aul einfinden. Die Unmöglichkeit, auf den oft viele Tagereisen weit ausgedehnten Alamanen den nötigen Proviant mitzuführen, hat eine gewisse Gastfreundschaft zwischen den einzelnen Auls ausgebildet. Den auf einem Alaman befindlichen Angehörigen eines andern Auls darf die Aufnahme nicht verweigert werden, aber der Wirt bleibt stets ein widerwilliger Geber und sucht den Gast mit so wenig als nur möglich abzufinden. Nicht-Turkmenen gegenüber benimmt er sich noch unfreundlicher. Kein Gebot der Gastfreundschaft schützt dieselben vor Verrat, und kein Stammesgenosse

[28]) „Das Verschleiern des Gesichts ist nicht gebräuchlich, auch in Gegenwart Fremder bleiben die turkmenischen Frauen unverschleiert und verlassen auch das Zelt nicht, wenn Fremde in dasselbe eintreten. Man sagt ihnen nach, daß sie mit Gästen leicht vertraut werden und ihre Gunst nicht schwer zu erringen ist, wobei man allerdings auf der Hut sein müsse, da dies zuweilen nur zum Scheine geschehe, um den Gast ins Verderben zu locken. Die Gastfreundschaft wird nämlich von den Turkmenen für eine heilige Pflicht gehalten, und der Fremde, der in einem Turkmenenzelt Aufnahme gefunden hat, kann sicher sein, daß sein Wirt ihn nicht nur gegen fremde Feinde sondern auch gegen seinen eigenen Stamm und die übrigen Lagergenossen schützen wird, aber wenn der Fremde sich zu Unvorsichtigkeiten verleiten läßt, die als Bruch der Gastfreundschaft angesehen werden können, wird der Turkmene begierig die Gelegenheit ergreifen, sich aller Verpflichtungen gegen ihn ledig zu erklären. Die Frau ist vielleicht beauftragt, den Gastfreund durch ihr Benehmen zu verleiten, daß er einen Anlaß zum Bruche gebe, ist er so unvorsichtig, ihr gegenüber aus seiner Zurückhaltung herauszutreten, ruft ihr Hilfegeschrei im nächsten Augenblick die Männer herbei, der Fremde wird beschuldigt die Gebote der Gastfreundschaft verletzt zu haben, und ohne Umstände wird er zum Sklaven erklärt und aller seiner Habe beraubt." Roskoschny, Das asiatische Rußland, II. Band, Seite 346.

wird es dem Wirt verargen, wenn er seinen Gast fesselt und als Sklaven verkauft. Bei den Stämmen, welche bereits unter russische Herrschaft gelangt sind, ist das letztere allerdings unmöglich geworden, aber der Fremde ist dafür im Turkmenenlager der schamlosesten Ausbeutung preisgegeben. Man sucht ihn überdies auf alle mögliche Art zu betrügen oder zu bestehlen, und er muß scharf auf sein Gepäck acht geben, daß ihm nichts abhanden kommt. Nicht selten beschuldigt ihn der Wirt, daß er ihn selbst bestohlen habe, um eine Entschädigung für einen angeblich verschwundenen Gegenstand zu erpressen. Der Russe ist jetzt im Turkmenenzelt ein gerngesehener Gast, doch nur deshalb, weil der Turkmene weiß, daß der Russe alle Leistungen reichlich bezahlt, und wenn ein solcher durch das Turkmenengebiet reist, bewirbt man sich von allen Seiten darum, ihn beherbergen zu können.



Kosakenpatrouille.

Die seßhaften Turkmenen leben im allgemeinen in besseren Verhältnissen als die nomadisierenden, und die Ackerbauer erlangen sogar einen gewissen Wohlstand, wo gute Bewässerung den Anbau von Weizen oder Gerste lohnend macht. Das Getreide, das sie bauen, brauchen sie aber für sich selbst, und für den Export kommt es nicht in Betracht. Die am Kaspi-See ansässigen Stämme treiben zwar Handel, aber die Produkte, die sie auf den Markt bringen, beschränken sich auf Erdöl, Salz und Fische. Ersteres ist auf der Insel Tscheleken und an anderen Orten in der Nähe der Küste reichlich vorhanden, und die vielen, im Sommer ausgetrockneten Seeen liefern Salz in Menge, aber der Fischfang geht immer mehr in die Hände russischer Unternehmer über, die bereits auch den Erdölquellen ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, so daß der Kreis der den Turkmenen zugänglichen Exportartikel von Jahr zu Jahr kleiner wird. Da sie außer Pferden und Vieh, von welchem letztern große Herden zu halten, in einem nicht geringen

Teil des Gebietes der Mangel von Weideplätzen verhindert, nichts zu Markte bringen können, dürfte sich hier über kurz oder lang eine Notlage der Bevölkerung herausbilden, welcher nicht früh genug vorgebeugt werden kann. Große Handelsvorteile hat Rußland jedenfalls von den Turkmenen am Kaspi-See nicht zu erwarten, solange es nicht gelingt, dieselben kaufkräftiger zu machen als sie heute sind. Rußland liefert ihnen heute vorzüglich Metallgeschirre, Messer u. dgl., sämtlich zu unverhältnismäßig hohen Preisen, da der ganze Handel in den Händen einiger weniger Händler ruht, welche keine Konkurrenz zu fürchten haben. Von Persien beziehen die Turkmenen am Kaspi-See Reis, Teppiche, Holz zum Kahnbau und auch fertige Kähne, von Chiwa Getreide und Kleidungsstücke. Eine nennenswerte Industrie ist nirgends vorhanden. Die Teppiche, Filze u. s. w., die erzeugt werden, kommen keineswegs in großen Massen auf den Markt, und sogar in Merw, von dessen Reichtümern einst soviel gefabelt wurde, sind Handwerker eine große Seltenheit. Die Fabrikation der Turkmenen beschränkt sich auf Teppiche und Filze für den Handel, auf grobes Leinenzeug, Pelze und Mützen für ihren eigenen Bedarf. Charakteristisch für die Handelsverhältnisse bei den Turkmenen ist ihr Münzwesen. Herr Lessar erzählt, daß ihn in Merw ein Meister besuchte, der sich mit der Anfertigung von Münzen beschäftigt. In einem Sack, den er in der Hand hielt, befanden sich die Instrumente, welche er benutzte, einige Stücke Metall und fertige Münzen. Jeder Merwer war berechtigt, Münzen zu prägen. „Merw hat keinen Padischah,“ sagte der Münzenpräger zu Herrn Lessar, „und deshalb machen die Merwer sich ihr Geld selbst.“ Die Münzenprägung war aber trotzdem eine Art Monopol, denn der Mann, den Herr Lessar kennen lernte, war der einzige in der ganzen Oase, der Münzen zu prägen verstand.



Überfall des russischen Trains durch Turkmenen.

Jene Turkmenen, welche große Herden besitzen, sind durch dieselben zu immerwährender Wanderschaft gezwungen. Sie ziehen von Oase zu Oase, schlagen bei einem Brunnen ihr Lager auf, und wenn die Herden alles Gras ringsum abgeweidet haben, geht es weiter, zu einem andern Weideplatz. Gute Brunnen sind im Turkmenengebiet selten. Man muß oft 5 bis 6 Klafter tief graben, bevor man auf Wasser stößt, und alle Arme, über welche ein Stamm verfügt, müssen sich regen, wenn ein neuer Brunnen gegraben werden soll. Ein solcher gilt dann aber auch als kostbares Besitztum, als eine Art Heiligtum, und in der Regel werden in seiner Nähe die Begräbnisplätze gewählt.

Die Herden der nomadisierenden Turkmenen bestehen aus Pferden, Kamelen, Eseln und großen Mengen von Schafen und Ziegen. Kühe trifft man bei ihnen selten, und dann nur eine kleine schwächliche Rasse. Die ansässigen Turkmenen besitzen keine Herden und züchten nur soviel Vieh, als sie zur Deckung des eigenen Hausbedarfes brauchen. Ihre Hauptbeschäftigung ist — von den Stämmen am Ufer des Kaspi-Sees, welche vom Fischfang leben, abgesehen — der Ackerbau. Ihre Niederlassungen liegen längs der Ufer kleiner Flüsse oder Bäche, aber die von ihnen bebauten Felder sind niemals groß. Durchschnittlich besitzt ein Turkmene soviel Ackerland, als er mit 8 Pfund Weizen besäen kann. Auf diesem kleinen Grundstück pflanzt er Mais, Weizen und Hirse für sich, Klee für seine Pferde, und in guten Erntejahren liefert die Aussaat beim Weizen den 40 bis 60 fachen, beim Mais sogar 100 und 200 fachen Ertrag, während die Hirse zuweilen das 600 fache der Aussaat einbringt. Klee wird 3 mal jährlich gepflanzt und 6 mal geschnitten. Bei solcher Ergiebigkeit des Bodens ist auch das kleine Grundstück, welches der Turkmene besitzt, imstande, ihn und die Seinigen zu ernähren, wenn nicht Frühjahrsfröste oder große Dürre seine Erntehoffnungen zu nichte machen. Hungerjahre sind in der Steppe gar nicht selten. Wenn in der furchtbaren Hitze alle Quellen versiegt, die Flüsse zu einem kaum wahrnehmbaren Wasserstreifen auf dem Grunde ihres tiefen Bettes zusammengeschrumpft sind, dann erstirbt alle Vegetation, und Not und Hunger halten bald ihren Einzug in den Turkmenen Aul.

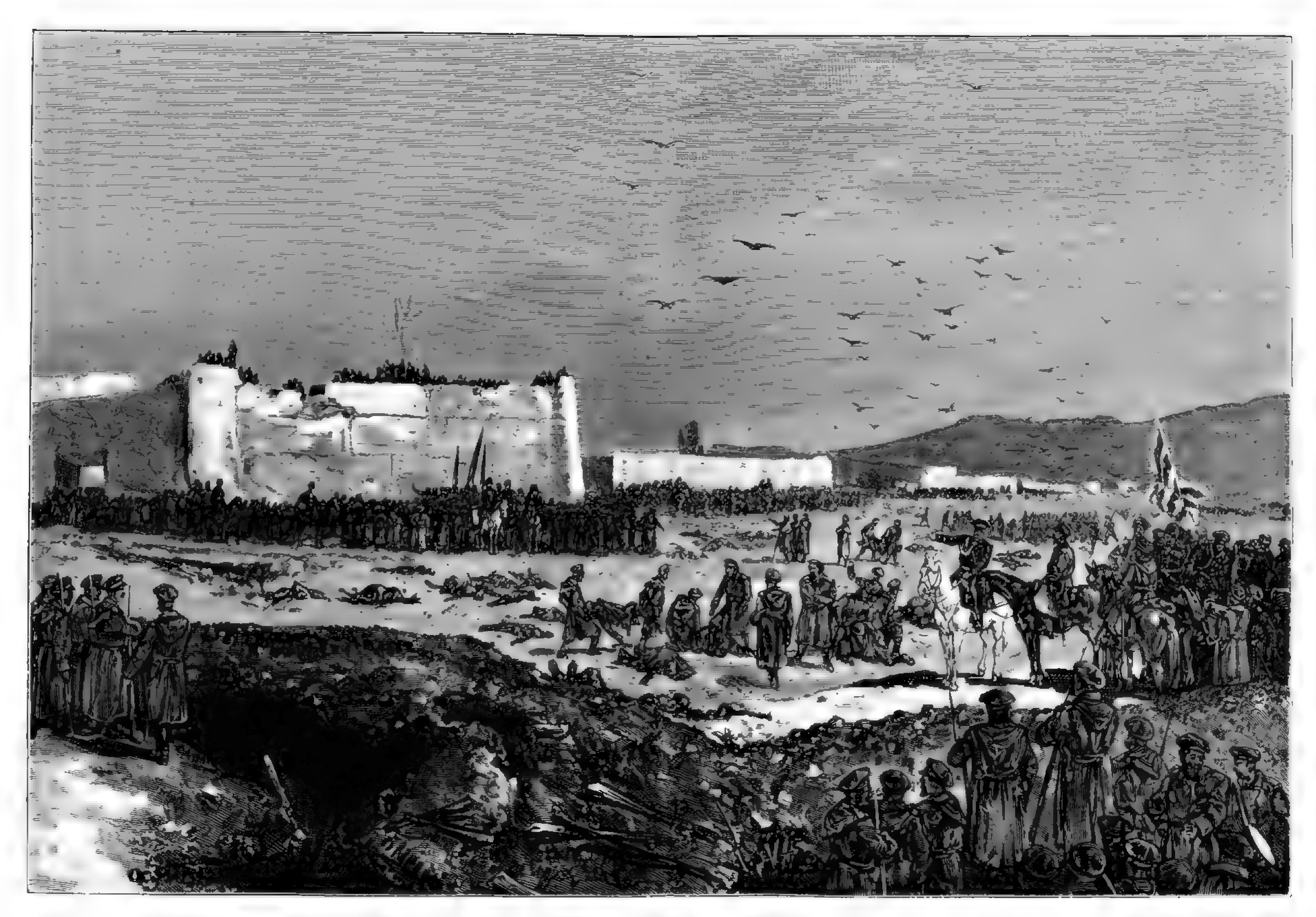
Die Armut, welche bei den Turkmenen herrscht, beeinflußt selbstverständlich auch ihre ganze Lebensweise, die kaum noch einfacher sein kann. Zum Frühstück wird trockenes Brot mit Zwiebeln genossen; die Hauptmahlzeit besteht entweder aus gekochtem Reis oder kleinen Stücken Hammelfleisch, die am Spieß gebraten werden, oder auch aus Bohnen, mit einem Zusatz von Mehl, Pfeffer und Salz gekocht, aus Kürbissen, Melonen u. s. w. Als Getränk dient gegohrene Kamelmilch, welche der Turkmene mit Vorliebe trinkt, und Thee, der ohne Zucker getrunken wird. Der Turkmene ist überhaupt inbezug auf seine Kost nicht wählerisch, und in Zeiten der Not nimmt er mit manchem vorlieb, was unsern Ekel erregen würde. Übelriechendes Wasser, welches sogar die Kosakenpferde verschmähten, hat man Turkmenen ohne Bedenken trinken gesehen. Ein Turkmenenmagen hat jedenfalls nicht seinesgleichen, denn sie pflegen sogar die Hammelhäute zu verzehren. Nachdem die Wolle abgezogen worden, wird die Haut in lange Streifen geschnitten und am Feuer geröstet. Dafür entschädigt sich aber der Turkmene reichlich für alle Entbehrungen, wenn einmal zeitweilig nach einem Raubzuge bei ihm Überfluß herrscht, und seine Gefräßigkeit ist dann ebenso groß wie früher seine Genügsamkeit. Den Gebrauch von Messer und Gabel bei der Mahlzeit kennt der Turkmene nicht. Er ißt mit den Fingern, jeder sucht sich aus der Schüssel das ihm behagende Stück heraus, taucht es in die Brühe und löffelt dann diese aus. Ist die Mahlzeit beendet, werden die Finger abgeleckt und das an ihnen noch haftende Fett ins Gesicht geschmiert, denn eine fettglänzende Haut gilt als schön.

Festgelage, die auf seine Kosten stattfinden, liebt der Turkmene nicht, denn eine seiner hervorstechendsten Charaktereigentümlichkeiten ist der Geiz, und überdies verschmäht er alle berauschenden Getränke. Dagegen sind viele Spiele und Belustigungen üblich, welche eine Abwechselung in das einförmige Nomadenleben bringen. Eine Hochzeits- oder eine Totenfeier bringt den ganzen Aul in Aufregung. Mit der erstern ist das sog. Kökbörü- (grüner Wolf) Spiel verbunden, ein aufregendes Wettrennen, bei dem die in einen Schleier oder ein Tuch gehüllte Braut, ein geschlachtetes Lamm oder eine Ziege vor sich im Sattel, in die Steppe hinaussprengt und nach einer Weile von dem Bräutigam und seinen Freunden verfolgt wird. Im schärfsten Galopp geht es über die Steppe hin. Die jungen Leute suchen der Braut so nahe zu kommen, daß sie ihr das Lamm entreißen können, sie dagegen sucht sich ihnen durch geschickte Schwenkungen zu entziehen, und da die Turkmenenfrauen alle gute Reiterinnen sind, geschieht es gar nicht selten, daß die Braut das Ziel des Wettrennens früher erreicht als ihre Verfolger. Ähnlich, aber viel wilder geht es bei einem Spiel zu, an welchem oft bis 200 Reiter teilnehmen. Einer derselben reitet in die Steppe hinaus und holt aus einer Herde ein Schaf, welches er schlachtet und dann mit demselben zum Lager

zurückreitet. Kaum werden die anderen seiner ansichtig, so beginnt die Jagd. Von allen Seiten stürmen sie auf ihn ein und suchen ihm das Tier, welches er an einem Bein in der rechten Hand hält, zu entreißen. Ein wirrer Knäuel von Pferden und Menschen wälzt sich über die Steppe hin, und bald ist das Schaf von hundert darnach langenden Händen in Stücke zerrissen. Die Glücklichen, denen es gelingt, ein Stück Fleisch zu erhaschen, erfreuen sich aber ihres Raubes nicht lange, denn sofort suchen andere es ihnen zu entreißen. Die Schar löst sich in eine Menge kleiner Abteilungen auf, deren jede den Räuber eines Stückes Schaffleisch verfolgt, und diese Jagd findet nicht früher ein Ende, als bis alle, denen es gelang, etwas zu erbeuten, bei ihren Zelten angelangt sind. Da jeder, der dem andern das geraubte Fleischstück entreißt, sich sofort aus dem Verfolger in einen Verfolgten verwandelt, steigert sich bei langer Dauer des Spieles die Aufregung so sehr, daß der Scherz dem Ernst weicht und das Spiel in eine blutige Rauferei ausartet, bei welcher nicht selten einer oder mehrere Teilnehmer ihr Leben verlieren. Während nach dem „Deb" für jeden Mord an die Verwandten des Ermordeten 1000 persische Tillas (etwa 8000 Mark) als Sühngeld zu zahlen sind, wird ein bei solchen Spielen verübter Mord nicht gesühnt, denn er gilt als kein Verbrechen. Die Verwandten würden sich sogar eines schweren Verstoßes gegen das Herkommen schuldig machen, wenn sie für den Totschlag Blutrache üben wollten. Diese Spiele mit ihrem wilden, toll kühnen Dahinstürmen sind gleichsam eine Vorschule des Krieges, und daher kann ein Turkmene, der dabei seiner Wildheit die Zügel schießen ließ, nicht bestraft werden. Wie sie hier, nur ihr Ziel im Auge, hinter dem Verfolgten herjagen, so stürzen sie sich dann auch, kein Hindernis achtend und nichts fürchtend, auf den Feind. Trotz der Kartätschen, welche Lücken in ihre Reihen rissen, sind sie in den Kämpfen mit den Russen mehr als einmal bis an die geschlossenen Carrés gelangt und haben sich mit beispielloser Todes verachtung in die Bajonette gestürzt, jeder Mann ein Winkelried, der den Seinen eine Gasse bahnen wollte, und viele sind erst im Innern der Carrés niedergehauen worden. Die Offiziere der nach dem Feldzug gegen Chiwa unter General Major Golowatschoff zur Züchtigung der Turkmenen ausgesandten Truppen abteilung erzählten, daß der Feind sich mit einer Bravour geschlagen habe, wie sie noch kein anderes asiatisches Volk auf dem Schlachtfelde entwickelt habe. Während der nächtlichen Überfälle waren alle Offiziere ohne Ausnahme ins Handgemenge mit den Turkmenen geraten. Die turkmenischen Fußmann schaften waren hinter den Reitern auf die Pferde gestiegen, sprangen wenige Schritte vor der Front herab und stürzten sich mit dem Säbel in der Faust in die Carrés. Die Angriffe wurden stets mit dem größten Ungestüm ausgeführt, aber wenn sie nicht sofort gelangen, zogen die Turkmenen sich ebenso rasch zurück, als sie vorgedrungen waren. Flucht vor einem überlegenen Gegner gilt nicht als Schande. So währt denn ein Kampf mit einer turkmenischen Reiterschar niemals lange: entweder rennen sie den Feind im ersten Anprall über den Haufen oder sie fliehen nach wenigen Minuten und zerstreuen sich nach allen Richtungen. Ihre Taktik ist sehr einfach. Während die Hauptmasse vorrückt, werden nach allen Seiten Kundschafter ausgesandt, welche den in Sicht gekommenen Feind oder eine drohende Gefahr sofort melden. Wenn sie dem Feind nahe genug sind, stürzen sie in regellosen Haufen auf ihn los, und ein großer Teil sucht stets zunächst den Train zu erreichen, um, falls eine Vernichtung des Gegners nicht möglich sein sollte, wenigstens zu plündern. Infanterie, welche mit einigen Geschützen versehen war, hat sich ihnen gegenüber stets als die verwendbarste Waffe bewährt, während Kavallerie gegen sie nichts auszurichten vermochte. Die Kavallerie ist vielmehr bei Expeditionen in das Turkmenengebiet nur eine Last, da die Pferde in der Steppe kein Futter finden, und die mitzuführenden Proviant und Wasservorräte für die selben nur den Train vergrößern und die Kolonne schwerfälliger machen. Eine kleine Abteilung Kavallerie für den Patrouillendienst und zur Bedeckung des Trains genügt vollkommen.

Die Tekke-Turkmenen sind jedoch nicht nur im freien Felde nicht zu verachtende Gegner, sondern haben auch im Festungsbau eine bei Asiaten ungewöhnliche Fertigkeit erlangt. Längs des Kopet Dagh zieht sich durch die Achal Oase eine lange Reihe kleiner Festungen hin, meist von quadratischer Form, „mit Bastionen aus Schanzkörben und an den Thoren befindlichen Türmen aus Thon, und zum Teil massiv." Da sie gut profiliert sind, können sie, wie der Widerstand von Geok Tepe gezeigt hat, eine lange Belagerung aushalten, wenn die Besatzung genügend mit Munition und Lebensmitteln versehen ist. Alles dies läßt es erklärlich erscheinen, daß Rußland sich zu dem unvermeidlichen Kampfe mit diesem Volke durch die sorgfältigsten Rüstungen vorbereitete, und den Hauptschlag erst führte, nachdem die Steppe durch mehrere in dieselbe ausgesandte Expeditionen auf einer weiten Strecke rekognosziert worden.

Als die Turkmenen immer frecher wurden und ihre Raubzüge immer weiter ausdehnten, befahl endlich Kaiser Alexander II. im Jahre 1879 die Ausrüstung einer Expedition zu ihrer Unterwerfung



Belagerung von Geok Tepe. Der Waffenstillstand am 7. Januar 1881. Zeichnung von J. N. Karasin

Die Expedition mißlang. Sie war mit ungenügenden Kräften unternommen worden, litt entsetzlich durch die furchtbare Hitze, welche in der Steppe herrschte, durch Wassermangel und Krankheiten, und obwohl sie bis Geok Tepe, der Hauptfestung der Turkmenen, vordrang, war sie doch nicht imstande, einen durchschlagenden Erfolg über die wilden Horden zu erzielen und mußte unverrichteter Sache den Rückzug antreten.

Vom Anfang an waltete ein eigentümlicher Unstern über dieser Expedition. Nachdem die schwierigen Vorbereitungen[29]) endlich beendet waren und sie aufbrechen sollte, verursachte der Tod des zu ihrem Führer ernannten Generals Lasarew eine unangenehme Störung. Der General kam am 12. August krank in Tschat an, wollte aber trotz des Widerspruchs der Ärzte sich keine Ruhe gönnen, sondern am folgenden Tage den beschwerlichen Marsch fortsetzen. Um 4 Uhr morgens setzte der Tod seinem Thatendrang ein Ziel. Das Kommando der Kolonne übernahm nun der älteste Offizier, General-Major Lomakin.

Nachdem schon früher kleine Abteilungen vorausgesandt worden, um Depots zu errichten, brach das Gros der Expedition am 30. Juli vom Lager bei Tschikischlär auf. Gleich am ersten Tage lernte es die Mühen eines Wüstenmarsches kennen. Die Hitze war so groß, daß man in 8 Stunden nur 27 Werst zurücklegte, und bei dem Bugor Bejun-Baschi, 6 Werst vom Atrek entfernt, wo das erste Nachtlager aufgeschlagen wurde, fand man nur ekelerregendes Wasser, und auch dieses nicht in genügender Menge, um alle Kamele tränken zu können. Der nächste Tagmarsch von 21 Werst brachte die Expedition in die Oase Delili am Ufer eines etwa 3 Werst im Umfang messenden Sees, dessen Wasser sich als nicht besser erwies als jenes von Bejun Baschi, und am Abend des 3. Tages lagerte man bei Gudry Olum am Ufer des Atrek, 15 Werst von Delili entfernt. Die Gegend, durch die man an diesem Tage gezogen, war nicht mehr so unfreundlich und wüst wie an den beiden vorhergehenden Tagen. Gebüsche und Bäume wurden immer häufiger, je näher man dem Fluße kam, und zwei Werst vom Atrek erreichte man die ersten Niederlassungen der Atam Molla-Turkmenen, welche persische Unterthanen sind. Nach den Strapazen der 3 Wüstenmärsche war ein Rasttag geboten, und die Truppen schlugen am Atrek ein Lager auf, in welchem sie bis zum 3. August ausruhten. Dann ging es wieder weiter, auf Bajat-Chodschi-Olum zu. Der Weg führte zunächst durch hügeliges, hier und da mit vertrockneten Sträuchern bedecktes Steppenland und wandte sich dann wieder dem Fluße zu. Hier boten die Ufer bereits ein freundlicheres Bild. Sie waren mit grünenden Gebüschen bedeckt, zwischen denen der Fluß sich ein tiefes Bett durch den Sand gewühlt hatte, und allerlei Bauten brachten einige Abwechselung in die einförmige Steppenlandschaft. In geringer Entfernung vom Flusse lag das Fort, welches Oberst Markosoff errichten ließ, als er im Jahre 1872 auf seinem Rekognoszierungszuge gegen Kisyl Arwat in diese Gegend kam, und unweit desselben befanden sich die Ruinen eines Mausoleums, in welchem der Mollah Bajati Hadschi ruht, der eine Pilgerfahrt nach Mekka unternahm und seinerzeit bei seinen Stammesgenossen in hohem Ansehen stand.

Der schlimmste Teil des Marsches, auf dem die Truppen durch Hitze und Staub furchtbar zu leiden hatten, war der 47 Werst lange Marsch durch die Steppe zwischen Bajat-Chodschi Olum und Tekendschik,[30]) trotzdem man hier in der Nähe des Atrek dahinzog.

[29]) Monate hatten die Vorbereitungen zu dem Feldzuge gedauert. Die größte Schwierigkeit bereitete die Beschaffung der nötigen Transportmittel. Beim Zug durch die Steppe ist man in erster Reihe auf das Kamel als Lasttier angewiesen, und ein solches vermag im Sommer höchstens 8 Pud zu tragen. Wir haben oben gesehen, wie viele hundert Kamele die einzelnen Truppenabteilungen auf dem Zuge gegen Chiwa nur zum Wassertransport brauchten. Für die Expedition des Generals Lasarew wurden nun nicht weniger als 15000 Kamele und 6000 Pferde zusammengetrieben, und 2 große Lokomobilen, welche ohne Schienen sich vorwärts bewegten, sollten von Baku nach Tschikischlär gebracht werden, um Lasten durch die Steppe zu befördern. Diese Lokomobilen waren zerlegbar, man mußte sie aber trotzdem in Baku lassen, da einzelne Stücke noch so schwer waren, daß sie in den Booten der Turkmenen nicht hätten vom Schiffe ans Land gebracht werden können. Dafür wurde eine Maßregel glücklich durchgeführt, welche den Truppen auf einem Teil des Marsches gutes Trinkwasser sicherte. Der Atrek hatte sich früher in den Hassan kuli-Busen des Kaspi Sees ergossen, war aber, nachdem die Russen sich in Krasnowodsk festsetzten, von den Ak-Atabajewzen abgeleitet worden, so daß jetzt seine Mündung viel südlicher lag als früher. General Lasarew sandte nun eine Expedition zur Erforschung des alten Flußbettes aus, welche versuchen sollte, den Atrek in dasselbe zurückzuleiten. Da 1500 Dschafarbajewzen den ihnen willkommenen Plan unterstützten und 3 volle Tage unentgeltlich arbeiteten, gelang die Ableitung des Flusses. Solche Vorbereitungen verzögerten den Aufbruch der Expedition, so daß am 6. Juli erst ein Teil der Truppen als Avantgarde aufgebrochen war.

[30]) Der Korrespondent der „Moskowskija Wjedomosti" schildert diesen Marsch: Kaum ging die Sonne auf, so zeigten sich schon am fernen Horizont Luftspiegelungen, doch diese hatte man bereits zur Genüge gesehen, und die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich nun einer andern, nicht minder interessanten Erscheinung zu, den Sandhosen. Ein leichter Wind spielte,

Am nächsten Tage, auf dem Marsche nach Tschat, wurde die Hitze und die stauberfüllte Atmosphäre geradezu unerträglich, und viele Soldaten wurden vom Sonnenstich befallen. In Tschat fand man am Abend einen angenehmen Ruheplatz. Das Fort war erst im September 1878 als Stützpunkt der Operationen gegen die Achal-Oase angelegt worden und enthielt außer einer kleinen Kirche, dem Wohnhaus eines Offiziers und einigen Magazinen noch keine Gebäude, so daß fast die ganze Garnison unter Zelten und in Kibitken kampierte. Die Stelle, an welcher dieses Fort errichtet wurde, war sehr glücklich gewählt. Auf der einen Seite bildet der durch eine tiefe Schlucht sich hinwindende Atrek eine natürliche Schutzwehr, auf der andern Seite gewährt der zerklüftete Boden, über den nur ein schmaler Pfad zu dem Fort emporführt, ebenfalls soviel Schutz, daß es keiner großen Befestigungen bedurfte, um den Platz für die Turkmenen uneinnehmbar zu machen. Er konnte trotzdem nur als vorgeschobener Beobachtungsposten gelten, da das ungesunde Klima und der Holzmangel die Unterhaltung einer großen Garnison unmöglich machten. Gutes Wasser ist dagegen in Überfluß vorhanden, da bei dem Fort der Fluß Sumbar in den Atrek mündet.

Die Expedition zog von Tschat aus anfangs durch die öde Steppe, aber bald tauchten nun am Horizont die seltsam geformten Gipfel des Kapet Dagh auf. Nach einem Marsch von 22 Werst war das am Sumbar gelegene Char-Olum erreicht, und ein Tagmarsch von 26 Werst brachte die Expedition von dort nach Dus-Olum. Auf dem Wege nach Dus-Olum kam man bei dem aus gebrannten Ziegeln erbauten, mit 8 Kuppeln überwölbten Grabdenkmal des Mollah Dschan-Mohamed vorbei, eines angesehenen Turkmenen aus dem Stamme der Dschafarbajewzen. Dus-Olum liegt am Rande eines Abhangs, an dessen Fuße der hier sehr wasserarme Sumbar und der fast ausgetrocknete Tschendyr sich hinschlängeln. Trotz der geringen Wassermenge in den beiden Flußbetten ist hier doch an den Ufern eine ziemlich üppige Vegetation entstanden, und die Truppen fanden Brennholz in Menge vor.

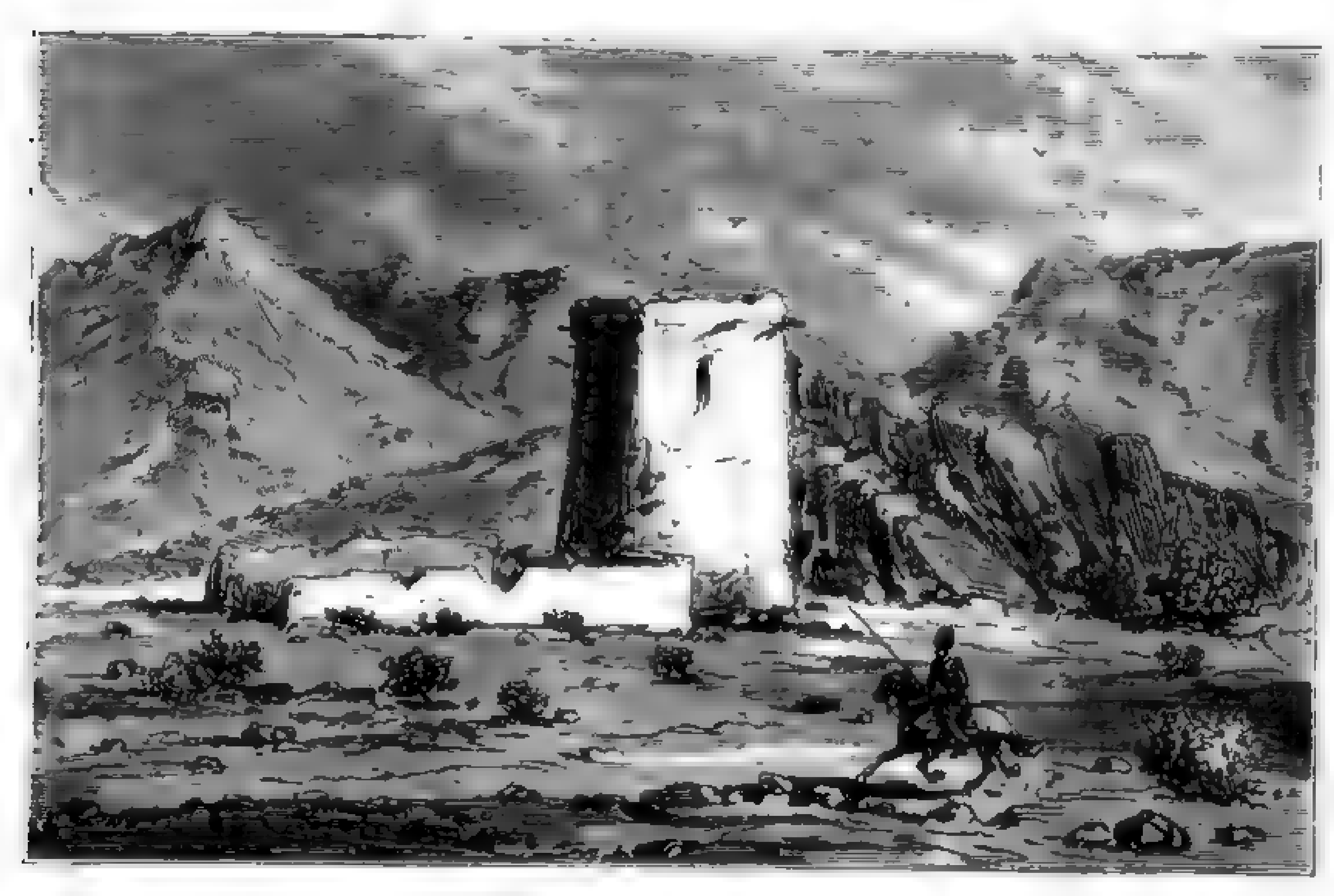
Der nächste Tag brachte den Truppen einen der anstrengendsten Märsche des ganzen Feldzugs. Tarsakan, das nächste Nachtlager, war zwar nur 13 Werst von Dus-Olum entfernt, aber der unebene, zerrissene Boden erschwerte das Fortkommen. Mit Jubel begrüßten daher die Truppen das schöne Thal, das sich endlich vor ihnen öffnete, und in dessen Mitte, von grünen Baumgruppen umgeben, Tarsakan lag, hinter welchem in der blauen Ferne die Gipfel hoher Berge den Horizont begrenzten. Im Thal von Tarsakan war gutes Trinkwasser, Brennholz und Gras in Menge vorhanden, auf den Feldern wuchsen Melonen und große Arbusen, die Bevölkerung lieferte Wein und selbstverfertigten Käse, die Jagd versprach reiche Beute an wilden Ziegen, Fasanen und Rebhühnern, so daß die kleine Oase wie zu einem Ruheplatz für die erschöpften Truppen geschaffen erschien.

Hinter Tarsakan betrat man bereits feindliches Gebiet: das nächste Ziel war die Turkmenenfestung Chodscha-Kala, bis zu welcher noch ein Marsch von 46 Werst zurückzulegen war. Während die Infanterie 2 Tage zu diesem Marsche brauchte, legte ihn die Kavallerie in 24 Stunden zurück, und das Hauptkorps fand bei seiner Ankunft die Festung bereits von ihr besetzt. Die Turkmenen hatten dieselbe beim Anrücken der Russen geräumt, welche sich so des ersten Platzes im Turkmenenland ohne Kampf bemächtigten. Langen Widerstand hätte die Festung ohnehin nicht leisten können, denn die Mauern waren nur aus einer Mischung von Lehm und Stroh aufgeführt und überhaupt in einem kläglichen Zustand.

wie man zu sagen pflegt, über der Steppe wehte jetzt Kühlung zu, und versengte im nächsten Augenblick mit seinem glühenden Hauch. Jetzt trieb er, etwa 150 Schritte von uns entfernt, eine ungeheure Masse Sand und Staub in die Höhe und wirbelte sie mit unglaublicher Schnelligkeit im Kreise herum, die Sandsäule, welche anfangs einige Faden im Durchmesser hatte, begann sich langsamer zu drehen, drehte und reckte sich immer höher und höher, bis sie schließlich einige hundert Fuß hoch war und scheinbar bis zum Himmel reichte, worauf sie einen Augenblick unbeweglich blieb. Der obere Teil der Sandsäule begann darauf sich langsam in der Richtung des Windes zu neigen und nahm die Gestalt einer riesigen Trauerweide an, ein Windstoß brachte endlich den Rest der Säule zum Fall und zerstreute den Sand über die Steppe. Unerträgliche Hitze und ein entsetzlicher Staub vereinigten sich an diesem Tage, um den endlosen Marsch noch schlimmer zu machen. Der gelbliche Lehmboden war in den letzten Tagen durch die Truppenmassen und Transporte, welche hier durchzogen, aufgewühlt worden und der Weg durch die Steppe fußhoch wie mit feinem Mehl übersät. Schon ein einziges Paar Füße bringt hier bei ruhigem Marschieren eine dichte Staubwolke hervor, die sich einige Minuten lang in der Luft erhält. Darnach kann man sich eine Vorstellung von der höllischen Atmosphäre bilden, welche mehr als 8000 Füße von Pferden und Kamelen unserer Kavalleriekolonne erzeugten und in der wir uns vorwärts bewegten. Die uns umgebenden Staubwolken verdichteten sich so sehr, daß der Himmel eine dunkelbraune Färbung annahm und der blendend helle Glanz der sengenden Sonne nur wie mattes Mondlicht durch den erstickenden Nebel schimmerte. Der Staub benahm uns buchstäblich den Atem. Zu alledem stieg die Temperatur bis 40° R. Die Sonne brannte so sehr, daß man die Füße nicht mehr in den glühend heißen Steigbügeln halten konnte.

Der Aufenthalt in Chodscha Kala gestaltete sich zu einem wahren Festtag für die Truppen. In dem dichten Schilf in der Nähe der Festung entdeckte man große Herden von Wildschweinen, welche sich dort außerordentlich vermehrt hatten, da die Turkmenen als Mohammedaner kein Schweinefleisch essen, Schweine also auch nicht schießen. Die Tiere waren so wenig scheu, daß sie die Soldaten ganz nahe herankommen ließen, und mancher fette Braten ins Lager gebracht werden konnte. Chodscha-Kala liegt etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Luft war dort viel reiner als in der bisher durchzogenen Steppe, die Hitze nicht so drückend, gutes frisches Trinkwasser in Menge vorhanden, so daß die Truppen neugestärkt den Marsch nach dem Städtchen Bendesen fortsetzen konnten.

Hinter Bendesen kam wieder eine der beschwerlichsten Strecken des Weges. „Die ersten zwei, drei Werst von Bendesen," berichtet der Korrespondent des „Golos", „führt der Weg über Lehmboden durch ein Défilé dahin, welches von kleinen Hohlwegen durchschnitten wird und langsam ansteigt. Weiterhin beginnt der Boden steinig zu werden, und der Weg wird steiler und steiler. Erst nach 7 Werst endigt die Stei-



Wohnhaus eines Tekke bei Bendesen

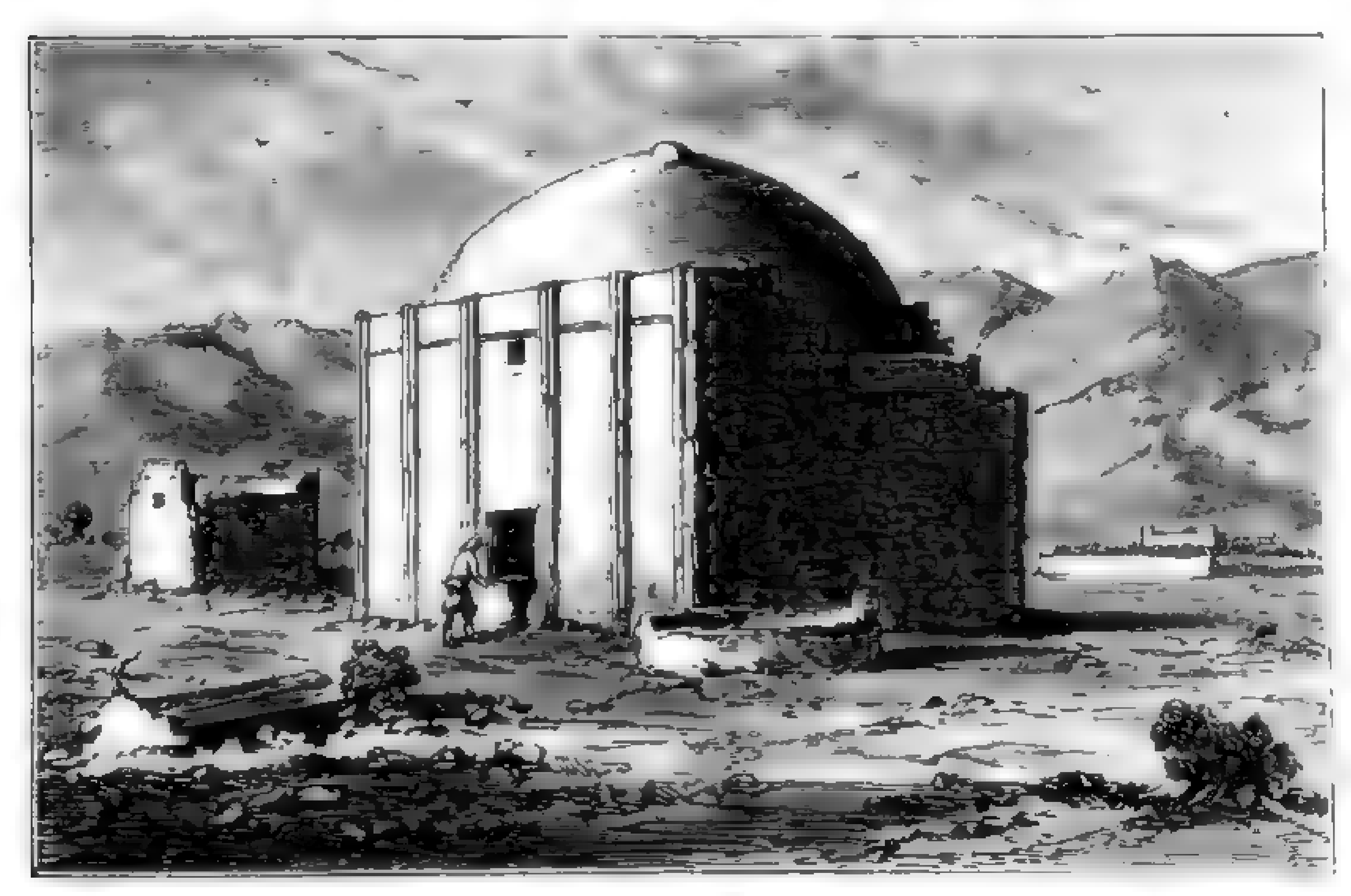
gung." Da man die Unmöglichkeit einsah, auf einem solchen Wege mit schwerbeladenem Fuhrwerk vorzudringen, wurde der größere Teil des Wagentrains in Bendesen zurückgelassen und nur die leichten Wagen der Gesellschaft vom roten Kreuze mitgenommen. Unter großen Anstrengungen brachte man die Geschütze über die Berge hinüber.

In der Ebene, in welche man hinabstieg, lag die Tekke-Festung Bami und bei ihr der gleichnamige Aul inmitten einer durch viele Kanäle bewässerten und gut bebauten Gegend. Alle Bewohner des Auls waren entflohen, die Festung geräumt. Dieselbe bildet ein großes unregelmäßiges Viereck und ist wie Chodscha Kala mit Lehmmauern umgeben, in welchen Schießscharten angebracht sind. Die Festung schien für eine lange Belagerung eingerichtet zu sein, da man im Innern derselben eine Menge kleiner Gebäude vorfand, welche offenbar nicht zu Wohnungen bestimmt waren, sondern als Vorratskammern dienten. Die Tekke hatten trotzdem auf einen Widerstand an diesem Orte verzichtet. Sie zogen sich immer tiefer in ihr Land zurück, um dort, gestützt auf ihre stärkste Festung Geok-Tepe, den nach langem Marsche

vermutlich erschöpft dort ankommenden Russen mit großen Massen entgegenzutreten, da sie hofften, sie dort leichter vernichten zu können.

Ein Marsch von 11½ Werst brachte die Truppen von Bami nach Beurma. Diese von den Tekke gleichfalls verlassene Festung erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe inmitten des Auls und ist mit einem Graben und einer doppelten Mauer umgeben. Abweichend von der bei den Tekke beliebten quadratischen Form ist Beurma kreisförmig angelegt. Hinter dem Graben erhebt sich eine etwa 10 Fuß breite Lehmmauer und innerhalb des von dieser eingeschlossenen Raumes eine zweite höhere, ebenfalls kreisrunde, welche die Außenmauer beherrscht. Der Hügel, auf dem die Festung steht, ist nach allen Richtungen unterminiert und enthält eine Menge unterirdischer Gänge und Höhlen, welche wohl bei Belagerungen als Vorratskammern dienten.

Von Beurma ging es weiter, auf Artschman zu. Dort kam den Truppen eine Deputation der Einwohner entgegen, welche ihre Unterwerfung anzeigten und um Schutz baten. Wie dies aufzufassen



Ruinen bei Artschman.

war, erkannte man sofort beim Einmarsch in das Dorf. Alle waffenfähigen Männer waren entflohen und befanden sich jedenfalls beim Heer der Tekke, nur Greise und Kranke waren zurückgeblieben. In Artschman, wo sich zwei kleine Festungen befinden, wurde eine Besatzung zurückgelassen, und die Kolonne setzte ihren Marsch über Sundscha nach Durun fort, wo das Hauptkorps mit der Avantgarde zusammentraf.

Der erste Zusammenstoß mit Turkmenen fand am 6. August statt. Die russische Avantgarde unter dem Fürsten Dolgorukoff stieß auf den Feind und nahm ihm etwa 7000 Schafe ab. Bald sollte noch größere Beute gemacht werden. Fürst Dolgorukoff sandte, während er mit der Infanterie bei Bami stehen blieb, die Kavallerie gegen Norden, um dort etwa bei Brunnen lagernde Turkmenen aufzusuchen. Es gelang, am 11. August in der Morgendämmerung einen Aul plötzlich zu überfallen und ihm nahezu 1500 Kamele und 6000 Schafe abzunehmen. Bald darauf wurde eine fliegende Kolonne unter Führung des Obersten Nawrotzky zur Züchtigung der Atabaer ausgesandt, welche, obwohl sie früher als russische Unterthanen in der Umgegend von Tschikischlär nomadisierten, sich plötzlich in die Steppe geflüchtet und den Tekke angeschlossen hatten. Ein zweitägiger Marsch durch öde Steppe brachte die Kolonne zu dem

ersten Aul der Atabaier, welche einen solchen Besuch nicht erwartet hatten und vollständig überrascht wurden. In der Verwirrung dachten sie gar nicht an Widerstand, sondern flohen über Hals und Kopf in die Steppe, ihre Herden und all ihr Hab und Gut den Russen überlassend. Der nächste Aul war etwa 7 Werst entfernt, und als die Kunde von dem Nahen der Russen durch Flüchtlinge dorthin gebracht wurde, rüstete sich alles zur schleunigen Flucht. Die Zelte wurden abgebrochen, alle Habe auf die Kamele geladen und diese mit den Herden weiter in die Steppe getrieben. Da kamen auch schon wie ein Sturmwind die Kosaken hinter den Flüchtlingen her, und eine heillose Verwirrung entstand in dem bunten Durcheinander von Menschen und Tieren. Die Atabaier dachten nur daran, ihr Leben zu retten, und mit Ausnahme von 6 Mann, welche niedergemacht wurden, gelang es dank der Schnelligkeit ihrer Pferde allen, zu entkommen. Alle Herden des Auls, darunter etwa 1500 Kamele, wurden von den Kosaken in das russische Lager gebracht.

Die Kamele, welche auf diesen Zügen erbeutet wurden, waren eine hochwillkommene Vermehrung des russischen Trains, da infolge der übergroßen Strapazen auf dem Marsche in den letzten Tagen sehr viele Tiere gefallen waren. Von den erbeuteten Kamelen war zwar nur ein Teil für einen Wüstenmarsch verwendbar, aber sie füllten doch die entstandenen Lücken reichlich aus. Die deprimierende Wirkung, welche die großen Verluste auf feindlicher Seite hervorbrachten, äußerte sich zunächst darin, daß die Truppen eine Zeitlang unbelästigt blieben. Erst in Durun versuchte der Feind Widerstand zu leisten, ohne jedoch lange standzuhalten. Ein nächtlicher Angriff allarmierte die Truppen, von denen ein Mann leicht verwundet wurde. Am Morgen war nirgends ein Feind zu sehen, und die Tekke-Reiter, die man dann tagsüber zu Gesicht bekam, zogen sich stets schnell zurück, nachdem sie mit den russischen Patrouillen einige Schüsse gewechselt hatten. Die Russen zogen in Nuchur ein, rasteten dort einen Tag und rückten dann über das von der Bevölkerung verlassene Dorf Jaradsch auf Geok Tepe los. Um rasch vorrücken zu können, nahm man nur soviel Kamele mit, als man zum Transport der Munition, der Wasservorräte und des für 2 Tage nötigen Proviants brauchte; der Rest des Trains blieb unter Bedeckung einiger Kompagnien Infanterie und zweier Berggeschütze. Je näher man Geok-Tepe kam, desto dichter wurden die Turkmenenscharen, welche man zu beiden Seiten des Weges in der Ferne bemerkte. Lange Zeit hielten sie sich außer Schußweite, dann fielen aber plötzlich gegen 3000 Mann über den rechten Flügel der Hauptkolonne her und suchten sich des Trains zu bemächtigen. Infanterie mit kaukasischen Milizen wird ihnen entgegen gesandt. Sie vermag die gewaltige Übermacht nicht aufzuhalten und weicht auf die Geschütze zurück. Erst das Feuer der Artillerie zwingt den Feind zum Rückzug. Fast gleichzeitig war die Avantgarde angegriffen worden, doch auch sie hatte den Angriff abgeschlagen, worauf die Turkmenen nördlich von Geok Tepe Stellung nahmen und abzuwarten schienen, was nun geschehen werde.

Etwa 1200 Meter von der Festung machten die Russen Halt, um auszuruhen und sich zum Sturm vorzubereiten. Vor ihnen befand sich ein großer Wassergraben, an welchem 2 Mühlen und eine kleine Befestigung lagen. Der dahinter befindliche Raum bis zur Festung war von zahlreichen Bewässerungsgräben durchzogen, und überdies erschwerten niedrige Lehmmauern, welche die bebauten Flächen umsäumten, das Vordringen.

Nach einstündiger Rast wurde zunächst Infanterie unter dem Fürsten Dolgorukoff vorgesandt, um die in den Pflanzungen und hinter den Kanälen versteckten Turkmenen zu vertreiben, während gleichzeitig Kavallerie unter dem Fürsten Tschawtschawadse die nördliche Front der Festung vom Feinde säubern sollte. Obwohl sie aus der einen Mühle beschossen wurde, setzte die Kavallerie doch über den Graben, vertrieb den Feind aus der Mühle und wandte sich gegen die vor der Festung schwärmenden Turkmenen-Reiter. Als nun große Infanteriemassen aus der Festung drangen, ließ Fürst Tschawtschawadse seine Dragoner absitzen, und das Schnellfeuer derselben zwang im Verein mit dem Feuer einer Raketenbatterie den Feind zu schleunigem Rückzug hinter die Wälle. Er versuchte zwar noch mehrmals hervorzubrechen, wurde jedoch jedesmal rasch zurückgetrieben. Inzwischen kamen den Dragonern 2 Kompagnien Daghestaner zu Hilfe, welche unter Kommando des Flügeladjutanten Fürsten Galitzin eine glänzende Attake ausgeführt hatten. Beauftragt, den östlichen Teil des Auls vom Feinde zu säubern, stieß Fürst Galitzin bei der oben erwähnten kleinen Befestigung auf hartnäckigen Widerstand. Die Verschanzungen wurden mit dem Bajonett genommen und, obwohl frische Scharen aus der Festung zur Verstärkung der Vertriebenen herbeieilten, behauptet. Nach der Vereinigung der Daghestaner mit den Dragonern gab der Feind den Versuch, sich in dem Terrain vor der Festung zu halten, auf.

Geok Tepe ist wie fast alle Tekke Festungen in viereckiger Form angelegt. Gegen Norden und Westen erhebt sich ein hoher Lehmwall, vor dem sich ein breiter und tiefer Graben mit einer Brustwehr

befindet. Hinter dieser ersten Befestigungslinie befindet sich noch eine zweite, ein zum Teil mit Wasser gefüllter Graben, und dahinter ein Wall. Die Infanterie wurde nun zum Sturm vorgesandt, aber kaum merkten die Turkmenen die Absicht der Russen, so strömten sie auch schon in dichten Massen aus der Festung und warfen sich den Anstürmenden entgegen. Das Gewehrfeuer und die Kartätschen der rasch auf fahrenden Geschütze richteten furchtbare Verwüstungen unter ihnen an, und als eine halbe berittene Batterie in einer Entfernung von etwa 400 Metern ihr Feuer eröffnete, wichen die Turkmenen hinter den Wall zurück. Der wütende Widerstand, auf den man bisher gestoßen, bewog aber den Oberkommandanten, den Sturm auf die Festung bis zum Eintreffen der noch erwarteten Verstärkungen aufzuschieben, und während die Artillerie den Wall zu beschießen begann, lagerten die Truppen in geringer Entfernung von demselben.

Das Feuer der Belagerer schien in der Festung große Verheerungen anzurichten. Nachmittag bemerkte man eine lebhafte Bewegung in derselben, und gegen 3 Uhr versuchten Scharen von Frauen und Kindern mit schwerbeladenen Kamelen auf der von den Russen nicht besetzten Seite in die Wüste zu ent fliehen. Ihre Flucht wurde verhindert. Russische Kavallerie trieb sie in die Festung zurück. Man hoffte die Turkmenen dadurch nachgiebiger zu stimmen und sie zur Übergabe des Platzes zu veranlassen, weshalb auch nach dem Eintreffen der Verstärkungen das Bombardement verschärft wurde, aber man täuschte sich. Der Feind blieb standhaft und zeigte keine Lust zum Unterhandeln. Offenbar kam es ihm nur darauf an, sich bis zum Abend zu halten, um dann im Schutz der Dunkelheit in die Wüste zu entkommen, sich viel leicht nach Aschabad zu flüchten, wo starke Befestigungen und die versammelten bedeutenden Streitkräfte Aussicht auf erfolgreichen Widerstand eröffneten. Die Russen, deren Proviant zu Ende ging, hätten ihnen dorthin nicht folgen können, und der Feldzug hätte mit ihrem Rückzug von Geok-Tepe, also mit einem Mißerfolg geendet. Das mußte auf jeden Fall vermieden werden. War es nicht möglich, die Turkmenen in Geok-Tepe zur Unterwerfung zu zwingen, so mußte doch, bevor man den Rückzug antrat, ein Schlag gegen sie geführt werden, der ihnen den Wahn benahm, daß sie die Sieger seien. Der General gab daher gegen 5 Uhr abends den Befehl zum Sturm.

Im Centrum und auf dem linken Flügel nahmen die Russen trotz des heftigen Feuers der Turk menen die feindlichen Verschanzungen im ersten Ansturm und drangen in die Festung ein. Dort fanden sie sich aber vielen Tausenden Turkmenen gegenüber, welche sie, in den Kibitken verborgen, mit einem Kugelhagel empfingen. Die Überlegenheit der Waffen konnte auf dem engen Raum nicht zur Geltung gelangen. Schutzlos den feindlichen Kugeln preisgegeben, bemühten die Russen sich vergeblich, vorzudringen. Da der rechte Flügel große Verluste erlitten und nach schweren Kämpfen sich erst eines Teiles des Außen walles bemächtigt hatte, sah der Oberkommandierende ein, daß es nicht möglich sei, die Turkmenen aus der Festung zu vertreiben, und gab Befehl zum Rückzug, der in guter Ordnung angetreten wurde.

Der Feind folgte den Weichenden und umschwärmte ihre Flanken, wiederholt mit dem Bajonett zurückgetrieben, bis er in die Schußweite der Artillerie kam, die ihn mit Kartätschen empfing. Gleichzeitig griffen ihn die Dragoner im Verein mit einer Raketenbatterie in der Flanke an, und die Infanterie machte einen letzten verzweifelten Bajonettangriff. Jetzt erst wichen die Tekke, Haufen von Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde zurücklassend.

Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende, und beide Teile fanden Zeit, ihre Verluste zu übersehen. Die Tekke hatten gegen 4000 Mann verloren, darunter einen ihrer tapfersten Führer, Kara Batyr; auch zwei Söhne Nur-Berdy-Chans, des Hauptes der Merw-Turkmenen, waren gefallen. Aber auch die Ver luste der Russen waren nicht unbedeutend, und sie fielen um so schwerer in die Wagschale, als das Expeditions korps auf sich selbst angewiesen war, keine Verstärkungen zu erwarten hatte, während die Tekke stündlich von Aschabad aus frischen Zuzug erhalten konnten. Von 2467 Mann Infanterie, 850 Mann Kavallerie, 171 Mann Artillerie und 202 Mann Milizen waren 177 gefallen, 268 verwundet, und 8 Mann wurden vermißt. Unter den Toten befanden sich 7, unter den Verwundeten 20 Offiziere.

Unter solchen Umständen war an eine Wiederaufnahme des Kampfes am folgenden Tage nicht zu denken, und mit dem Morgengrauen wurde der Rückzug angetreten. Die Truppen zogen sich zunächst nach dem 10 Werst von Geok-Tepe entfernten Karry Karis zurück, wo Wasser und Lebensmittel reichlich vorhanden waren, und ruhten dort bis zum Abend. Am folgenden Tage ging es in kleinen Märschen über Beurma und Tschat zurück nach Tschikischlär.

Die Turkmenen verfolgten die Abziehenden nicht — der sicherste Beweis, daß diese nicht als Be siegte heimkehrten. Der Feind hatte nicht eine Trophäe aufzuweisen, nicht ein Gefangener blieb in seinen Händen. Es war ein Mißerfolg, aber keine Niederlage, und daß der Feldzug mit einem Mißerfolg enden



mußte, wird jeder einsehen, der die Verhältnisse einer objektiven Beurteilung unterzieht. Man hatte die Turkmenen unterschätzt; die Niederwerfung der mit Chiwa verbündeten Turkmenen hatte den Glauben erweckt, daß man auch mit den Tekke mit Leichtigkeit werde fertig werden, während diese, durch ihre Erfolge über die feigen Perser mit Siegeszuversicht erfüllt, den Russen den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten. Diese Unterschätzung des Feindes hatte eine ganze Reihe von Maßregeln zur Folge, welche sich mit dem Zwang der Notwendigkeit eine aus der andern ergaben. Die geringe Truppenmacht, welche ausgesandt worden, zwang zu einem raschen Hauptschlag, um die Turkmenen zu entmutigen und nicht bis Aschabad vorrücken zu müssen. Um so rasch als möglich vor Geok-Tepe zu erscheinen, beschränkte man die Ausrüstung und Verproviantierung der gegen dasselbe vorrückenden Kolonne auf das Allernotwendigste, und diese mangelhafte Ausrüstung, welche ein langes Verweilen vor der Festung unmöglich machte, zwang wieder zu dem übereilten Sturm, der unternommen wurde, bevor die Artillerie genügend vorgearbeitet hatte. Geok-Tepe konnte mit den zur Verfügung stehenden Streitkräften nicht genommen werden. Sobald dies außer Zweifel war, konnte der Oberkommandierende nur den Befehl zum Rückzug geben. Es lag zwar in seiner Macht, durch fortgesetztes Bombardement die Turkmenen zur Räumung des Platzes zu zwingen, die dann jedenfalls im Laufe der Nacht erfolgt wäre, aber — was wäre damit gewonnen gewesen? Dem fliehenden Feind in die Wüste zu folgen, um ihn in seinen letzten Schlupfwinkeln aufzusuchen, das konnte der russische General nicht wagen, wenn er nicht die ihm anvertrauten Truppen blindlings ins Verderben führen wollte. Die Lebensmittel gingen zur Neige, hunderte von Verwundeten und Kranken hemmten die Beweglichkeit der Kolonne, und der Zentralpunkt der feindlichen Macht, Aschabad, wo 20000 Turkmenen versammelt sein sollten, war noch viele Meilen entfernt. So vermochte alle Bravour und Ausdauer der Truppen das Unvermeidliche nicht abzuwenden: der Rückzug war ein Gebot der Selbsterhaltung. General-Major Lomakin, der den Feldzug geleitet, bewährte sich durch seine kluge Mäßigung auch hier wieder als der tüchtige Heerführer, als den man ihn in seinen früheren Feldzügen kennen gelernt hatte.[31])

Die russische Waffenehre war zwar gerettet, aber der mißlungene Feldzug war doch ein Schlag, der den russischen Stolz schwer verletzte, umsomehr, da die Feinde Rußlands nicht versäumten, dem „Sieg" der Turkmenen eine übertriebene Bedeutung beizumessen. War doch nun in Erfüllung gegangen, was man vorausgesagt hatte! „Wie groß," hatte Prof. Vambéry nach dem Chiwa-Feldzug geschrieben, „wäre erst ihre Überraschung, wenn sie mit jenen Turkmenen ihre Schwerter zu messen hätten, die, wie die Tekkes, seit Jahrhunderten das blutige Handwerk üben, die in Häuflein zu 30 bis 40 Mann auf 30 und oft noch mehr geographische Meilen weit ins Innere Persiens ihre Raubzüge ausdehnen, und von denen jeder

[31]) Nikolai Pawlowitsch Lomakin, im Jahre 1830 im Gouvernement Tula geboren, hatte seine Ausbildung im Kadettenkorps erhalten, das er im Jahre 1846 verließ und nach Beendigung eines kriegswissenschaftlichen Kurses 1848 als Fähnrich der 19. Artillerie-Brigade zugeteilt wurde. Er avanzierte sehr rasch, da er nach dem Kaukasus versetzt wurde und dort 1852—1854 Gelegenheit fand, an Feldzügen gegen die Bergvölker teilzunehmen und sich dabei mehrmals auszuzeichnen. Im Jahre 1855 war er bereits Hauptmann kam dann zum Stab der 20. Artilleriebrigade, wurde 1857 Stabskapitän und erhielt den Stanislaus-Orden 3. Klasse. Wiederholt nach dem Kaukasus gesandt, empfing er für seine dortige Thätigkeit nacheinander den Annen-Orden und den Stanislaus-Orden 2 Klasse und avanzierte 1861 zum Kapitän. Im Jahre 1873 wurde er zum General-Major ernannt und erhielt das Kommando einer der gegen Chiwa ausgerüsteten Expeditionen. Er führte die Mangyschlak-Kolonne, deren großartige Marschleistungen bereits oben (siehe Seite 10) erwähnt worden sind. Der Kaiser belohnte ihn nach dem Feldzug durch Übersendung eines Ehrensäbels mit der Inschrift: „Für Tapferkeit" Bald darauf erhielt er den Wladimir-Orden 4. Klasse, den preußischen roten Adler-Orden 2. Klasse mit den Schwertern, und 1876 den Wladimir-Orden 3. Klasse und den Stanislaus-Orden 1. Klasse Im Jahre 1877 finden wir ihn wieder an der Spitze einer Expedition. Er rückte von Krasnowodsk gegen das Gebiet der Tekke-Turkmenen schlug die sich ihm entgegenstellenden feindlichen Scharen, nahm am 7 Mai Kisyl-Arwat und befestigte es, um eine Besatzung hinein zu legen. Beim weitern Vorrücken stieß er bei Jaltschi-Alta auf große feindliche Massen. Die Tekke waren den Russen mehr als 20fach überlegen, aber ihr ungestümer Angriff prallte an den russischen Carrés ab und sie wurden mit ungeheurem Verlust in die Flucht geschlagen. Diese Niederlage entmutigte die Tekke sosehr, daß ihre Ältesten ins Lager kamen und demütig um Frieden baten indem sie versprachen, die Russen fernerhin nicht mehr zu belästigen Da General-Major Lomakin nicht wagen konnte, mit seinem Häuflein Truppen tief in das Turkmenenland einzudringen, und die russischen Operationen gegen Kisil Arwat ohnehin schon zu diplomatischen Verwickelungen mit England Anlaß gaben begnügte er sich mit dem Versprechen der Ältesten und kehrte nach Krasnowodsk zurück. Seine Expedition, während welcher die Festungen Tschikischlär und Tschat angelegt wurden, hatte die Kenntnis der Turkmenensteppe wesentlich vermehrt, und es war daher selbstverständlich, daß ein so gründlicher Kenner der Verhältnisse wie Lomakin bei der neuen, gegen die Tekke ausgerüsteten Expedition nicht fehlen durfte Er wurde General Lasarew zugeteilt, nach dessen Tode er das Kommando der Expedition übernahm.

das Prototyp jener unverwüstlichen Krieger bildet, mit welchen die asiatischen Weltstürmer ihre blutigen Kämpfe ausführten!“ Nun hatten vor diesem gefürchteten Volk auch die Russen weichen müssen, und den gefährdeten Grenzen Indiens schienen in diesen wilden Räuberhorden plötzlich Beschützer zu erstehen, die umso willkommener waren, als sie für die geleisteten Dienste nichts verlangten.

Es gehört zu Rußlands Eigentümlichkeiten, daß es mit einer Zähigkeit und Ausdauer ohne gleichen ein einmal begonnenes Werk fortsetzt. Umstände können es zwingen, einen Plan eine Zeitlang ruhen zu lassen, aber vergessen ist er deshalb nicht, und bei der ersten günstigen Gelegenheit wird er wieder aufgenommen. So konnte auch der mißlungene Versuch, die Turkmenen durch die Einnahme von Geok-Tepe zur Unterwerfung zu zwingen, keine anderen Folgen haben, als daß Rußland sich zu einem neuen Zuge ins Turkmenenland, und diesmal gründlicher als das erste Mal rüstete. Die Erfahrungen, die man im letzten Feldzug gesammelt, konnten nun verwertet werden. Die Rüstungen begannen sofort, und zum Führer der Expedition wurde ein Mann ernannt, dessen Name in der Armee einen guten Klang hatte: General Michael Dmitriewitsch Skobelew. Derselbe hatte sich im letzten russisch-türkischen Kriege in hervorragender Weise ausgezeichnet und auch in den Kämpfen in Zentral-Asien, in Chokand, eine Rolle gespielt. Er war ein mit der Kampfweise und den Gewohnheiten der Zentral-Asiaten wohl vertrauter Offizier, wie ihn eine solche Expedition, wie die vorbereitete, zum Führer brauchte. Schon die Instruktion, welche er seinen Offizieren erteilte, bewies, wie richtig er die Verhältnisse auffaßte. Die gewöhnliche europäische Kampfweise, erklärte er, sei bei der verhältnismäßig geringen Stärke der Expedition nicht am Platze. „Wir müssen den Feind durch das schlagen, was er nicht besitzt. Wir werden unsere Disziplin und unsere schnellfeuernden Waffen ausnutzen. Wir werden den Feind schlagen durch unsere geschlossene, lenksame Schlachtordnung, durch sichertreffende Salven und mit dem Bajonett, das stets in den Händen von Leuten, welche durch Disziplin zusammengehalten werden, furchtbar ist ... Den Angriffen der feindlichen Kavallerie werden wir, wenn es nötig erscheint, durch entsprechende Frontveränderungen und mit Salven aus kurzer Distanz begegnen. Ich empfehle ferner die Bildung von Carrés, wenn die Umstände es gestatten auch von Bataillons-Carrés.“ Der General empfahl ferner, in der Regel nicht eher zu schießen, als bis der Feind auf 600 Schritte nahe gekommen sei, ausgenommen den Fall, daß man sich dichtgedrängten Massen gegenüber befinde, gegen welche das Feuer schon aus einer Entfernung von 3000 Schritten eröffnet werden könnte. Die Artillerie solle in Reserve bleiben und stets nur in entscheidenden Augenblicken in das Gefecht eingreifen, die Kavallerie aber Einzelkämpfe möglichst vermeiden, auch sich zu einer weiten Verfolgung des Feindes nicht verleiten lassen, beim Angriff aber in festgeschlossenen Massen vorgehen, um durch einen wuchtigen Vorstoß die leichte Reiterei des Feindes zu zersprengen. Besonders betont der General die Wichtigkeit des Wachtdienstes und der bei nächtlichen Märschen einzuhaltenden strengen Ordnung. „Jede Abweichung von der geraden Richtung kann zur Folge haben, daß auf unsere eigenen Leute geschossen wird und dadurch Verwirrung entsteht.“ Der General verweist ferner darauf, daß große Holzhaufen, welche die ganze Nacht hindurch brennend erhalten werden und hinter denen in entsprechenden Entfernungen Wachtposten aufgestellt sind, von großem Nutzen sein können. „Im Lager dürfen ohne besondere Erlaubnis des Kommandanten große Feuer nicht angezündet werden, und wenn es zum Kampfe kommt, sind sie sofort auszulöschen.“

Der Ausgangspunkt der Operationen gegen Geok Tepe war diesmal die Festung Bami, welche die Russen im vorigen Feldzuge besetzt hatten. Dort wurden große Vorräte angehäuft, dort sammelten sich die Truppen. Am 26. November 1880 brach die erste Kolonne unter Führung des Generals Skobelew von Bami auf, durchzog in Eilmärschen die 100 Werst lange Strecke zwischen Bami und Geok Tepe und stand schon am 30. November bei dem 12 Werst von der Festung entfernten Dorfe Egian Batyr kala, welches sie besetzte. Die Turkmenen waren durch das Erscheinen der Russen überrascht worden, und flüchteten von allen Seiten nach Geok Tepe, als sie aber sahen, daß die Russen nicht vorrückten, sondern ein Lager aufschlugen, kamen sie erst einzeln, dann in großen Haufen aus der Festung hervor und umschwärmten das Lager, ohne jedoch einen Angriff zu wagen. Erst in der Nacht versuchten sie einen Überfall, wurden jedoch zurückgeschlagen. Während des nächsten Tages blieben die Russen unbelästigt. Inzwischen hatten aber die Turkmenen wahrscheinlich durch ihre Kundschafter erfahren, daß die Russen noch ihren Proviant-train erwarteten, welcher mit den Truppen auf dem raschen Marsche nicht hatte gleichen Schritt halten können. Etwa 3000 Reiter wurden ausgesandt, denselben abzufangen, und es gelang ihnen, sich einer großen Kamelkarawane zu bemächtigen, so daß die Kolonne des Generals Skobelew durch das Ausbleiben des Proviants in eine schlimme Lage geriet. Manch' anderer Feldherr hätte nun den Rückzug nach Bami

angeordnet; nicht so Skobelew. Für ihn gab es kein Rückwärts, und die einmal gewonnene Position mußte um jeden Preis behauptet werden. Die täglichen Rationen der Truppen wurden so eingeschränkt, daß man zur Not bis zur Ankunft eines neuen Proviantzuges auskommen konnte, und die Kavallerie, für deren Pferde nicht genügendes Futter aufzutreiben war, sandte der General nach Bami zurück. Mit 800 Mann Infanterie, welche überdies fast zur Hälfte aus junger, kaum eingeübter Mannschaft bestanden, und mit einigen Geschützen wollte Skobelew dem mehr als 20 fach überlegenen Feind standhalten bis Verstärkungen ankamen, und er verschanzte sich in dem Dorfe Egian-Batyr-kala.

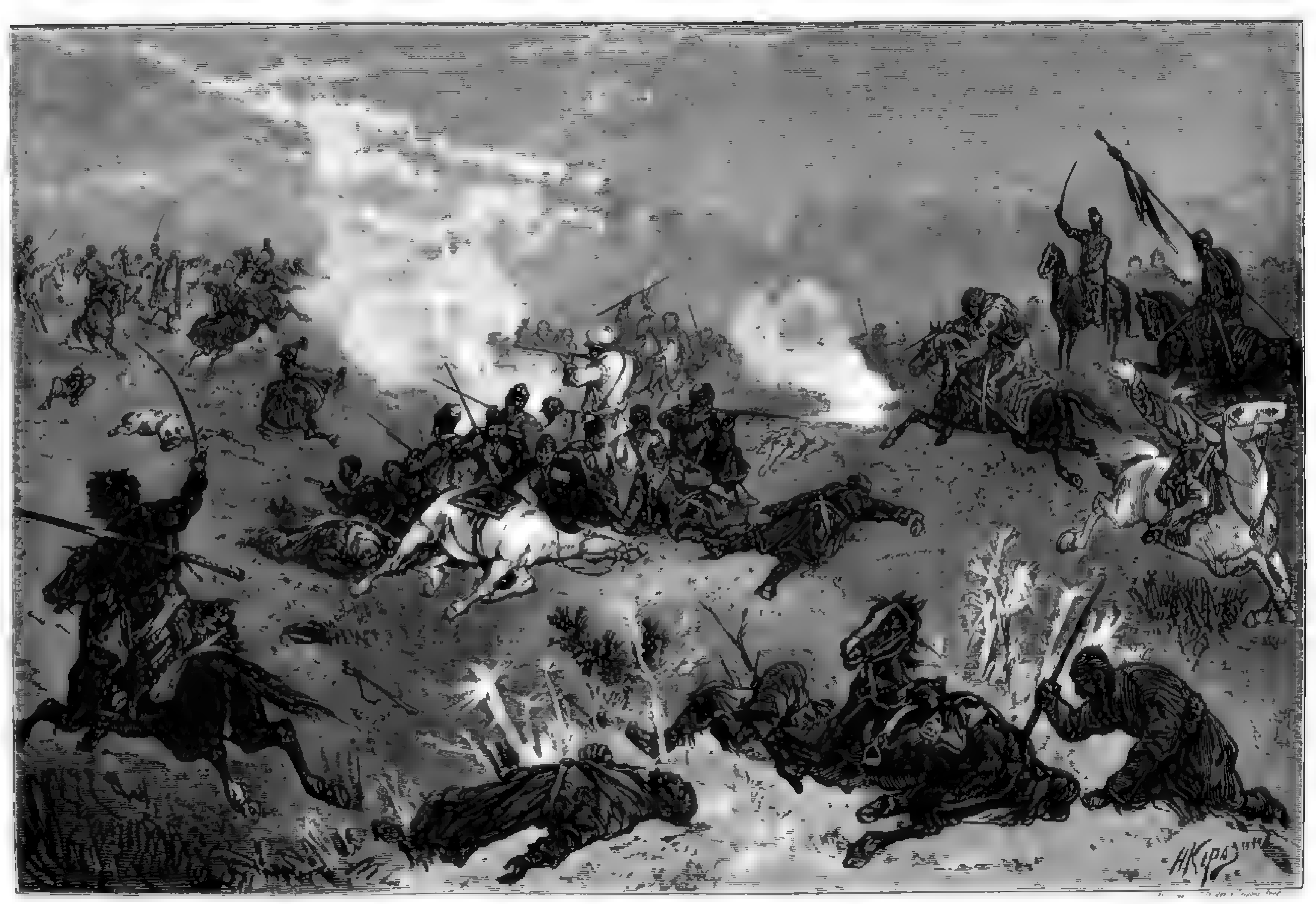
Um seine junge Mannschaft einzuüben und allmählich an den Kampf mit den Tekke zu gewöhnen, führte General Skobelew die Truppen häufig aus dem Lager und unternahm kleine Rekognoszierungen. Als ob der Feind meilenweit entfernt wäre, zog die kleine Schar, der General hoch zu Roß voran, über die Ebene dahin, den Feind zum Angriff geradezu herausfordernd. Das Häuflein war stets bald umzingelt, und von allen Seiten stürmten Reitermassen auf dasselbe ein, die es durch ihre Übermacht zu erdrücken dachten. Mit derselben Ruhe und Ordnung wie auf dem Exerzierplatze formten sich auf das Kommando der Führer die Truppen rasch zum Carrée, und vernichtende Salven belehrten den Feind, daß er seinen Gegner unterschätzt habe.

Die eigentlichen Operationen gegen Geok Tepe begannen erst nach dem Eintreffen der sehnlichst erwarteten Verstärkungen. Am 12. Dezember begannen die Truppen einzutreffen, und am 15. hielt Oberst Kuropatkin (jetzt General), auch einer der Helden des letzten russisch-türkischen Krieges, mit 800 Mann Infanterie und Kosaken nebst 2 Geschützen seinen Einzug in das Lager. Nachdem am 19. Dezember die letzten Truppennachschübe angekommen waren, gebot General Skobelew über nahezu 4800 Mann, darunter 7 Eskadronen Kavallerie, 67 Geschütze und 2 Raketengeschütze, eine Macht, welche genügte, um mit Aussicht auf Erfolg die Offensive zu ergreifen. Am Morgen des 20. Dezember verließen die Truppen das Lager, empfingen den priesterlichen Segen und rückten in 3 Kolonnen gegen Jangi kala vor. Während eine Kolonne unter dem Befehl des Oberkommandanten direkt auf Geok Tepe loszugehen schien, näherte sich Oberst Kuropatkin dem Dorfe Jangi-kala von den Bergen her und eine dritte Kolonne griff es in der Front an. Nach einem heftigen Geschützfeuer stürmten die beiden letzteren Abteilungen das Dorf und vertrieben aus demselben den Feind, der sich nun in die Hauptfestung zurückzuziehen suchte. Dabei geriet er aber in den Schußbereich der Kolonne des Generals Skobelew und erlitt schwere Verluste, und überdies wurden nun Kosaken zu seiner Verfolgung ausgesandt, die noch viele Flüchtlinge niederhieben. Um 5 Uhr nachmittags waren die Russen Herren von Jangi-kala.

Das Expeditionskorps hatte einen großen Erfolg erzielt. Ein fester Platz auf der turkmenischen Rückzugslinie nach Aschabad war in russischen Händen, und damit eine feste Basis für die ferneren Operationen gegen die Festung gewonnen. Die Russen waren aber nun auch Herren der Wasserläufe, welche sich an Geok Tepe vorbeiziehen, und konnten dadurch den Belagerten unbequem werden, während andererseits ihre Stellung ihnen ermöglichte, die im Juni von General Grodekoff angekauften und in Burschenurd jenseits der persischen Grenze lagernden Proviantvorräte an sich zu ziehen.

Von den Wällen von Jangi kala konnte man deutlich sehen, was auf den Wällen von Geok Tepe vorging. In dichtgedrängten Haufen standen dort Männer und Frauen und blickten neugierig zu den Russen herüber. Über die Anlage der Festung war man durch die Aussagen des russischen Soldaten Petin, der 2 Jahre als Gefangener dort zugebracht hatte, und von 2 aus der Gefangenschaft entflohenen Persern jetzt ziemlich genau unterrichtet. Das Dorf und die mit demselben verbundenen Befestigungen führen den Namen Geok-Tepe, aber die eigentliche Festung heißt Dengil Tepe. Der befestigte Hügel inmitten der Wälle, der mit diesem Namen bezeichnet wird, ist mit einer Kanone armiert. Die Mauern sind über 6 Meter hoch, am Boden etwa 16 Meter, am obern Rande noch 10 Meter breit, so daß 2 Wagen bequem neben einander fahren können.

Am 21. Dezember traf eine von der Festung Samursk kommende Proviantkolonne ein, und an demselben Tage erhielt General Petrussewitsch den Befehl, eine große Rekognoszierung rund um die Festung vorzunehmen, um die zum Angriff am besten geeignete Stelle zu erforschen. Der General verließ das Lager um 4 Uhr nachmittags und kam gegen Abend in dasselbe zurück, nachdem er trotz wütender Angriffe der Turkmenen, welche sich ihm in dichten Haufen in den Weg warfen, seinen Auftrag ausgeführt hatte. Er war schließlich so sehr bedrängt worden, daß General Skobelew, um ihm Luft zu verschaffen, mit einem Bataillon, einer Sotnje Kosaken und einer Batterie aus dem Lager rückte und aus einer



Dr. Studnitzky und seine Kosaken-Eskorte im Kampfe mit Turkmenen.

Entfernung von 1600 Meter die Festung zu beschießen begann, wodurch die Aufmerksamkeit des Feindes von General Petrussewitsch abgelenkt wurde.

In der Nacht wurde ein Kriegsrat abgehalten. Nach dem Bericht des Generals Petrussewitsch wurde beschlossen, einen Sturm gegen den stark befestigten Platz nicht zu wagen, da der Feind von seinen hohen Mauern herab den Stürmenden leicht große Verluste beibringen konnte und diese dann, wenn sie in das Innere der Festung eindrangen, in dieselbe Notlage geraten konnten wie die Truppen des letzten Expeditionskorps. Man war darüber einig, daß Geok Tepe nur durch eine regelrechte Belagerung genommen werden könne, und beschloß, sich in Laufgräben, in denen die Truppen vor den feindlichen Geschossen geschützt waren, allmählich dem Walle zu nähern, den Sturm aber erst zu wagen, wenn durch das Geschützfeuer Bresche gelegt und der von den Stürmenden zu durchmessende Raum auf ein Minimum reduziert sei.

Am nächsten Morgen wurden 3 benachbarte Dörfer besetzt, in denen große Mengen Proviant den Russen in die Hände fielen, und am 23. Dezember wurden die Laufgräben eröffnet. Um die Aufmerksamkeit des Feindes von den Arbeiten abzulenken, wurde General Petrussewitsch beauftragt, mit einer Abteilung Infanterie und Kavallerie nebst 2 Geschützen einen Vorstoß gegen eines der kleinen Vorwerke zu unternehmen, welche rings um die Festung lagen, und sich desselben zu bemächtigen.

Ein dichter Nebel, der die Ebene bedeckte, schien dem Vorhaben günstig zu sein, aber er nützte, wie sich nur zu bald zeigen sollte, mehr den Turkmenen als den Russen. Die ersteren waren auf der Hut, und als ihre Kundschafter ihnen berichteten, daß der Feind sich dem Vorwerk nähere, besetzten sie dasselbe in größter Eile und erwarteten dann, hinter den Wällen und Gartenmauern verborgen, den ahnungslos herankommenden Feind.

Das Vorwerk war durch eine Mauer in zwei Teile geteilt, und in der innern Mauer befand sich ein festes Thor. An der Ostseite, heißt es in dem Bericht des Generals Skobelew, läuft ein Bach vorbei, über welchen eine Brücke direkt auf das Thor der Außenmauer zuführt. Die kleine Festung ist mit Lehmmauern umgeben, und rings um dieselbe befinden sich Gärten. Im Innern befindet sich nahe dem Außenthore ein kleines Gebäude, und der von der zweiten Mauer umschlossene Raum bildet gleichsam eine Redoute der Festung.

Die Turkmenen ließen die Dragoner bis auf 20 Schritte Entfernung an die Gärten herankommen und empfingen sie dann mit wohlgezielten Schüssen. General Petrussewitsch ließ sofort eine Abteilung Dragoner und Kosaken absitzen, um den Feind zu vertreiben, und sprengte ihnen voran in die Gärten hinein. Dort gerieten aber die vordringenden Truppen, welche des dichten Nebels wegen den Feind nicht sehen konnten, in ein verheerendes Kreuzfeuer. Während sie von den Wällen der kleinen Festung aus beschossen wurden, fielen ihnen etwa 300 Turkmenen, die in den Gärten verborgen lagen, in die Flanke. General Petrussewitsch sank, von einer Kugel getroffen, vom Pferde; gleich darauf fielen der Major Bulygin und noch 2 Offiziere, und die von allen Seiten bedrohten Dragoner begannen zu weichen. Da stellte sich Oberst Fürst Eristaw an ihre Spitze und führte sie mit dem Säbel in der Faust gegen den Feind. Ein erbitterter Kampf begann. Die Tekke suchten sich der Leiche des Generals Petrussewitsch zu bemächtigen und dieselbe als Trophäe fortzuschleppen, und sie befand sich bald in ihren, bald in den Händen der Russen. Die Erbitterung der Kämpfenden war so groß, daß sogar noch die auf dem Boden liegenden Verwundeten den Kampf fortsetzten. Endlich gelang es, die Leiche in Sicherheit zu bringen, und Oberst Eristaw drang mit den Dragonern in die Festung ein, aber die Turkmenen vertrieben ihn wieder und schlossen das Thor. General Skobelew sandte der bedrängten Schar Infanterie zu Hilfe, die im Laufschritt herbeieilte, aber auch aus Geok Tepe kamen neue Scharen herbei, so daß Oberst Eristaw es für geraten fand, den Rückzug anzuordnen, umsomehr da die Expedition ihre eigentliche Aufgabe, die Aufmerksamkeit des Feindes von den Belagerungsarbeiten abzulenken, erreicht hatte.

Die Leiche des gefallenen Generals wurde am Abend nebst den übrigen Gefallenen zur Erde bestattet, und während man sie ins Grab senkte, donnerten alle Geschütze gegen die Festung und überschütteten dieselbe mit einem Hagel von Geschossen. Wildes Geschrei verkündete von dorther, daß die Salve nicht ohne Wirkung geblieben war.

Die Arbeit in den Laufgräben hatte indessen begonnen, und dieselben rückten rasch der Festung näher. Es war keine leichte Arbeit, in der Sonnenglut der Turkmenensteppe, ununterbrochen dem feindlichen Feuer ausgesetzt, durch den steinharten Boden sich hindurchzuarbeiten. Tag und Nacht mußte gearbeitet werden, und da kein Überfluß an Arbeitern war, fanden die Mannschaften nur wenig Ruhe. Die

Turkmenen versuchten, sobald sie die Absicht der Russen erraten hatten, die Arbeiten soviel als möglich zu hindern, und unternahmen häufig Ausfälle, aber trotzdem waren in der Nacht des 28. Dezember die Laufgräben schon bis auf etwa 300 Meter von der Festung vorgeschoben. Es war eine düstere Nacht, der Mond noch nicht aufgegangen, aber überall in den Laufgräben wurde eifrig gearbeitet, um am Morgen eine Parallele zu eröffnen. Der Wachtposten, welcher die Festung zu beobachten hatte, war von dem anstrengenden Dienst erschöpft und dachte weniger an den Feind als an die nahe Ablösung. Vielleicht war er ein wenig eingeschlummert, denn er bemerkte nicht die dunklen Gestalten, welche sich vorsichtig von der Festung her heranschlichen. Plötzlich ertönte unmittelbar vor den Laufgräben wildes Geschrei „Allah! Mahomed! Ali!" . . . und etwa 1000 Turkmenen überfielen die arbeitenden Mannschaften. Der Ansturm war unwiderstehlich. Ihre Werkzeuge wegwerfend, flüchteten die Soldaten nach den hinteren Tranchéen, aber der Feind folgte ihnen dicht auf den Fersen. Den ungeheuren Massen desselben gegenüber waren sowohl Gewehrsalven als Bajonettangriffe wirkungslos. Aus den mit Leichen gefüllten Laufgräben heraus wälzten sich die wilden Scharen schon gegen das Lager, als noch rechtzeitig General Skobelew mit den Reserven herbeieilte und die Artillerie durch einige wohlgezielte Schüsse über die Köpfe der eigenen Leute hinweg die Turkmenen in die Festung zurückjagte.

Die Laufgräben boten einen schaudererregenden Anblick. Überall lagen verstümmelte Leichen, da die Turkmenen, bevor sie die Laufgräben räumten, den Gefallenen die Köpfe abgeschnitten hatten, um sie den in der Festung Gebliebenen als Trophäen vorlegen zu können. Auch ein Feldzeichen, ein Berggeschütz und zwei Munitionskasten waren in ihre Hände gefallen. Die Russen hatten fast ein Bataillon verloren. Unter den Toten befanden sich ein Bataillons-Kommandant und mehrere Offiziere. Die Kompagnie, welche den ersten Anprall des Feindes auszuhalten hatte, war fast völlig aufgerieben worden, und auch die Artillerie hatte schwere Verluste erlitten. Der Kommandant der 4. Batterie der 20. Artillerie-Brigade, Oberst-Leutenant Mamazew war gefallen. Nur der mutigen Ausdauer der Artilleristen war es zu verdanken, daß der Feind nicht mehrere Geschütze erobert hatte. Obwohl Oberst Jurenew die Turkmenen mit Kartätschen empfing, waren diese doch bis zu den Geschützen gelangt, schwangen sich über die Mündungen der Kanonen hinweg in die Verschanzung, wurden aber mit Bajonett und Säbel solange aufgehalten, bis Hilfe kam.

Der Ausfall war zurückgeschlagen, aber der Sieg mit schweren Opfern verkauft. Als bald darauf der Mond aufging, konnte man auch sehen, wie teuer dem Feind der nächtliche Kampf zu stehen kam. Der ganze weite Raum zwischen den Tranchéen und der Festung war mit Leichen bedeckt, da die Turkmenen auf ihrer eiligen Flucht nur wenige der Gefallenen mit fortzuschleppen vermochten.

General Skobelew blieb in den Laufgräben, um die Mannschaften zu beruhigen, und leitete selbst die Arbeiten, die sofort wieder aufgenommen wurden. Während in den Laufgräben ein Musikkorps spielte und bei den Klängen der heimatlichen Weisen die Arbeiten rasch fortschritten, wurden die Toten und Verwundeten aufgesucht, auf Wagen geladen und ins Lager gebracht. Eine breite Blutspur bezeichnete den Weg, den die Wagen genommen hatten, und man konnte alte Soldaten wie Kinder weinen sehen, als die verstümmelten, blutüberströmten Leichen ihrer Kameraden an ihnen vorbeigefahren wurden.

Noch in der Nacht traf General Skobelew Anordnungen zum Sturm auf ein etwa 100 Meter von der Festung entferntes Vorwerk. Nachdem die Artillerie gründlich vorgearbeitet, erfolgte gegen 3 Uhr unter dem Kommando des Obersten Kuropatkin der Sturm, und um 5 Uhr wehte die russische Fahne von den erstiegenen Wällen. Die Nacht wurde dazu benutzt, diesen vorgeschobenen Posten durch eine Parallele, in welcher drei Geschütze postiert wurden, mit den anderen Stellungen zu verbinden

An demselben Tage war auch, nachdem man die Gefallenen in einem Massengrab beerdigt, das Lager um eine halbe Werst gegen die Festung vorgerückt worden, um die Entfernung zwischen demselben und den Belagerungsarbeiten zu verringern und bei einem Ausfall den vorgeschobenen Posten rascher Hilfe bringen zu können. Diese Maßregel hatte allerdings auch den Nachteil zur Folge, daß das Lager sich nun im Schußbereich der Festung befand und die Tekke dasselbe den ganzen Tag hindurch mit Kugeln überschütten konnten.

Schon in der Nacht des 30. Dezember überfielen die Tekke abermals die Laufgräben, und wieder gelang es ihnen, im Dunkel der Nacht ganz nahe heranzukommen, ohne daß die ermüdeten Posten sie bemerkten. Diesmal gelang der Überfall jedoch nicht so vollständig wie am 28. Dezember. Im Zentrum und auf dem rechten Flügel wurden die Tekke rasch und mit sehr großem Verlust zurückgetrieben, aber auf dem linken Flügel, wo ein Überfall am wenigsten befürchtet worden, gelang es ihnen, in die Lauf-



Denaul-Tepe

Fort Ahwat

gräben einzudringen. Trotz der Kartätschenschüsse, mit denen man sie empfing, bemächtigten sie sich einer Kanone und schleppten sie in die Festung, bevor die zu Hilfe eilenden Reserven eintrafen. Ganz gegen ihre Gewohnheit hatten sie diesmal versucht, Gefangene zu machen, und es war ihnen auch gelungen, einen Bombardier, Agafon Nikitin, gefangen zu nehmen. Sie hatten zur Genüge gesehen, welche verheerende Wirkung die russischen Granaten hervorbrachten, und deshalb beschlossen sie, sich eines russischen Geschützes und eines Artilleristen zu bemächtigen und sich von letzterem in der Verwendung der verderblichen Geschosse unterweisen zu lassen. Nikitin wurde mitgeteilt, weshalb man ihn gefangen genommen habe, und er wurde aufgefordert, die erbeuteten Granaten zur Beschießung des Lagers zu verwenden. Als alles Zureden und als auch Drohungen nichts fruchteten, versuchten es die Tekke mit Schlägen, aber der brave Bombardier blieb standhaft und weigerte sich, auf Christen und Landsleute zu schießen. Da Schläge seinen Widerstand nicht zu brechen vermochten, sollten ihn Martern willfährig machen. Er wurde gebunden, auf die Erde gelegt und zu seinen Füßen Feuer angezündet, aber der Wackere ertrug standhaft die fürchterlichsten Schmerzen und starb endlich unter den Händen seiner Peiniger als echter Märtyrer der Vaterlandsliebe, ohne verraten zu haben, wie man das Geschütz bedienen müsse.

Dieser Heldentod eines gemeinen Mannes brachte auf die Tausende von Tekke, welche Zeugen desselben gewesen, eine tiefe Wirkung hervor. Sie mußten sich sagen, daß ein Widerstand gegen ein Heer, welches aus solchen Soldaten bestehe, völlig aussichtslos sein müsse. Sie verhielten sich auch während der nächsten Tage ruhig und unternahmen weder am 31. Dezember noch am Neujahrstage einen Ausfall. Die Laufgräben rückten rasch näher und waren nur noch etwa 30 Meter vom Walle entfernt. Trotzdem zögerte General Skobelew und wollte noch nicht den Befehl zum Sturm geben, um sein kleines Heer möglichst vor Verlusten zu bewahren. Bevor der Sturm unternommen wurde, sollte erst eine Bresche in die Mauern gelegt werden, und da dies bei der Dicke derselben durch ein Bombardement schwer oder vielleicht gar nicht zu erreichen war, befahl er die Anlegung einer Mine unterhalb der Mauer. In der vordersten Tranchée wurde ein Schacht ausgehoben, und die Sappeure gingen an die Arbeit.

Da man jetzt der Festung so nahe gekommen war, daß nichts, was in den Laufgräben vorging, den Belagerten verborgen bleiben konnte, merkten die Tekke bald, daß die Russen einen unterirdischen Gang herstellen wollten, da sie aber keine Idee vom Minenkrieg hatten, vermuteten sie, daß der Feind durch einen unterirdischen Gang in die Festung dringen wolle. Sie lachten über ein so tolles Beginnen, gaben aber trotzdem wohl acht, ob sich nicht irgendwo im Innern der Festung der Boden senke oder das Geräusch der Grabenden zu hören sei.

Die Arbeit in der Mine war ungemein anstrengend und schritt daher nur langsam vorwärts. Die Mannschaften, welche in der Mine arbeiteten, mußten häufig abgelöst werden, denn länger als eine Viertelstunde hielt es niemand unter der Erde aus. Droben herrschte um Mittag eine Hitze von 35 bis 40° R., und unter der Erde war die Luft geradezu erstickend.

Mit nicht sehr freudigen Gefühlen wurde das Neujahrsfest gefeiert, denn mancher Freund ruhte bereits unter dem glühenden Wüstensand, und für die Überlebenden gestalteten sich die Aussichten für die Zukunft immer trüber.[32] Der Feind kam zwar auch am 2. Januar nicht aus der Festung heraus, aber jeder fühlte, daß dies die Ruhe vor dem Sturm sei und daß es bald wieder zu blutigen Kämpfen kommen werde. Als die Russen am folgenden Tage wieder eines der Vorwerke von Geok-Tepe besetzten und hinter der zweiten Parallele Logements für die Reserven anzulegen begannen, wurden sie von der Festung aus heftig beschossen, und große Massen Turkmenen versuchten wiederholt die Laufgräben zu erreichen und die Arbeit zu stören, aber das Feuer der Russen zwang sie stets zum Weichen.

In der Nacht vom 3. zum 4. Januar ertönte tausendstimmiges Freudengeschrei aus der Festung. Die Belagerten begrüßten die sehnsüchtig erwarteten Hilfstruppen aus Merw, welche soeben eingetroffen waren. Es war außer allem Zweifel, daß ein blutiger und vielleicht entscheidender Kampf bevorstehe, denn die nächste Folge der Vereinigung der Achal und Merw Turkmenen konnte nur ein Ausfall sein. General Skobelew ermahnte daher die Truppen zur größten Wachsamkeit und traf alle nötigen Vorkehrungen, um den Feind

[32]) Inmitten der wilden, blutigen Szenen, deren Schauplatz die Ebene vor Geok Tepe war, erblicken wir auch ein freundliches, anmutiges Bild. Zwei Frauen befanden sich im Lager, barmherzige Schwestern, welche sich der Pflege der Verwundeten und Kranken widmeten. Die Gräfin Miljutin und Anna Strjakoff, ein junges Mädchen, haben sich durch ihre aufopfernde, rastlose Thätigkeit in diesen Tagen ein unvergängliches Andenken in den Herzen aller Teilnehmer an dem Feldzuge gesichert.

gebührend zu empfangen. Jedenfalls mußte es ein Kampf auf Tod und Leben werden, aber wenn er die Entscheidung brachte, war er doch allen lieber als das traurige Dasein, das ihnen jetzt beschieden war. Die Kamele waren bis auf einige wenige zu Grunde gegangen, und es fehlte daher an Transportmitteln, um Proviant von Bami herbeizuschaffen. 100 Werst von dem nächsten russischen Posten, 600 Werst von der Meeresküste entfernt, war die Expedition völlig von der Welt abgeschlossen, vor sich einen blutgierigen, unerbittlichen Feind, hinter sich die öde, wasserlose Wüste. Die Lebensmittel gingen zur Neige, und die täglichen Rationen der Mannschaft mußten eingeschränkt werden. Fleisch gab es nicht mehr, und Verproviantierungszüge in die Umgegend konnten nicht unternommen werden, da durch Entsendung von Streifkorps die ohnehin geringe Truppenmacht im Lager zu sehr wäre geschwächt worden. Die feindlichen Schützen sorgten auch dafür, daß die Zahl der Belagerer mit jedem Tage geringer wurde. Im Lager war man nirgends vor ihren Kugeln sicher, und sie hatten sich schon so gut eingeschossen, daß die Getöteten meist in die Stirn oder ins Auge getroffen waren. Der Kavallerie waren bereits eine Menge Pferde erschossen worden, und die übriggebliebenen waren so matt und ausgehungert, daß sie kaum noch zu verwenden waren. Dem Feind war die traurige Lage der Belagerer nicht unbekannt, und er war so fest überzeugt, daß es ihm noch gelingen werde, das Expeditionskorps vollständig zu vernichten, daß er schon Ketten zur Fesselung der Gefangenen verfertigte.

Der Angriff, den General Skobelew erwartete, blieb nicht aus. Viele tausend Turkmenen überfielen am 4. Januar die Laufgräben auf dem linken russischen Flügel und die dortige Batterie. General Skobelew hatte angeordnet, daß die Truppen, sobald die Laufgräben überfallen würden, hinter denselben stehend den Feind erwarten sollten. Das 3. Bataillon des Stawropolschen Regiments empfing nun die anstürmenden Turkmenen mit so verheerenden Salven, daß auch die wilde Tapferkeit der Gegner nichts auszurichten vermochte. Haufen von Leichen türmten sich vor den Tranchéen auf, und schließlich flohen die Turkmenen in der größten Verwirrung in die Festung zurück. Sie hatten ungeheure Verluste erlitten, und die ganze Nacht hörte man aus der Festung das Heulen und Wehklagen der Frauen, deren Gatten und Söhne draußen erschlagen lagen. Fast 3000 Turkmenenleichen bedeckten das Schlachtfeld! Die Russen verloren an Toten und Verwundeten nur etliche 70 Mann.

Trotz dieser schweren Niederlage versuchten die Turkmenen in der nächsten Nacht nochmals einen Ausfall. Bevor der Mond aufging, schlichen sie im Schutze des nächtlichen Dunkels heran, wurden aber so frühzeitig bemerkt, daß sie gar nicht bis zu den Laufgräben vordringen konnten. Während der beiden folgenden Tage wurden die Belagerungsarbeiten nicht mehr gestört. Die Mine nahte ihrer Vollendung, und auch die Laufgräben waren soweit vorgerückt, daß der Sturm unternommen werden konnte. Der Aufenthalt in den Laufgräben, der nie besonders angenehm gewesen, war aber seit dem großen Ausfall der Turkmenen unerträglich geworden. Die Leichenhaufen, welche vor den Laufgräben lagen, gingen in der furchtbaren Hitze rasch in Verwesung über und verpesteten die Luft. General Skobelew beschloß daher, einen Versuch zu machen, die Tekke zur Beerdigung der Leichen zu bewegen, und bei dieser Gelegenheit zu erkunden, ob sie durch die letzten Niederlagen nicht nachgiebiger geworden und zur Unterwerfung bereit seien. Er ließ daher den Tekke durch einen Dolmetsch zurufen, ob sie nicht einen Waffenstillstand zur Beerdigung der Leichen schließen wollten. Das Aufstecken einer weißen Fahne auf den Wällen sollte das Zeichen sein, daß der Vorschlag angenommen werde. Bald darauf wurde vom Walle ein an einer Lanze befestigtes weißes Tuch geschwenkt, und General Skobelew gab sofort Befehl, das Schießen einzustellen. Auch in der Festung wurde die Einstellung der Feindseligkeiten angekündigt. Die Führer der Tekke eilten die Wälle entlang und riefen ihren Leuten zu, nicht auf die Russen zu schießen, da die Chane es bei Todesstrafe verboten hätten.

Binnen wenigen Minuten verstummte das Gewehr- und Geschützfeuer, und große Massen Turkmenen erschienen auf den Wällen, von wo sie neugierig die aus den Laufgräben hervorgetretenen russischen Soldaten betrachteten. Die Soldaten grüßten die Turkmenen durch Verbeugungen, welche ihrerseits den Gruß freundlich erwiderten, indem sie ihre hohen Mützen abnahmen.

Nun ritt auch General Skobelew auf den Platz vor den Laufgräben hinaus, und auf der andern Seite erschien der tapfere Ewas Murad Tykma-Sardar, der oberste Führer der Tekke, umgeben von den anderen Führern. Der General begrüßte die Turkmenenführer und forderte sie dann auf, den unnützen Widerstand aufzugeben. Es schmerze ihn, sagte er, ein so tapferes Volk vernichten zu müssen, und deshalb empfehle er ihnen, sich dem weißen Zar zu unterwerfen und die Festung zu übergeben. Ewas Murad Tykma-Sardar kannte die Macht der Russen bereits aus eigener Anschauung, denn er hatte im vorigen

Jahre einige Monate im russischen Lager verlebt, aber er hielt trotzdem einen Widerstand nicht für aussichtslos. Heimlich war er aus dem Lager entflohen und hatte mit großem Eifer die Rüstungen zu dem bevorstehenden Kampfe betrieben. Es war ihm bisher nicht leicht geworden, die Turkmenen nach ihren großen Niederlagen zum Ausharren zu bewegen, und er hatte Massen-Desertionen nur dadurch verhindert, daß er seinen Leuten nicht gestattete, ihre Frauen und ihr Hab und Gut in der Steppe in Sicherheit zu bringen. Wenn sie gezwungen waren, ihre Familie zu verteidigen — das wußte er — konnte man auf eine tapfere Verteidigung der Festung rechnen. So war denn der Sardar auch jetzt wenig geneigt, auf Friedensvorschläge einzugehen. Er sah vielmehr in dem Anerbieten des Generals nur ein Zeichen von Schwäche, und erwiderte, daß er und sein Volk mit den Russen kämpfen würden, solange noch ein Tropfen Blutes in ihren Adern rinne. Auch das Forttragen und Beerdigen der Leichen behagte ihnen nicht. Sie fürchteten,



Straße in der Tekke-Festung Sandicha.

daß dahinter eine Kriegslist verborgen sei, und es mußte eingestellt werden. Als General Skobelew schließlich sah, daß alle Bemühungen, die Tekke zur Unterwerfung zu veranlassen, vergeblich seien, rief er ihnen zu, wenn sie auf dem Widerstand beharrten, möchten sie auch selbst den Kampf beginnen, und ritt zurück. Gleich darauf fiel aus der Festung ein Schuß. Die Russen eilten in die Tranchéen, die Turkmenen verschwanden hinter den Wällen, und das Feuer begann alsbald von beiden Seiten noch heftiger als zuvor.

Die Minenarbeiten nahten indessen ihrem Ende. Am 11 Januar war die Mine bis unter den Wall der Festung geführt und wurde mit 78 Pud Pulver gefüllt. Der entscheidende Augenblick war gekommen, der Sturm sollte beginnen. Trommelwirbel und Trompetengeschmetter versammelten die Mannschaft im Lager, und mitten in demselben wurde unbekümmert um das Feuer des Feindes ein feierlicher Gottesdienst abgehalten. Nachdem der Priester den Segen des Himmels auf die russischen Fahnen herab



Kuwem Chan-Sapar Ali Oglu und Nur-Gildy Chan, Führer der Turkmenen

gefleht, nahm General Skobelew das Wort und forderte in kurzer, aber kerniger Ansprache die Truppen zu mutigem Vorgehen auf. „Wir sind nur wenige," sagte er, „und der Feinde sind viele, aber darum fehlt es uns auch nicht an Leuten, die wir schlagen können. Wir können nicht länger zögern. Die Laufgräben sind bis an die Festung vorgeschoben. Ein Rückzug ist nicht nur schimpflich, sondern unmöglich. Alle Kamele sind gefallen und die Mehrzahl unserer Pferde ist getötet. Wenn wir zurückweichen, müssen wir dem blutgierigen Feinde unsere Verwundeten, unsere Artillerie und unsere Wagen überlassen. Das wird kein russischer Soldat zugeben. Morgen stürme ich mit Gottes Hilfe die Festung. Wisset, daß uns nur zwischen Zweierlei die Wahl bleibt: zwischen Sieg oder Tod. So wollen wir denn siegen, Brüder, oder in Ehren hier fallen für den Zar und unser Land! Hurrah!"

„Siegen werden wir! Urá! Urá!" ertönte es als Antwort auf die Worte des Generals aus den Reihen der versammelten Mannschaften. Die Soldaten umarmten und küßten sich, baten einer den andern um Vergebung alles Bösen, das sie ihm etwa zugefügt hatten, und bereiteten sich dann zu dem Gang auf Tod und Leben vor. Die ganze Nacht hindurch herrschte im Lager ein reges Leben und Treiben. An Schlaf dachte niemand, in aller Stille wurden die Vorbereitungen zum Sturm getroffen.

Den einzelnen Truppenabteilungen waren bereits die Stellungen angewiesen, von denen aus sie zum Sturm vorgehen sollten, und um 3 Uhr morgens rückten alle unter möglichster Vermeidung von Geräusch in dieselben ein. Die Räder der Geschütze waren, um das Geräusch zu dämpfen, mit Tüchern umwunden. Es dämmerte bereits, als alle Anordnungen des Generals ausgeführt waren, aber jetzt bemerkten auch schon die Wachen auf den Wällen, was vor denselben vorging, und ihr Geschrei benachrichtigte die Besatzung von der drohenden Gefahr. Bald knallte es auf der ganzen Linie, und in das Knattern des Gewehrfeuers mischte sich der dumpfe Donner der Geschütze, welche Bresche schießen sollten.

Nach zweistündiger Beschießung wankte der Wall, und eine Strecke von etwa 20 Meter Länge stürzte ein. Haufen von Turkmenen erschienen sofort in der Bresche und suchten dieselbe mit Erde aus zufüllen, aber einige Schüsse vertrieben sie. Jetzt gab General Skobelew Befehl, die Mine springen zu lassen . . . gleich darauf erbebte der Boden, und eine riesige Rauchwolke hob sich in die Luft, Erde und Menschen mit sich emporreißend . . .

Totenstille herrschte einen Moment lang ringsum. Dann erscholl aus den Reihen der Russen ein lautes, freudiges „Urá! Urá!", und die Truppen stürzten unaufhaltsam vorwärts. Die Turkmenen hatten sich aber rasch von der Bestürzung, welche das Auffliegen der Mine verursacht hatte, erholt und drangen in die Bresche, um dieselbe mit ihren Leibern auszufüllen. Wildes Allah!-Geschrei empfing die Stürmenden, und ein Hagel von Kugeln flog ihnen entgegen. Die von der Mine verursachte Bresche wurde trotzdem von den Mannschaften des Obersten Kuropatkin im ersten Anlauf genommen. Erbitterter und langwieriger war der Kampf an der Bresche, welche die Artillerie geschossen hatte. Dort führte Graf Orloff-Denisoff die Truppen. Sie erklommen den Wall, aber der Feind fiel mit Säbeln und langen Lanzen über sie her und drängte sie hinab, ihre Toten und Verwundeten nachschleudernd. General Skobelew, der von den vordersten Tranchéen aus den Kampf verfolgte, bemerkte kaum die bedrängte Lage der einen Sturmkolonne, als er ihr auch schon an der Spitze aller zur Verfügung stehenden Truppen zu Hilfe eilte. Begeisterte Urá-Rufe empfingen den Führer, der Sturm wurde erneuert, und diesmal erklommen die Russen den Wall und drängten die Turkmenen in die Festung zurück. Nun kam in Carrière die Artillerie angefahren, Hunderte von Händen halfen nach, die Kanonen wurden auf die Bresche hinaufgezogen und von oben herab ein verheerendes Feuer auf die in den Straßen zusammengedrängten Turkmenen eröffnet.

Viele Turkmenen dachten nur noch an Flucht. Scharenweise eilten Männer, Frauen und Kinder auf der von den Russen noch unbesetzten Seite hinaus in die Steppe. Andere aber sammelten sich, als die Russen nun Anstalten trafen, den Hügel Dengil-Tepe, den Schlüsselpunkt des Platzes, anzugreifen, zu einem verzweifelten Ausfall, um durch einen Angriff auf die russischen Positionen vor der Festung die Stürmenden von dieser abzulenken. Der Ausfall mißlang. Die Reserven Skobelews schlugen den Angriff zurück, und während die Truppen mit wehenden Fahnen und unter rauschender Musik auch Dengil-Tepe besetzten, wandten sich die letzten Turkmenen zur Flucht. General Skobelew sandte sofort Kavallerie und Infanterie zur Verfolgung der Fliehenden. Die letztere verfolgte den Feind 10 Werst weit, die Kavallerie kehrte aber erst um, nachdem sie etwa 16 Werst zurückgelegt hatte.

Die Turkmenen hatten ungeheure Verluste erlitten. Gegen 6500 Leichen lagen in der Festung, und bei der Verfolgung wurden noch nahezu 8000 Mann niedergemacht. Ihr Gesamtverlust während der Belagerung ist mit 20000 Mann nicht zu hoch angegeben. Doch auch die Verluste auf russischer

Seite waren diesmal nicht unbedeutend. Der Sturm kostete die Russen an Toten 4 Offiziere und 33 Mann; außerdem waren 3 Stabsoffiziere, 13 Offiziere und 311 Mann verwundet worden. Der Gesamtverlust der Russen betrug vom 20. Dezember 1880 bis zum 12. Januar 1881 an Toten: 1 General, 3 Stabsoffiziere, 11 Offiziere und 268 Mann, an Verwundeten: 1 General, 5 Stabsoffiziere, 55 Offiziere und 648 Mann. Der Kavallerie waren 143 Pferde getötet, 121 verwundet worden. Die Artillerie hatte 5864 Schüsse abgegeben und 234 Raketen geschleudert; von der Infanterie waren 273804, von der Kavallerie 12510 Patronen verbraucht worden.[33])

Große Beute fiel den Siegern in die Hände: 3 Feldzeichen, 1 Kanone, eine Unmasse von Gewehren und Waffen aller Art, viele hundert Kamele und Schafe u. s. w. Auch die von den Turkmenen erbeuteten 2 Berggeschütze und die Fahne wurden vorgefunden. Spät am Abend kamen die zur Verfolgung des Feindes ausgesandten Truppen zurück und brachten eine Menge Kinder mit, die sie unterwegs aufgelesen. In der Festung wurden etwa 6000 Frauen gefangen genommen. Alle Gefangenen, die Frauen sowohl als die Verwundeten wurden freundlich behandelt und gut verpflegt, und man konnte am nächsten Tage manchen Soldaten emsig mit den Verwundeten beschäftigt sehen, die noch vor wenigen Stunden als unerbittliche Feinde ihm gegenübergestanden. Sie sahen in ihnen jetzt nur Unglückliche, und der schöne Grundzug im Charakter des gemeinen Russen, die Gutmütigkeit, drängte jedes andere Gefühl in den Hintergrund

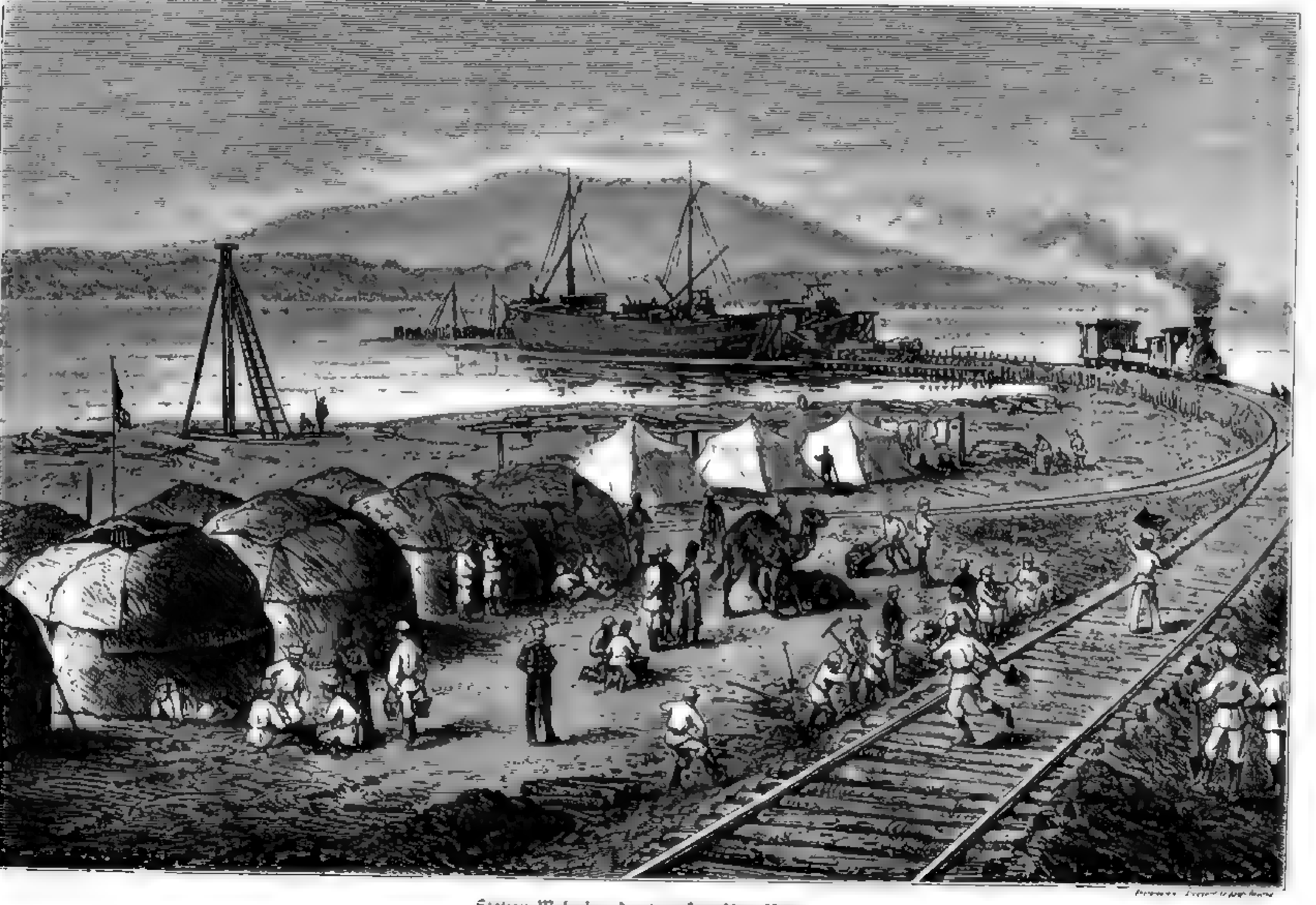
Die Erstürmung von Geok Tepe war für lange Zeit die letzte große Waffenthat, deren Schauplatz das transkaspische Gebiet war. General Skobelew verstand nicht nur zu siegen, sondern auch einen errungenen Sieg auszunutzen, und er sandte sofort Truppen in den östlichen Teil der Oase, um die Turkmenen aufzusuchen, bevor sie sich von dem Schrecken der Niederlage erholt hatten. Die Stadt Aschabad wurde besetzt, und 10 Tage nach dem Fall von Geok Tepe konnte die ganze Oase als unterworfen betrachtet werden.

Mit dem Fall Aschabads war die Widerstandskraft der Tekke gebrochen. Am 25. Januar erschienen mehrere ihrer Ältesten mit Geschenken im Lager Skobelews und leisteten im Namen ihrer Stammesgenossen dem russischen Zar den Eid der Treue.

Ein großer Teil der Bevölkerung hatte sich teils nach Merw, teils nach Tedschen geflüchtet und war nicht zu bewegen, in die Heimat zurückzukehren. Nach der Meinung der Turkmenen war es selbstverständlich, daß der Sieger seine Macht nun zur Bedrückung der Unterworfenen benutzte, und einer solchen wollten die Flüchtlinge sich nicht aussetzen. Als dann Nachrichten kamen, daß die Russen alles Eigentum der Bevölkerung respektierten und derselben ihre volle Freiheit ließen, traute man der befremdenden Kunde nicht und ließ sich auch dann nicht zur Heimkehr verleiten, als den Zurückkehrenden volle Verzeihung und Straflosigkeit ausdrücklich zugesichert wurde. Die Achal Oase behielt ihre auf einen Umsturz sinnende Emigration, bis der Verteidiger von Geok Tepe, der, einer Einladung folgend, nach Rußland gereist war, von dort zurückkehrte und durch seine Schilderungen der großen Macht Rußlands einen gewaltigen Eindruck auf seine Stammesgenossen hervorbrachte. Er war in Petersburg mit großen Ehren empfangen worden und kehrte reich beschenkt in die Oase zurück. Aus einem erbitterten Feinde Rußlands war er ein Prediger der Versöhnung mit demselben geworden, denn er hatte auf der Reise die Überzeugung gewonnen, daß ein Widerstand gegen die gewaltige Übermacht Rußlands Tollheit wäre. Die Flüchtlinge sehnten sich schon längst nach der Heimat, da die ungastliche Bevölkerung von Merw immer unfreundlicher wurde, und als ein Mann von dem Ansehen des Sardars versicherte, daß wirklich alles vergessen und vergeben sei, rüsteten sie sich zur Heimkehr. Im September begannen die Flüchtlinge zu ihren verlassenen Wohnsitzen zurückzukehren. Wenige Wochen später war die Pazifizierung der Oase vollendet. Man hörte nichts mehr von Raubzügen in dem Grenzgebiet, und die Straße von Aschabad nach Sserachs galt bald für so sicher, daß man sich nach dem letztern Orte auch ohne Eskorte zu begeben wagte. Die Merwer hatten sich beeilt, durch eine Gesandtschaft die Russen ihrer freundschaftlichen Gesinnungen zu versichern, und im Februar 1882 wagte sich bereits ein russischer Kaufmann mit einem Warentransport nach Merw.

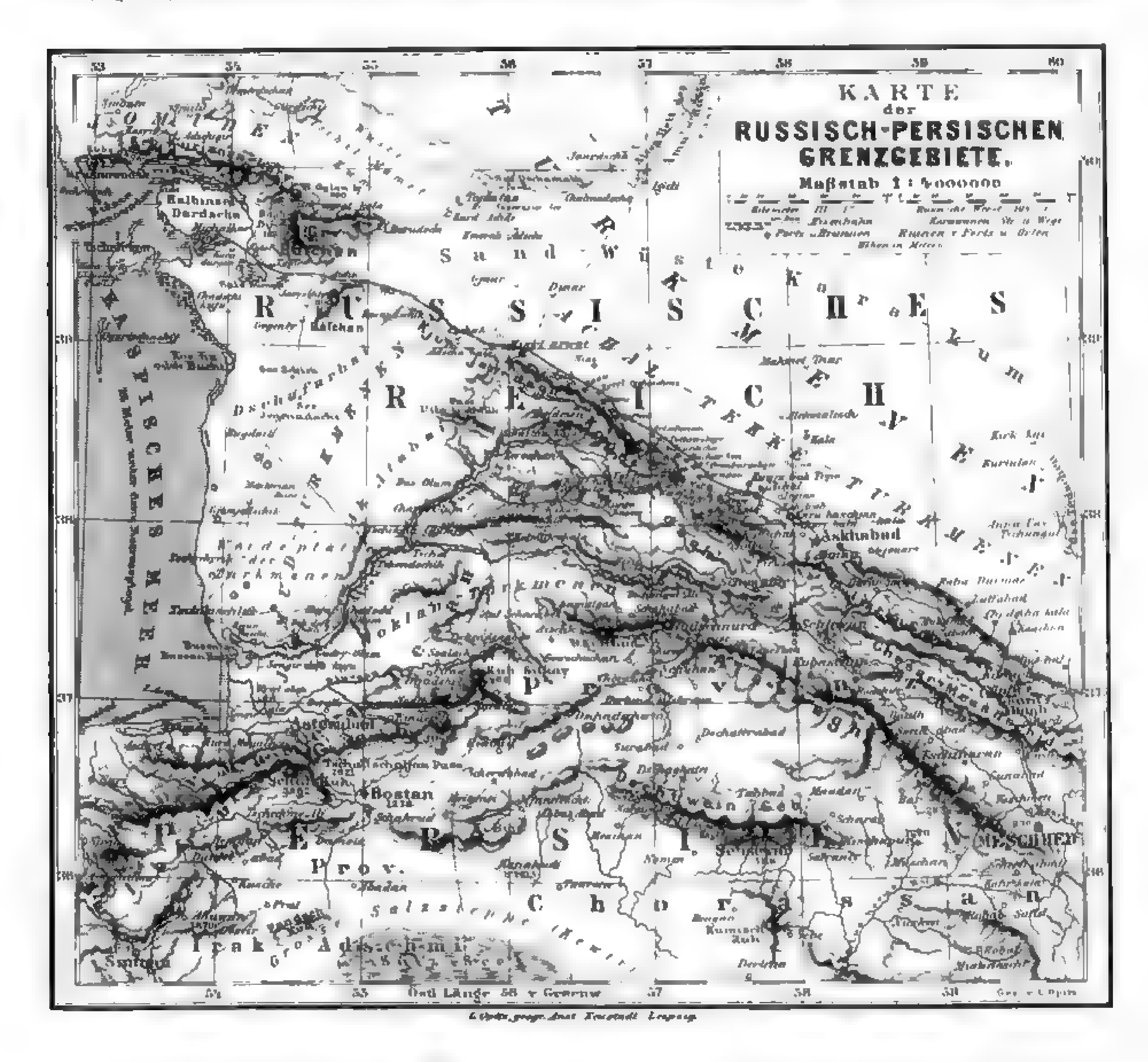
Die nächste Folge der Unterwerfung der Achal Tekke waren lange Verhandlungen mit Persien, welches sich durch die Vorgänge an seiner Grenze bedroht glaubte und überdies die Annexion der Oase

[33]) L. K. Artamonoff, Die Unterwerfung der Tekke Turkmenen durch die russischen Truppen unter Führung des Generals Skobelew in den Jahren 1880—1881 Petersburg, 1884 (russisch). — Siehe ferner „Golos“ und „Moskowskija Wjedomosti“ vom Dezember 1880 bis April 1881; „Wssemirnaja Illustrazia“ XXII. Band, Seite 160 179, 378 423 u. f. „Die Unterwerfung der Tekke-Turkmenen“ (russisch).



Station Michailow der transkaspischen Bahn.

als einen Eingriff in seine Rechte betrachtete. Der Schah war zwar nie imstande gewesen, den geringsten Einfluß auf die Tekke auszuüben, und hatte nie ihre Raubzüge weder in fremdes, noch in sein eigenes Land verhindern können, aber er betrachtete sie doch als seine Unterthanen. Erst im Dezember wurde eine Einigung über das strittige Gebiet erzielt. Rußland blieb im Besitz der Oase, es gab aber seine Einwilligung zu einer Grenzregulierung. Es blieb Herr des Atrekthales und des Kopet-Dagh, und gewann dadurch eine wichtige Position auf dem Wege nach Indien, von welcher aus es einen dominierenden Einfluß auf Merw ausüben konnte. Schon die Chane von Chiwa hatten die Wichtigkeit des Kopet



Dagh erkannt und stets nach dem Besitze desselben gestrebt, und nur jene, welche über das Atrekthal und den Kopet-Dagh geboten, hatten die Turkmenen in Merw zur Anerkennung ihrer Oberhoheit zwingen können.

Der östlichste Punkt der Achal-Oase ist Gjaurs. Der sich nach Südost erstreckende Landstrich hieß früher Arakadsch, in neuerer Zeit ist von den Russen dem längs des Gebirges sich hinziehenden Teil desselben der Name Atek (Fuß des Gebirges) beigelegt worden, mit welchem man früher zuweilen die ganze Strecke zwischen Kasandschik und Serachs zu bezeichnen pflegte. Atek ist überwiegend von Turkmenen be-

wohnt; nur in 2 Ortschaften, in Lütfabad und Schiljan, wohnen Perser, welche Unterthanen des Schahs sind. Die Turkmenen gehören teils zum Stamme der Alieli, teils zu jenem der Merw-Tekke. Die Alieli, welche früher in der Achal-Oase wohnten, waren am Anfang dieses Jahrhunderts durch Alla-kuli-Chan unterworfen und zur Übersiedelung nach Chiwa gezwungen worden; sie kehrten von dort im Jahre 1855 nach der Ermordung des Chans Medimij in ihre früheren Wohnsitze zurück, wanderten aber bald, um den Bedrückungen durch die Perser zu entgehen, wieder nach Chiwa aus, wo sie bis zum Jahre 1873 blieben; erst nach dem Chiwa-Feldzug des Generals Kauffmann haben sie sich in Atek niedergelassen, wo die Festung Kaachka ihr Hauptort wurde. Die Merw-Turkmenen sind erst vor einigen Jahren nach Atek übergesiedelt. Die Mehrzahl hat dort ihren ständigen Wohnsitz, nur einige wenige kommen bloß zur Zeit der Aussaat und der Ernte von Merw herüber. Kibitken werden daher immer seltener, und in den zwischen Lütfabad und Kaachka gelegenen Dörfern sind sie bereits völlig verschwunden und Lehmhütten an ihre Stelle getreten. Die wohlthätigen Folgen der Pazifizierung der Achal-Oase machen sich auch hier schon bemerkbar, und das Bewußtsein, daß sie keine Raubanfälle mehr zu fürchten habe, veranlaßt die Bevölkerung immer mehr, außerhalb der alten Befestigungen sich anzubauen, während bis zum Jahre 1881 alle Lehmhäuser sich innerhalb der Wälle befanden und vor denselben nur Kibitken errichtet wurden.

Das 3 Werst von Aschabad entfernte Gjaurs besitzt gutes Wasser in hinreichender Menge, denn mehrere Bäche, welche vom Syry-ku kommen, fließen an demselben vorbei. Auch das 38 Werst von Gjaurs entfernte Baba-Durmas, welches jetzt unbewohnt ist, besitzt reichlich Wasser, welches immer noch trinkbar ist, obwohl es etwas salzig schmeckt. Die hinter Lütfabad gelegenen Dörfer erhalten Wasser vom Flusse Rudbar oder Rudchana. Dieser bedeutendste Fluß Ateks entspringt auf dem Alla-Akbar und verzweigt sich nach mehreren Richtungen durch die Oase. Ihm verdankt diese Gegend ihre Fruchtbarkeit und die vielen Gärten, welche man überall erblickt. Zwischen Lütfabad und Kaachka liegen an der Straße 25 Niederlassungen mit etwa 500 Kibitken. Überall wird Ackerbau getrieben, und jedes Dorf ist von Gärten umgeben. Kaachka, der größte Ort der Oase, liegt am Flusse Laïn, der sich kurz vor seinem Eintritt in Atek mit dem Artschin-jan vereinigt. Alle diese Flüsse sind Steppenflüsse, die nach kurzem Lauf im Sande der Steppe verschwinden. Während sie im Frühjahr ziemlich wasserreich sind, nimmt ihre Wassermenge im Laufe des Jahres stetig ab und sie erreichen im Sommer manche Gegend nicht mehr, die sie noch im Frühjar bewässerten.

Der nächste große Ort hinter Kaachka ist Duschak, auch Tschaardei genannt nach dem Flusse gleichen Namens, an dem es liegt. Duschak zählt 160 Kibitken. Die letzten Ortschaften der Oase sind Meana (44 Werst von Duschak entfernt) und Tschatscha (16 Werst hinter Duschak). Hier sind die Kibitken bereits vollständig durch Lehmhütten verdrängt. Meana zählt 150, Tschatscha 70 Hütten. Zwei vom Kelat-Gebirge kommende Bäche, welche die Felder von Meana und Tschatscha bewässern, bilden die Grenze des anbaufähigen Landes gegen Osten. Hinter Tschatscha beginnt eine öde, wasserlose Gegend, die sich bis Sserachs hinzieht, und auch die letzte Spur ehemaliger Kultur ist nun dort verschwunden, seitdem eine zum Auffangen des Regenwassers dienende Zisterne unweit der Ruine von Robat Abdula Chan so verschüttet worden, daß die Stelle, an der sie sich befand, kaum noch zu erkennen ist.

Die jetzigen Zustände in der Oase sind auf die Dauer unhaltbar. Früher oder später wird eine Auseinandersetzung mit Persien stattfinden müssen, denn Rußland wird sich kaum auf die Dauer das gefallen lassen, was die noch unabhängigen Tekke sich von den Persern bieten lassen mußten. Alle Kultur in der Oase und damit die Möglichkeit menschlicher Niederlassungen in derselben hängt von den Bächen ab, welche den Feldern die nötige Feuchtigkeit zuführen. Alle Bäche kommen aber vom Kelat-Gebirge herab und durchfließen zum Teil große Strecken persischen Gebietes, bevor sie in die Oase gelangen. Die Fruchtbarkeit der Oase hängt daher von der Gnade der Perser ab, welche durch Ableitung der Bäche den Turkmenen den Lebensnerv abschneiden können — ein in Zentral-Asien sehr beliebtes Mittel zur Bedrückung der Steppenbewohner, welches s. Z. auch der Chan von Chiwa gegen rebellische Turkmenen anwandte und dadurch die Gegenden am Usboi in eine Wüste verwandelte. Die Klagen der Bevölkerung der Oase über Ableitung des Wassers durch die Perser nehmen gar kein Ende, und obwohl solche willkürliche Handlungen bisher stets rückgängig gemacht wurden, so ist doch der den Tekke zugefügte Schaden nicht unbedeutend, da stets viel Zeit vergeht, bevor die persischen Behörden sich herbeilassen, dem Übelstand abzuhelfen.

Die persische Regierung ist zwar stets geneigt, allen Klagen abzuhelfen, aber die Grenzgouverneure, die fast unabhängig sind, kümmern sich wenig um die Befehle, die ihnen von Teheran zugehen. Und doch hätten gerade sie reichlich Ursache, sich für die neue Ordnung der Dinge jenseits ihrer Grenze er-

kenntlich zu zeigen, denn seit der Unterwerfung der Tekke durch Rußland hat die Sicherheit in den Grenz gebieten bedeutend zugenommen. Vor 1881 konnte der persische Kommandant von Sserachs nicht wagen, ohne starke Bedeckung die Festung zu verlassen. Er mußte damals stets gewärtig sein, von einer Turkmenenschar überfallen zu werden, während er jetzt ohne Scheu mit kleinem Gefolge die Gegend durch ziehen kann.

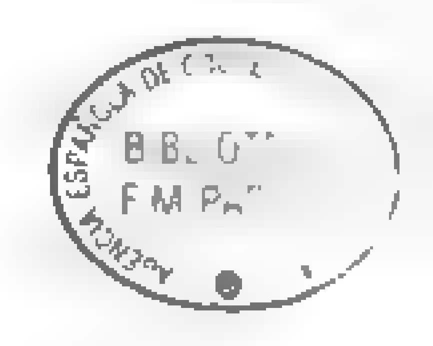
Die Tekke-Turkmenen, die sich in Atek niederließen, haben schon vom ersten Augenblick an viele Bedrückungen durch die Perser erdulden müssen. Die ersten Ansiedler hatten nicht genügende Vorräte mit gebracht, um nach der Aussaat ruhig die Zeit der Ernte abwarten zu können. Sie hofften, bei den Persern in der Nachbarschaft kaufen zu können, was sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchten, aber diese ließen sich für alles so hohe Preise bezahlen, daß die ohnehin armen Leute in die größte Not gerieten. Erst nach der Unterwerfung unter Rußland hat sich ihre Lage ein wenig gebessert. Das Jahr 1882 brachte eine gute Ernte, und die Bevölkerung hat jetzt wenigstens soviel, als sie zum Leben braucht. Handelsverkehr hat sich noch nicht entwickelt. In Lütfabad und Kaachka werden zwar Basare abgehalten, aber der Um satz auf denselben ist sehr unbedeutend. Mit der Zeit wird sich hier zweifellos der Ertrag des Acker und Gartenbaues bedeutend steigern. Jetzt wird Weizen, Gerste und Klee gebaut, ferner Wassermelonen, von denen in den Gärten überall große Mengen vorhanden sind, da die Bevölkerung hauptsächlich von ihnen lebt. Bei Tschatscha wird auch etwas Flachs gebaut, und zwischen Lütfabad und Kaachka trifft man auch Obstgärten.

Von Aschabad führt eine Straße nach Sserachs, von welcher sich die Straße nach Merw abzweigt. Von Aschabad bis Tschatscha, auf einer 248 Werst langen Strecke, ist gutes Trinkwasser reichlich vor handen, Flüsse und zahlreiche Bäche kommen dort vom Kelat-Gebirge herab, und wenn auch die Oase nicht soviel erzeugt, um große Truppenmassen für längere Zeit verproviantieren zu können, so erleichtern doch die vielen an der Straße liegenden Dörfer das Vordringen. Terrainschwierigkeiten sind auf dieser Strecke nirgends zu überwinden.

Früher gehörte diese Strecke, sowie die Straße von Atek nach Sserachs, zu den unsichersten Ge genden Zentral-Asiens, da die Merwer auf ihren Alamanen häufig hier durchzogen. Neben einer russischen Provinz, in welcher mit so großen Kosten wie in der Achal-Oase Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten wurde, konnte aber ein Räubernest wie Merw nicht länger bestehen. Entweder mußten die Merwer ihre Raubzüge einstellen, oder Rußland sah sich gezwungen, einzuschreiten, sowenig Lust die Regierung dazu haben mochte, nachdem sie gesehen, daß die Achal-Oase nicht nur nichts einbrachte, sondern noch durch die hohen Verwaltungskosten das Jahresbudget nicht unbedeutend belastete. Die eigenartigen Verhältnisse in der Merw-Oase führten indessen zu einer Lösung dieser Frage, die gewiß niemand erwartet hatte.

Die Merw-Turkmenen geben selbst die Bevölkerung der Oase mit 200000 Seelen an, in Wirklich keit dürfte dieselbe aber 125000 bis 150000 nicht übersteigen. Von dem Reichtum der Stadt, der einst soviel gerühmt wurde, ist nirgends mehr eine Spur zu entdecken, vielmehr trifft man auf Schritt und Tritt Anzeichen großer Armut. Der Handel Merws ist ziemlich gleich Null, obwohl zweimal wöchentlich ein Basar abgehalten wird. Auf den Basaren herrscht dann stets großes Gedränge, aber Käufer sowohl als Verkäufer sind nicht viele vorhanden. Die meisten Leute von den Tausenden, welche sich auf dem Basar einzufinden pflegen, kommen nicht, um Einkäufe zu besorgen, sondern um sich so angenehm als möglich zu unterhalten. Man sieht Bekannte, wandert zusammen weiter, tauscht Neuigkeiten aus — um die wenigen ausgestellten Waren kümmert sich fast niemand. Wer irgend einen Bedarfsartikel kaufen will, zieht in Gesellschaft von Freunden mit den selbst fabrizierten Filzen, Teppichen u. s. w. nach Meschhed, oder nach Chiwa und Buchara, verkauft dieselben dort und versorgt sich in den Basaren dieser Städte mit allem was er braucht. Außer Filzen und Teppichen, grobem Leinenzeug, Pelzen und Mützen wird in Merw selbst nichts fabriziert, und die Merwer beziehen sogar ihre Kleidungsstücke aus Chiwa oder Buchara. Da kann selbstverständlich ein Basar nicht viele Waren enthalten, und von Handel kaum die Rede sein.

Die Oase war einst ein fruchtbares wohlbebautes Land und zahlreiche Kanäle leiteten das Wasser des Murghab durch dieselbe, aber die jetzige Bevölkerung nützt die Vorteile nicht aus, welche ein guter Boden und eine hinreichende Bewässerung ihr bieten. Der Turkmene ist faul und scheut alle Arbeit. Was er zum Leben braucht, sucht er lieber durch Raub und Diebstahl zu erwerben, und wenn er überhaupt arbeiten muß, so beschränkt er sich auf das unumgänglich zu seinem Lebensunterhalt nötige Quantum. Der Ackerbau steht daher in der Oase auf einer sehr niedrigen Stufe. In Jahren, welche nicht besonders gute Ernteerträge liefern, muß jetzt auch der Weizen aus Persien oder Buchara bezogen werden, obwohl



das Land denselben in genügender Menge liefern könnte. Am meisten wird Klee gebaut, der nach einmaliger Aussaat Jahre hindurch reichlichen Ertrag liefert. Trotzdem ist die Pferdezucht unbedeutend geblieben, und man trifft nur selten gute Pferde in der Oase. An Ausdauer können sich dieselben, auch wenn sie gut genährt werden, was meistens nicht der Fall ist, mit den Pferden aus Persien oder Rußland nicht messen.

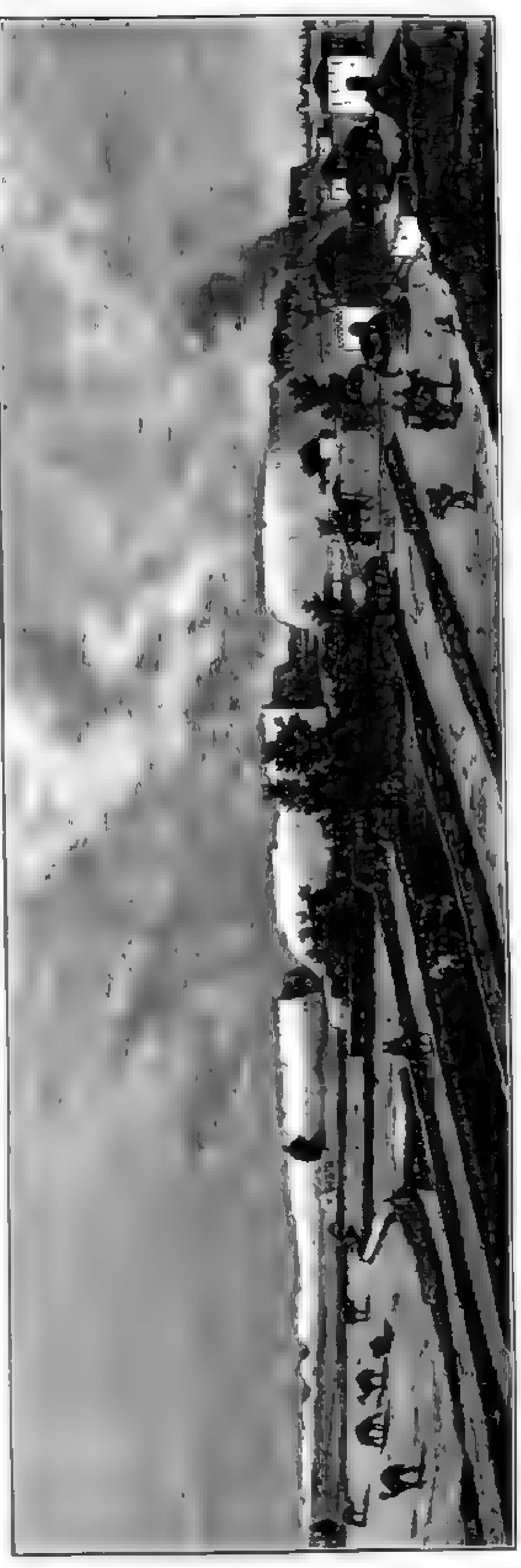
Der Faulheit des Merw-Turkmenen kommt nur sein Geiz gleich. Geld zu ersparen, recht viel Geld, darauf ist all sein Sinnen und Trachten gerichtet. Er darbt und hungert, füttert sein Pferd schlecht, verwendet wenig auf seine Kleidung und ergreift begierig jede Gelegenheit, sich irgendwo zu Gaste zu bitten und einige Tage auf fremde Kosten zu leben. Er raucht mäßig, und den grünen Thee, den er aus Chiwa, Buchara oder Mesched heimbringt, trinkt er sehr verdünnt und ohne Zucker. Sein Sparen und Darben hat jedoch nicht seinen Grund in dem Wunsche, ein wohlhabender Mann zu werden. Es kommt ein Augenblick, in dem der Merwer die ganze Summe, welche er mühsam erspart hat, hingiebt, um dafür zu erwerben, worauf vielleicht jahrelang all sein Streben gerichtet war: eine Frau. Die schönen Zeiten sind vorüber, in denen ein heiratslustiger Turkmenenjüngling nur sein Pferd zu besteigen und mit einigen Genossen einen Ritt nach Persien zu unternehmen brauchte. Damals raubte er so viele Perserinnen als er wünschte, und wenn sein Begehr ein Mädchen aus Merw war, so ließ sich auch dieses leicht erwerben, denn der Vater desselben gab es gewiß für einige gefangene Perser hin. Heute ist der Mädchenraub in Persien drüben eine gefährliche Sache, dem ganzen Räuberhandwerk ist der Boden entzogen, und der Turkmene muß mit Geld bezahlen, was er früher mit bewaffneter Hand zu nehmen gewohnt war. Da bei den Turkmenen Polygamie herrscht, wiederholt sich die unangenehme Ausgabe mehrmals, denn jeder Turkmene strebt darnach, 3 oder doch mindestens 2 Frauen zu besitzen. Ausnahmsweise wird auch jetzt noch Gewalt angewendet, doch nur dann, wenn ein Turkmenenmädchen bereit ist, sich von einem jungen Mann entführen zu lassen. Gewöhnlich kostet ein Mädchen 400 bis 500 Rubel, aber der glückliche Entführer hat dem Vater gegenüber leichtes Spiel, er kann die Kaufsumme herabdrücken und braucht sie auch nicht auf einmal zu erlegen, sondern kann Teilzahlungen leisten. Ein hübscher junger Mann, der die Zuneigung einer Turkmenen-Schönen zu erwerben versteht und sie zur Flucht zu veranlassen vermag, ist daher auch heute noch in keiner ungünstigen Lage, aber der von der Mutter Natur stiefmütterlich mit Reizen Bedachte ist um so schlimmer daran. Wenn er heiraten will, muß er tief in seinen Seckel greifen und bezahlen was für ein Mädchen gefordert wird. Auf die sittlichen Verhältnisse, die ohnehin niemals musterhaft waren, hat die seit der russischen Okkupation eingetretene Erschwerung der Erwerbung einer Frau nicht günstig eingewirkt, da jetzt viele, denen ihre Mittel nicht gestatten, eine Frau zu kaufen, sich durch heimliche Liebesverhältnisse zu entschädigen suchen.

Raubzüge sind jetzt den Merwern erschwert, ja fast unmöglich gemacht, dafür nimmt Diebstahl und Betrug immer mehr überhand. Die Gastfreundschaft wird häufig mißbraucht, den Fremden nach Möglichkeit auszusaugen und zu bestehlen. Der Merwer ladet einen Fremden überhaupt nur in der Absicht in sein Haus, ihn auszubeuten, und trotz der größten Vorsicht und trotz der schärfsten Beaufsichtigung seines Eigentums kann dieser sicher sein, daß ihm doch während seines Aufenthaltes im Hause des Turkmenen dies oder jenes gestohlen wird.

Herr Lessar, der wie kein anderer vor ihm die Gelegenheit hatte, einen Einblick in die Verhältnisse der Turkmenen in Merw zu erlangen, erzählt in seinem Reisebericht manche seltsame Einzelheiten von der Art und Weise der Gastfreundschaft der Merwer und von ihrem Benehmen Fremden gegenüber. Nachdem er auf eine Anfrage, ob er Besuche empfange, eine bejahende Antwort gegeben hatte, wurde die Kibitka, welche er bewohnte, nicht leer von Besuchern. Einer nach dem andern fanden sich die Chane und alle zu den Honoratioren gehörigen Persönlichkeiten ein, und ihren Eintritt benutzten stets einige niedriger Gestellte, um hinter ihnen in die Kibitka zu schlüpfen, während draußen dichte Haufen Neugieriger standen und sich bemühten, wenigstens einige Worte des in derselben geführten Gespräches zu erlauschen, was nicht schwer war, da die Tekke sehr laut zu sprechen pflegen. Einige begnügten sich aber damit nicht, sondern bohrten Löcher in die Filzhülle der Kibitka, um auch zu sehen, was darin vorging. Für den Fremden sind diese vielen Besuche eine Last, aber der Turkmene sieht in dem Besuch von Freunden eine angenehme Abwechselung in seinem Nichtsthun, und pflegt zu allen Tagesstunden, ja auch noch nach Sonnenuntergang Besuche zu machen. Die Besucher nehmen es aber auch nicht übel, wenn der Wirt, endlich müde geworden, ihnen klar und deutlich zu verstehen giebt, daß er sich zur Ruhe zu begeben wünsche und daß es ihm erwünscht wäre, wenn sie sich zurückzögen. Herr Lessar hat manche Unterredung, die ihn zu langweilen begann,

einfach dadurch abgeschnitten, daß er erklärte, er sei müde und wolle nun schlafen. Der Besucher zögerte dann nicht, sich alsbald höflich zu verabschieden.

Gleich allen anderen Turkmenen fehlt auch den Merwern eine Zentralgewalt. Die Chane, welche an ihrer Spitze stehen, sind meist unbedeutende Leute, und selten bleibt einer lange Zeit im Besitz seiner Würde. Herr Lessar bezeichnet sie als eine große Räuberbande, welche kein anderes gemeinsames Interesse kenne als Raub und Plünderung. Kein Mensch kümmert sich um Anordnungen der Chane, und nur in einer Beziehung können dieselben auf unbedingten Gehorsam rechnen: Maßregeln, welche sie zur Erhaltung des zum Schutze gegen Hochwasser errichteten Dammes anordnen, werden stets pünktlich ausgeführt. Dazu veranlaßt jedoch die Merwer durchaus nicht die Achtung vor den Befehlen ihrer Häupter, sondern die Sorge um ihr eigenes Wohl, denn wenn der Damm dem Hochwasser nicht Widerstand zu leisten vermag und durchbrochen wird, schwebt die ganze Oase in Gefahr. Es ereignet sich ohnehin oft genug, daß das Wasser den Damm zerreißt und die Oase überflutet. Außer den Verordnungen zum Schutze gegen Hochwasser kennt der Merwer nur noch einige sehr einfache Gesetze, durch welche das Eigentum des Einzelnen gegen Übergriffe der Stammesangehörigen geschützt und die Verteilung der von einem Raubzuge heimgebrachten Beute geregelt wird. In allen anderen Angelegenheiten befolgt den Befehl der Chane nur derjenige, dem er behagt, und darum ist es auch den Chanen nie gelungen, die Wehrkraft des ganzen Volkes auszunutzen, um schwächere Nachbaren, die es belästigten, zu bezwingen. Die Ssaryk-Turkmenen sind der Zahl nach viel schwächer als die Merwer, und doch haben sie es wagen können, Raubzüge in die Oase zu unternehmen und den ganzen Handel der Merwer lahm zu legen. Einem Angriff aller Streitkräfte der Merwer hätten die Ssaryks nicht zu widerstehen vermocht, aber ein solcher war nicht zu ermöglichen, und die ganze Oase wurde von einem schwächern Feinde terrorisiert. Die Merwer beschränkten sich darauf, für die Raubzüge der Ssaryks dadurch Rache zu nehmen, daß sie dann und wann in kleinen Abteilungen auszogen, bei Nacht Niederlassungen der Ssaryks überfielen und denselben Vieh fortzutreiben oder Frauen zu rauben suchten. Vom Raube lebend, stets in Sorge, von anderen beraubt zu werden, waren die Merwer trotz ihrer großen Anzahl zur Ohnmacht verdammt. Ihre Geschichte weist nur wenige Fälle auf, in



Merw.

denen sie sich zu einem geschlossenen Auftreten aufrafften. Nur die Energie einiger kühnen Männer, welche ihren Willen den anderen mit Gewalt aufzuzwingen wußten, hatte ernstliche Gefahren, welche dem Lande drohten, abgewendet. Eine kriegslustige Partei drängte dann die Chane in den Hintergrund, riß die Leitung des Gemeinwesens an sich und zwang die Unschlüssigen und Widerstrebenden zur Heeresfolge. Als General Skobelew sich zum Zuge gegen Geok-Tepe rüstete, waren Ewas-Murad-Tykma-Sardar und Machdum-kuli Chan mit einer großen Schar bewaffneter Anhänger in der Oase erschienen, um die Merwer zur Teilnahme am Kampfe gegen die Russen zu bewegen. Durch Gewaltmaßregeln, bei denen es nicht an Blutvergießen fehlte, gelang es ihnen, den Widerstand der einem Kriege abgeneigten Partei zu brechen und jene Massenbeteiligung der Merwer an der Verteidigung Geok-Tepes durchzusetzen, welche bei dem großen Ausfall am 4. Januar (siehe Seite 47) dem Belagerungskorps leicht hätte verhängnisvoll werden können.

Nach der Unterwerfung der Achal-Oase und der Rückkehr der Flüchtlinge in dieselbe kamen Merwer häufig nach Aschabad. Sie sahen, wie dort jetzt Ruhe und Ordnung herrschte und das Volk sich wohlbefand, und es blieb ihnen nicht unbekannt, daß die Perser sich nicht mehr wie früher Bedrückungen von Leuten erlauben durften, welche nicht Unterthanen des Schah waren. Alles dies war ihnen eine fremde, überraschende Erscheinung. Wie die Flüchtlinge aus der Achal-Oase früher nicht glauben wollten, daß sie ohne Scheu in ihre Heimat zurückkehren könnten, so fanden es jetzt die Merwer völlig unerklärlich, daß die Russen von dem Rechte des Siegers gegenüber einem unterworfenen Volke keinen Gebrauch machten und die Tekke so mild behandelten. Manches Vorurteil begann zu schwinden, und so mancher begann Vergleiche anzustellen zwischen den Zuständen daheim und jenen in der Achal-Oase.

Der Boden war für den Anschluß an Rußland vorbereitet, als im Jahre 1883 einige an sich unbedeutende Begebenheiten den Anstoß dazu gaben. Die Reise des Schah durch Chorassan rief viele Bedenken wach. Man erzählte sich in Merw, daß Persien sich zu einem Kriegszug rüste, und daß demnächst die Truppen des Schah in der Oase erscheinen würden. Die nächste Folge war, daß ein Teil der Bevölkerung von Merw es für geraten hielt, dem Angriff zuvorzukommen, und im Herbste mehrere Raubzüge nach Persien unternahm. Um jene Zeit begann ein Agent, der sich schon lange in Merw aufhielt, durch seine Thätigkeit sich bemerkbar zu machen. Bald nach der Eroberung von Geok-Tepe war in Merw ein Mann aufgetaucht, über dessen Abstammung und Nationalität niemand im klaren war. Sijach-Pusch (sijach = schwarz; pusch = gekleidet), wie er sich nannte, bemühte sich, die Turkmenen von jeder Annäherung an Rußland abzuhalten, und bald fanden sich in Merw noch einige andere Agenten ein, darunter 2 Afghanen und ein Inder, die zeitweilig aus Pendschdeh und Jolistan herüberkamen und in gleichem Sinne wie Sijach-Pusch wirkten. Dieser begann sich allmählich mit dem Nimbus des Geheimnisvollen zu umgeben, nannte sich den Abgesandten desjenigen, der die Merwer gegen die Russen schützen und, wenn der richtige Augenblick gekommen sei, sie reichlich mit Geld und Waffen versehen werde. Er reiste häufig über die Grenze nach Persien, aber dort nannte er sich nicht Sijach-Pusch, sondern Scheich-Mansur und suchte mit dem Vali von Chorassan und anderen persischen Beamten Verbindungen anzuknüpfen. Obwohl er sich aber eifrig bemühte, als religiöser Sendbote angesehen zu werden, so war es doch ein öffentliches Geheimnis, daß er ein politischer Agent war. Sijach-Pusch litt jedoch stets an Geldmangel, und darum glückte es ihm nie, eine größere Anzahl Leute zusammenzubringen, die bereit gewesen wären, sich ihm völlig zur Verfügung zu stellen. Er versprach zwar stets sehr viel, vermochte aber nie sein Versprechen zu halten, weshalb ihn eines Tages Sary-Chan, dem er die Summe nicht zahlen konnte, welche er ihm für 40 Reiter versprochen hatte, ohne viele Umstände gefangen nahm und nur gegen ein Lösegeld wieder freiließ.

Inzwischen war der Herbst herangekommen und die Ernte überall eingebracht. Da begannen alsbald die Alamane, und sie nahmen so überhand, daß von allen Seiten Flüchtlinge nach Aschabad strömten, um dort Hilfe zu suchen. Während die Unsicherheit in den Grenzgebieten von Tag zu Tag lästiger wurde, entwickelten sich aber auch in Merw selbst Zustände, welche für die Dauer unhaltbar waren. Niemand war dort seines Lebens sicher, die Anarchie nahm immer mehr überhand und eine Menge Einwohner verließen die Stadt, um sich nach Mesched oder Herat zu flüchten. Bald fanden sich Merwer auch in Aschabad ein und baten, ihnen Wohnsitze anzuweisen, da sie nach Merw nicht mehr zurückkehren wollten.

Sary-Chan stand bereits mit den Russen in Verbindung und wies wiederholt darauf hin, daß nur das Einschreiten derselben der Anarchie ein Ende machen könne. Einige Unruhestifter terrorisierten den friedlich gesinnten Teil der Bevölkerung, und man mußte befürchten, daß es ihnen gelang, die Massen

mit fortzureißen und einen größern Brand zu entzünden. Die russische Regierung sandte deshalb im November 1883 eine Truppenabteilung nach Karry-bend als Beobachtungsposten, und das Erscheinen dieser Truppen in der Nähe der Grenze Merws führte rasch die Entscheidung herbei. Die Friedenspartei gewann die Oberhand, und es wurde beschlossen, eine Deputation zu General Komaroff nach Aschabad zu senden und ihn zu bitten, Merw unter den Schutz Rußlands zu stellen.

Die Merw-Turkmenen zerfallen in 2 große Stämme, die Otamysch und Tochtamysch, deren jeder wieder aus zwei Geschlechtern besteht, die ersteren aus den Bachschi und Sitschmas, die letzteren aus den Bek und Wekil. Das Land ist in 24 Bezirke geteilt, welche nach den Kanälen benannt sind, die sie durchziehen. Die Chane der 4 Geschlechter — Meili-Chan, Murad-Chan, Sary-Batyr-Chan und Jussuf-Chan — fanden sich nun an der Spitze einer Deputation, welche aus 24 Ältesten als Vertretern der 24 Bezirke bestand, in Koltbent ein, wo sich eine russische Truppenabteilung unter Hauptmann Muratoff befand, und trugen ihm die Bitte vor, ihr Land dem Reiche des russischen Zars einzuverleiben. Diese Bitte konnte selbstverständlich nicht sofort erfüllt werden, sie wurde aber auf ein Blatt Pergament in tatarischer Sprache niedergeschrieben und von der Deputation unterzeichnet. Wie ernst es den Turkmenen mit der Unterwerfung war, zeigte ihre Bereitwilligkeit, eine für sie keineswegs leichte Bedingung zu erfüllen, von der die Annahme ihres Anerbietens abhängig gemacht wurde. Man hatte ihnen bedeutet, daß im Reiche des Zars die Sklaverei nicht gestattet sei, und daß sie daher ihre Sklaven freilassen müßten, wenn sie russische Unterthanen werden wollten. Die Gefangenen, die sich in Merw befanden, mehrere tausend an der Zahl, wurden sofort in Freiheit gesetzt und ihnen erklärt, daß sie sich in ihre Heimat begeben könnten. In Aschabad trafen bald darauf 16 aus der Sklaverei entlassene Russen ein; 20 hatten auf anderen Straßen den Heimweg angetreten.

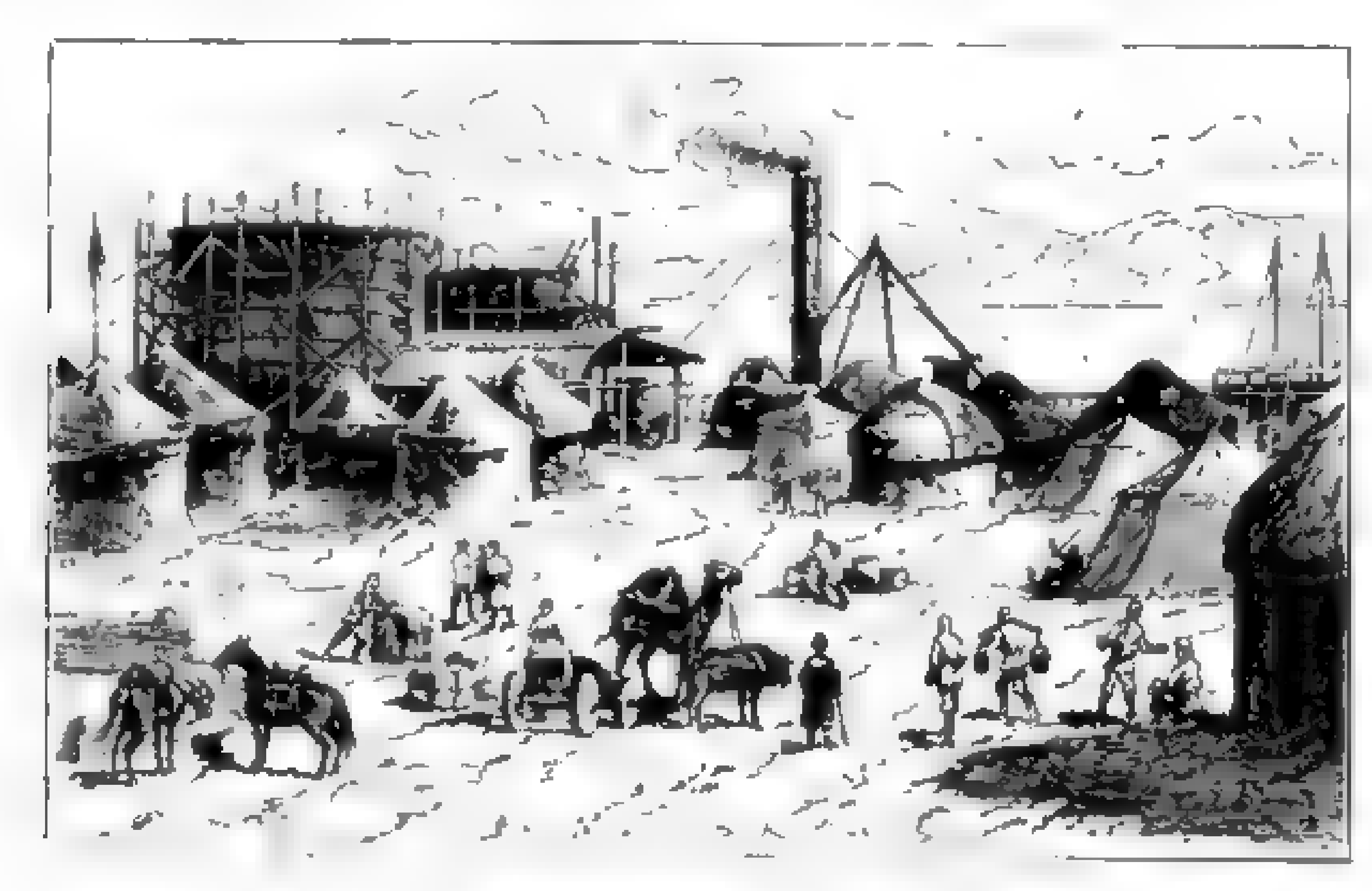
Trotzdem zögerte man in Petersburg noch mit der Annahme der angebotenen Unterwerfung, und erst als am 13. Januar eine neue Deputation, 60 Älteste mit den 4 Chanen an der Spitze, in Aschabad erschienen war, erfolgte die Entscheidung. Der Telegraph übermittelte von Petersburg den Bescheid, daß der Zar die Unterwerfung der Merwer angenommen habe, worauf die Chane und die Ältesten im Namen des ganzen Volkes den Eid der Treue leisteten.

Sofort nach erfolgter Eidesleistung rückten russische Truppen in die Oase ein, aber trotzdem vollzog sich die Besetzung derselben nicht ohne Kampf. Eine Schar Turkmenen versuchte Widerstand zu leisten, und erst nachdem dieselbe zersprengt worden, konnten die Truppen in Merw einrücken. Über diesen unbedeutenden Zusammenstoß ist seiner Zeit viel geschrieben worden, und man hat ihn auf englischer Seite als Beweis dafür benutzt, daß die Russen die Merw-Turkmenen gegen ihren Willen, gewaltsam sich unterworfen haben. Der völlig aussichtslose Widerstand, den einige Fanatiker versucht haben, verliert aber alle Bedeutung, wenn man das in Betracht zieht, was bereits oben (siehe Seite 18) über die Unbotmäßigkeit der Turkmenen überhaupt gesagt worden ist. Einen ganzen Stamm unter einen Hut zu bringen, ist den Chanen und Akssakalen noch nie gelungen, da die Minderheit sich nie der Ansicht der Mehrheit unterordnete, sondern gewohnt war, ihre eigenen Wege zu gehen. Eine Partei in Merw war allerdings mit der Unterwerfung unter die Herrschaft eines christlichen Fürsten nicht einverstanden, und sie widersetzte sich derselben mit den Waffen, aber die Partei war eine verschwindend kleine, wie schon die Absendung der Chane und der 60 Ältesten beweist. Auf diese kleine Partei Rücksicht nehmen, hieß die überwiegende Mehrheit eines Volkes von einigen Wenigen terrorisieren lassen. Wie wenig Beachtung sie verdiente, beweist die Leichtigkeit, mit der die Russen seitdem ihre Herrschaft in Merw befestigt und dort geordnete Zustände eingeführt haben, ohne daß jemals die geringste Ruhestörung vorgekommen wäre. Jedes Jahr russischer Herrschaft befestigt aber Rußlands Einfluß mehr, und die Zahl derjenigen, welche sich etwa noch nach der alten Unabhängigkeit sehnen, muß mit jedem Jahr geringer werden, da die Bevölkerung erkennt, daß ihre materielle Lage sich immer mehr bessert, je enger sie mit den westlichen Provinzen des Riesenreiches verbunden wird.[24])

Die Russen kostete der Kampf beim Einrücken in die Oase nur einen Toten, während auf Seiten ihrer Gegner etwa 30 Mann fielen. Unter den ihrem Einmarsch sich Widersetzenden befand sich nur ein einziger Mann von Ansehen: Kadschar-Chan. Die anderen Führer der Bewegung waren fremde Agenten: Sijach-Pusch, zwei Inder und ein Afghane. Diese Thatsache erscheint umso interessanter, wenn man be-

[24]) P. M. Lessar, Das südwestliche Turkmenien (das Gebiet der Saryk und Ssalor). Iswestija der kais. russischen geographischen Gesellschaft. St. Petersburg, Band XXI. 1885, Seite 2 u. f.

denkt, daß noch nie zuvor in den vielen Kriegen der Merwer mit Chiwa, Buchara und Persien fremde Sendlinge sich in Merw eingefunden hatten, um der Bevölkerung mit Rat und That beizustehen. Solche Agitatoren tauchten erst auf, als es sich darum handelte, Rußland Schwierigkeiten zu bereiten, und es ist



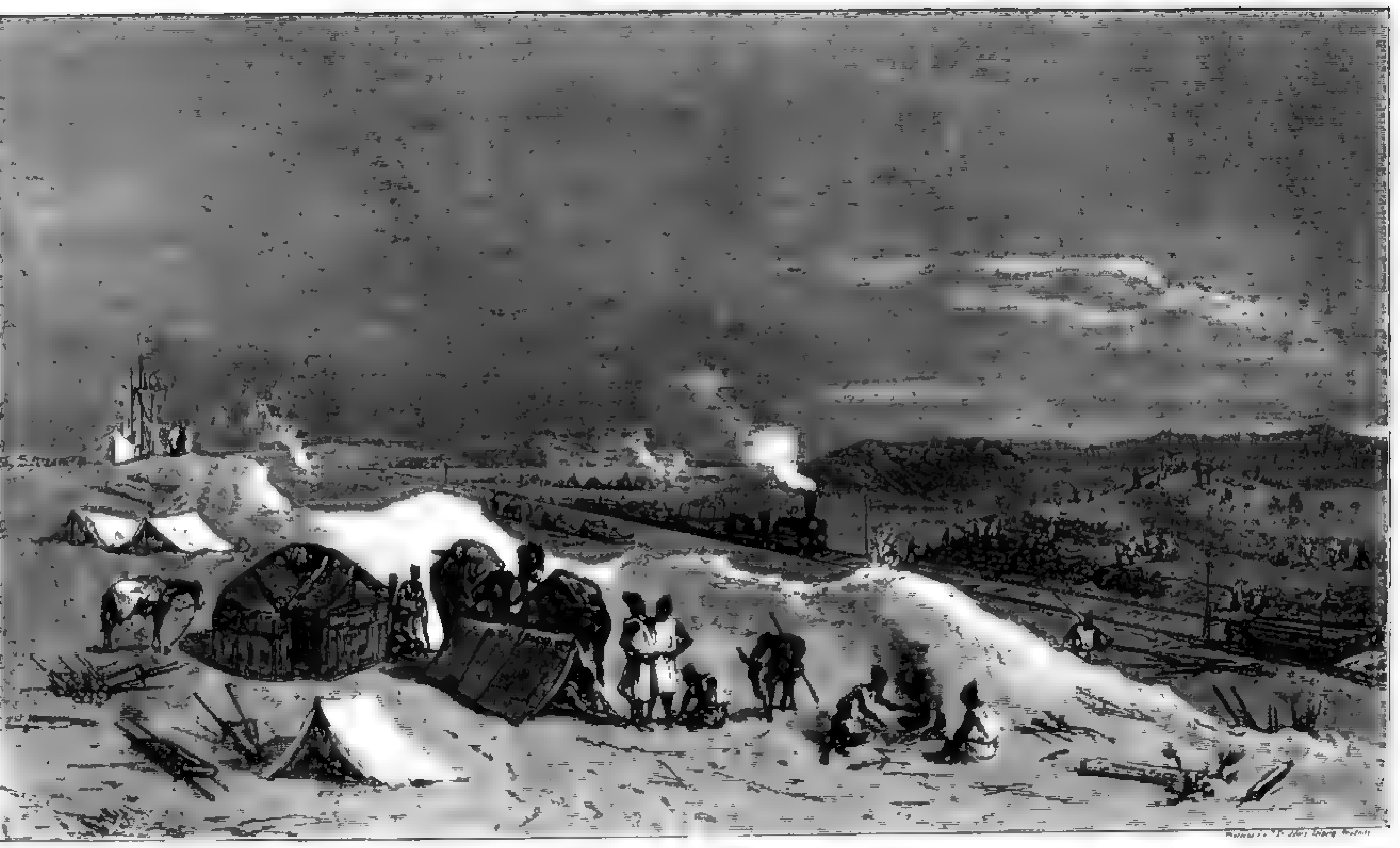
Der Nobelsche Apparat in Michailow.

nicht schwer zu entdecken, wer ihr Absender und Auftraggeber war. Sie gaben nach ihrer Niederlage den Kampf noch nicht auf, sondern versuchten im südlichen Teil der Oase nochmals stand zu halten und den Widerstand aufs neue zu organisieren, aber sie wurden von den Merwern selbst daran verhindert, gefesselt



Turkmene aus Merw.

und den Russen ausgeliefert. Diese aber beeilten sich nun, um einen festen Stützpunkt in der Oase zu erhalten, mit der Anlage einer Festung, welche in der Nähe von Kouschüt-chan-kale errichtet wurde. So hatte denn eine kleine russische Truppenabteilung genügt, um zu vollbringen, was große Perserheere



Die transkaspische Eisenbahn

vergebens angestrebt hatten. Der alte Kampf zwischen Semiten und Ariern war wieder einmal zu Gunsten der letzteren entschieden,[30]) und mit gewohnter Energie gingen die Russen sofort an die Befestigung der neuen Erwerbung.

Die neuen Erwerbungen Rußlands waren mit dem alten asiatischen Besitz desselben bisher nur durch Karawanenstraßen verbunden. Die von Merw durch die Wüste nach Atek und von dort über Aschabad, Geok Tepe und Kisil Arwat nach Michailow und Krasnowodsk führende Straße ist uns bereits bekannt. Von Merw führen Straßen nordwärts nach Chasarasp und Tschardschui am Amu-Darja, und von Durun in der Achal-Oase geht die große Karawanenstraße über Böla-Ischem und Schach-Senem nach Chiwa.

Die Straße von Merw nach Chasarasp erreicht den Amu Darja bei Bujun-usun, von wo sich längs des Flusses durch meist gut bebautes und an Pferdefutter reiches Land Straßen nach den drei Überfahrtsstellen Chasarasp, Kawachly und Tschardschui hinziehen, deren erstere auch für Wagen fahrbar ist. Auf der Straße von Merw nach Chasarasp kommt man anfangs an vielen, von Feldern umgebenen Dörfern vorbei, denen zahlreiche Gräben das Wasser des Murghab zuführen. Überall sieht man Ruinen von Befestigungen. Allmählich beginnen sich dann kleine Sandhügel zu erheben, die Ansiedelungen verschwinden, Felder werden immer seltener. Etwa 40 Werst von Merw ist die Grenze des bewässerten Landes. Es führt zwar noch ein Wassergraben bis Kischman, doch dieser enthält nur während einiger Monate Wasser und versiegt nach der Ernte völlig. „Von Kischman," schreibt Herr Lessar, „hat die Straße noch festen Grund; die Sandhügel sind höchstens 1 bis 2 Faden hoch, niedriges Gebüsch ist vorhanden. Hier befanden wir uns bereits auf der großen Straße, welche, nach der Menge der Fußspuren zu urteilen, viel benutzt wird; auf ihr ziehen alle größeren Karawanen von Merw nach Osten; die geraden Straßen nach Chiwa sind sämmtlich wasserlos und führen über Sandboden, und selten reist jemand auf ihnen, trotzdem man dort vor Überfällen durch die Ersari und Ssaryk vollkommen sicher ist. Je weiter von Kischman, desto häufiger werden die Sandhügel, namentlich während der letzten 6 Werst vor den Brunnen; dort herrscht der Sand bereits vor. Immerhin kann man sagen, daß die Straße bis Ssirab sich in gutem Zustande befindet; hier würde auch schon der Transport zu Wagen auf keine Schwierigkeiten stoßen." Der Brunnen Ssirab, 96 Werst von Kouschüt-chan-kala, enthält zwar salziges Wasser, aber die Tiere

[30]) „Alexander der Große gründete in der Oase eine Stadt, welche den Namen Alexandria führte und später durch Antiochus als Antiochia Margiana neu erbaut wurde. Das Christentum fand frühzeitig in Merw Eingang, und die Lehren der Nestorianer hatten hier viele Anhänger. Es wird von einer Christenverfolgung berichtet, die unter Sopors Regierung ausbrach, die neue Lehre aber nicht auszurotten vermochte. Im Jahre 334 finden wir Merw als Sitz eines Erzbischofs, und 420 wurde es Metropolitensitz. Von Osten her durch den Buddhismus, von Westen durch den Parsismus bedrängt, hatten die Christengemeinden Zentral-Asiens einen schweren Stand. Sie erhielten sich trotzdem bis zur Unterwerfung Turkestans durch die Araber, denn diese trafen auch noch in Buchara Christen, und Samarkand war noch im 6. Jahrhundert ein Bistum. Mit dem Auftreten der Araber begann eine neue Glanzperiode für Merw. Es wurde Hauptstadt der arabischen Provinz Chorassan, welche ganz Turkestan umfaßte und dem Statthalter in Merw waren die Emire von Buchara und Samarkand untergeordnet. Der gewaltige Rassenkampf zwischen der semitischen und arischen Welt endigte mit der völligen Niederlage der letztern, und überall wurde die Bevölkerung gewaltsam zum Islam bekehrt. Die 150 Jahre dauernde Herrschaft der arabischen Statthalter in Merw war aber für das Land keine segensreiche, denn fast ununterbrochene Unruhen, Aufstände der unbändigen Nomadenstämme und heftige Parteikämpfe hinderten eine ruhige Entwickelung. Als die Samaniden zur Herrschaft über Turkestan gelangten, hörte Merw auf, einer der Zentralpunkte des Islam zu sein und Buchara trat nun in den Vordergrund. Nach dem Untergang des Samanidenreiches wurde die Oase Merw ein Bestandteil des großen Seldschukenreiches, und mehrere Fürsten aus der Seldschuken-Dynastie haben in Merw residiert. Damals war Merw noch eine volkreiche, blühende Stadt mit wohlbebauter Umgebung. Damals stand auch die Zucht der Seidenraupe und die Seidenspinnerei in Merw auf einer hohen Stufe, und die dort erzeugten Gewebe erfreuten sich eines wohlverdienten Rufes. Die Eroberung Merws durch den Emir Usbeg im Jahre 1786 machte der Blüte der Stadt ein Ende, die Bevölkerung wurde nach Buchara in die Sklaverei geschleppt, und den Sklaven aus Merw verdankte es Buchara, daß die Seidenzucht im Lande einen neuen Aufschwung nahm. Merw aber erholte sich von dem Schlage, der es getroffen hatte, nicht mehr. Es wurde ein Tummelplatz der Nomadenhorden, die Gebäude verfielen und Zelte traten an ihre Stelle, und die Ackerfelder schwanden ebenso, wie die Maulbeerbaumpflanzungen schon längst geschwunden waren. Die Turkmenen waren dem Chan von Chiwa tributpflichtig, so lange Chowaresmien groß und mächtig war. Als die Macht der Chane schwand, wurden sie die Geißel der Nachbarländer, namentlich Herats und Persiens, die sie bis in die jüngste Zeit waren. Der Perser Schah, ihrer ewigen Raubzüge müde, wollte sie züchtigen, und sandte schließlich ein 20000 Mann starkes Heer gegen Merw. Das Heer wurde von den Tekke vernichtet, wie einst die römischen Legionen des Varus im Teutoburger Walde, aber der Führer desselben entkam, und Vambery erzählt, daß ihm, einem schlauen Höfling, die Niederlage nicht einmal die Ungnade des Schahs zugezogen habe, da er, als Vambery in Teheran weilte, bereits wieder eine einflußreiche Stelle bei Hofe bekleidete. Den Persern war aber für ewige Zeiten die Lust vergangen, sich mit den Tekke von Merw wieder zu messen." Roskoschny, Das asiatische Rußland, Band II, Seite 363.

trinken es doch anstandslos, während die Menschen nur großer Durst veranlassen kann, es zu trinken. Der Brunnen ist so wasserreich, daß er auch durch die größten Karawanen nicht erschöpft wird. Beim Brunnen Ssirab teilt sich die Straße: man kann sich von dort über das etwa 20 Werst entfernte Tjurja-kui nach Tschardschui begeben, welcher Weg wegen der dort herumstreifenden Ssaryks verrufen ist und selten benutzt wird, oder man kann sich über Adil-kui nach Bujunusun wenden. Die Karawanen ändern sehr oft ihre Routen, da die Turkmenen entweder das Trinkwasser verderben, indem sie Leichen in die Brunnen werfen, oder die Brunnen völlig verschütten und dadurch die Straße unpassierbar machen. Es werden dann in einer andern Richtung neue Brunnen gegraben, wobei man sich oft, um den Räubern auszuweichen, zu weiten Umwegen gezwungen sieht.[36])

Auf der Straße von Ssirab nach Adil kui stieß Herr Lessar noch zweimal auf festen Boden in einer Breite von etwa 200 Faden. Die Hügel waren nicht hoch, aber der Sand ermüdete doch die Pferde sehr. Nach den Fußspuren zu urteilen, war die Straße viel benutzt. „Als Wegweiser dienen die Gebeine der Kamele die längs der ganzen Strecke massenhaft vorhanden sind. Die Leute, welche mit den Karawanen ziehen, pflegen die Schädel, Wirbelbeine und andere Knochen an den Gebüschen aufzuhängen, wonach man schon aus weiter Ferne den Weg erkennt. Außerdem sind an vielen Stellen auf Bodenerhöhungen in gleicher Absicht Pyramiden von Zweigen und Wurzeln des Sakssaul[37]) aufgetürmt." Nach einem Marsch von 27 Werst erreicht man eine der kleinen sandfreien Stellen, welche „Schor" genannt werden, aber hinter derselben steigen gleich wieder die Sandhügel an, der Marsch wird immer beschwerlicher, die Gebüsche verschwinden völlig. „75 Werst von Ssira," schreibt Herr Lessar, „gelangten wir in eine lange Vertiefung mit festerem Boden und mit Bäumen, die höher waren als in der Sandwüste, eine Vertiefung, etwa 5 Faden tiefer als die benachbarten Hügel. Nach den Aussagen der Tekke ist dies das alte Bette des Amu Darja, ein Teil des sogenannten Armes von Tschardschui. Einer unserer Führer erzählte: „Die Leute behaupten, daß hier einst der Amu Darja floß, aber es ist schon lange her, von denen, welche hier Wasser fließen sahen, lebt keiner." Ein anderer Führer wies uns das Flußbette etwas weiter entfernt. Es ist schwer zu sagen, weshalb diese Vertiefungen für ein Flußbette gehalten werden; man trifft sie auf allen Wegen, in verschiedenen Richtungen in der Steppe; sehr oft sind sie im Verhältnis zu ihrer Länge auffallend eng, und darum sehen sie auf einem in kleinem Maßstab ausgeführten Plan wie Flußläufe aus." Diese Einsenkungen bestehen aus festem, nicht mit Sand bedeckten Boden, und im Innern der Wüste findet man in ihnen niemals Vegetation, während sie in der Nähe des Amu-Darja unter dem Einfluß der Feuchtigkeit überall mehr oder minder mit Vegetation bedeckt sind. Die Karawanen folgen gern den Einsenkungen, auch wenn dieselben große Windungen beschreiben, denn auf dem festen Boden kommt man besser vorwärts als in dem lockern Sand. Herrn Lessars Karawane zog etwa 5 Werst lang in einer solchen Vertiefung hin, kam dann zu einer 4 Werst langen Strecke fliegenden Sandes, und hinter dieser abermals zu einer Vertiefung welche 5 Werst lang war. Das war jene, welche der zweite Führer der Karawane als das alte Bett des Amu Darja bezeichnete.

Der nächste Halteplatz war der Brunnen Adil (90 Werst von Ssirab). Seinen Namen hat er von einem Mann aus dem Dorfe Baragys erhalten, der ihn gegraben hat. Der Brunnen ist bis zum Wasserspiegel 7 Arschin tief und enthält viel und gutes Wasser, ist aber sehr verunreinigt, denn die Karawanen halten sich hier höchstens einige Stunden auf und kümmern sich nicht darum, daß hinter ihnen noch andere kommen.

Nach einem zweistündigen Marsch über Sandhügel kam Herr Lessar wieder in ein sandfreies, etwa 8 Werst langes, völlig vegetationsloses „Schor", welches die Führer wiederum für einen ehemaligen Arm

[36]) P. M. Lessar, Notizen über das sakaspische Gebiet und die benachbarten Länder. V. Die Straße von Merw nach Buchara. Iswestija der kais. russischen geographischen Gesellschaft. St. Petersburg. Band XX. Seite 78.

[37]) Sakssaul (Haloxylon Ammodendron) ist ein verkrüppelter, scheinbar blattloser Baum, welcher in den Wüsten Zentral-Asiens zuweilen große, aber schattenlose Wälder bildet. Zuweilen werden die Bäume über 20 Fuß hoch, doch trifft man häufig den Sakssaul auch nur als Strauch. Die Turkmenen benutzen ihn teils direkt als Brennmaterial, teils zur Erzeugung von Holzkohle, aber sie sind oft bereits gezwungen, große Entfernungen, 100 bis 200 Kilometer zurückzulegen, um sich das für ihren Bedarf nötige Quantum zu verschaffen. Große Mengen Sakssaul werden sowohl im asiatischen Rußland als in Persien verbraucht, und an dem Tage, an dem er ausgerottet sein wird, dürfte den Turkmenen nur die Wahl bleiben, in wärmere Gegenden auszuwandern oder Sakssaul anzupflanzen, wenn sie nicht erfrieren wollen. Kein Baum wird so leicht gefällt wie der Sakssaul; ein Fußtritt genügt, um ihn zu entwurzeln. Sein Holz zersplittert wie Glas und ist doch so hart, daß man es mit dem Beil nur schwer bearbeiten kann. Es liefert ein vortreffliches Heizmaterial und man findet oft noch am Morgen glühende Kohlen auf dem Herd. — Gabriel Bonvalot, De Kohistan à la Caspienne. Paris, Plon, 1885, Seite 287.

des Amu-Darja erklärten. Die Straße begann nun belebt zu werden. Räuberische Turkmenen sind hier nicht mehr zu fürchten, und häufig stieß man auf Leute, die beschäftigt waren, Sakssaul zu brennen, um die Holzkohlen nach Tschardschui zu bringen. Bald tauchten zwischen den Sandhügeln die Hütten des von Gärten umgebenen Dorfes Baragys auf (45 Werst vom Brunnen Adil), und nach kurzem Marsch war Bujun-usun am Amu-Darja erreicht.

Wer nach Buchara reisen will, zieht von Bujun usun längs des Flusses nach Osten auf der nach Tschardschui führenden Straße, der nach dem russischen Turkestan Reisende wendet sich flußabwärts nach Chasarasp, um dort den Amu Darja zu überschreiten. Chasarasp ist von Bujun-usun noch 280 Werst entfernt, welche auf dem guten Wege in 5 Tagen zurückgelegt werden können. Der Weg hält sich am südlichen Ufer des Flusses, folgt aber dessen Windungen nicht, wo dadurch Umwege entstehen würden. Nur an 2 oder 3 Stellen erstrecken sich Sandflächen bis zum Flusse, aber auch hier trifft man die „Schor" genannten Vertiefungen, welche von den Turkmenen für das alte Flußbette des Amu Darja gehalten werden.

Nach Chiwa reist man nicht über Bujun usun. Ein näherer Weg zweigt sich von der Straße Merw Bujun-usun bereits beim Dorfe Baragys ab und führt durch die Wüste nach Chasarasp. Während der ersten 20 Werst von Baragys trifft man noch Dörfer, weiterhin nur vereinzelte Sommerkibitken von Ackerbauern, die während des Sommers sich hier aufhalten. Auch diese werden immer seltener, je weiter man kommt, und verschwinden endlich völlig. Die erste Niederlassung, die man dann antrifft, ist Kawachly, der einzige Platz an den von Merw zum Amu-Darja führenden Straßen, wo ein regelmäßiger Basar abgehalten wird. Hinter Kawachly folgt bis Chasarasp wieder eine unbewohnte Strecke, auf welcher nur einige Ata Turkmenen nomadisieren, überall aber ist Pferdefutter, Gras und Schilf in Menge vorhanden. Der Weg längs der Amu Darja soll wieder gefährlich sein, da sich, wie die Turkmenen berichten, im Röhricht am Ufer viele Tiger aufhalten. Wie lebhaft einst der Handelsverkehr auf dieser Straße war und wie sehr er jetzt zurückgegangen ist, verraten die vielen Ruinen von Karawanseraien und Befestigungen, welche man längs des Weges sieht; auch Spuren alter Wasserleitungen und ehemaligen Anbaues trifft man überall. Die Kultur, die einst hier Fuß gefaßt hatte, ist durch die räuberischen Tekke vernichtet, und so lange diese Herren der Wüste waren, vermochte sie nicht aufzuleben. Vielleicht erwachen nun diese Gegenden wieder aus dem langen Todesschlafe, in dem sie unter der Tekke-Herrschaft befangen waren.

Besser als mit Merw ist Chiwa mit der Achal Oase verbunden, wohin mehrere Wege führen, aber die meisten derselben sind durch Verschütten der Brunnen unbenutzbar geworden, und die Karawanen ziehen nun meistens von Chiwa über Chatib kui nach Bola-Ischem, wo Straßen nach verschiedenen Punkten der Oase auslaufen. Die Stationen auf dem Wege von Chiwa nach Bola Ischem sind: Smukschir (85 Werst), wo die Karawanen sich mit Proviant und Futter für die Lasttiere versorgen; die 3 Brunnen Tschagil (21 Werst), die jetzt verschüttet sind; der Brunnen Kisiltscha kui (45 Werst), die Ruinen von Schach Senem (22 Werst) mit jetzt verschüttetem Brunnen; die Brunnen Chatib kui und Gjaur kui (25 Werst), die erst vor kurzem wieder hergestellt wurden, aber so wenig Wasser enthalten, daß auch eine kleine Karawane lange warten muß, bis sie nach und nach das zum Tränken ihrer Tiere nötige Wasser geschöpft hat; die verschütteten Brunnen Daudir (58 Werst), in welchen gutes Wasser in Überfluß vorhanden ist; die ebenfalls verschütteten Brunnen Nefes kuli (18 Werst) und die Brunnen Orta kui (26 Werst), welche bis auf einen verschüttet sind. Die nächste Station ist Bola Ischem (48 Werst), zwei Brunnen, welche stets viel und gutes Wasser enthalten. Die Karawanenstraße von Chiwa nach Bola Ischem ist daher 346 Werst lang. Bei Chatib kui trennte sich von derselben eine nach Tscharyschli und Krasnowodsk führende Straße; in Bola-Ischem zweigen sich die Verbindungsstraßen verschiedener Punkte der Oase ab. Über den Brunnen Igdi (48 Werst) gelangt man zu den Brunnen Naury (54 Werst) und Pereng (56 Werst), und von letzterem nach Kisil Arwat (55 Werst). Eine zweite Straße führt zu dem Brunnen Kurtysch (25 Werst), dessen Wasser bereits so salzig ist, daß auch die Kamele es nicht mehr trinken wollen; dann folgen die nach einem Regen lange Zeit oft bis zum Rande gefüllten Brunnen Kisil Kat (15 Werst), der verschüttete Bestan Schach (54 Werst), der wasserreiche Sansis (25 Werst), die 4 verschütteten Brunnen Tscholur (8 Werst), die 5 Brunnen Nijas (55 Werst) und die Festung Bami (22 Werst). Die Straße von Chiwa nach Bami ist 526 Werst lang. Bei Bestam Schach trennt sich von derselben die Straße nach Durun (von Chiwa bis Durun 551 Werst), welche die Brunnen Kasy, Tschonli, Atapak und die Ruinen von Schechr-Islam berührt. Vom Brunnen Atapak führt eine Straße nach Ak Tepe. Eine direkte Verbindung zwischen Chiwa und Aschabad ist über die Brunnen Sagadscha (sehr wasserreich), Chan kui (verschüttet), Mirsa tschile (wo auf den Kriegszügen des Chans Medemij oft tausende von Menschen lagerten und hinreichend

Wasser fanden) nach Minare (verschüttet) hergestellt, wo die Straße sich teilt und 3 Arme nach Aschabad, Tedschen und Lütfabad entsendet.

Von Chiwa aus führt auch noch eine 536 Werst lange Straße über Laila nach Geok-Tepe, welche hauptsächlich den Verkehr des nördlichen Teiles des Chanats mit Geok-Tepe vermittelt. Sie kommt mehr für Kunia-Urgendsch als für die Hauptstadt Chiwa in Betracht. Die Entfernung zwischen Chiwa und Geok-Tepe ist zwar auf dieser Route um 34 Werst geringer als auf der oben beschriebenen Straße über Bola-Ischem, aber, obwohl sich noch manches verbessern ließe, so ist doch hier der Wassermangel so groß, daß diese Strecke auch mit der Straße Chiwa—Mirsatschile nicht konkurrieren kann. Würde sie dagegen mit einer genügenden Anzahl Brunnen versehen, dann könnte sie binnen kurzem den weitaus größern Teil des Verkehrs zwischen Chiwa und der Achal-Oase an sich ziehen, da dann die Kürze des Weges den Ausschlag geben würde. Wasser muß reichlich vorhanden sein, denn einst zog Chan Medemij wiederholt mit großen Truppenmassen auf dieser Straße nach Süden.

Verbesserungen werden auch hier nicht lange auf sich warten lassen. Rußland hat bei seinem Vorgehen in Zentral-Asien nie versäumt, was es mit den Waffen erworben hatte, durch Friedensarbeit sich zu sichern und namentlich das Dunkel zu lichten, welches über wenig bekannten Gegenden lag. Die Heere, welche die siegreichen Kämpfe mit den zentralasiatischen Chanaten führten, waren häufig von Männern der Wissenschaft begleitet, und kaum hatten die Waffen ihr Werk vollbracht, so erschienen überall wissenschaftliche Expeditionen, um das Land zu durchforschen, seine Schätze auf

Überfall eines Dorfes durch Turkmenen.

zuschließen, der Kultur die Wege zu weisen. Das sakaspische Gebiet ist in dieser Beziehung von jeher ganz besonders berücksichtigt worden. Seitdem Peter der Große ihm seine Aufmerksamkeit zugewendet, sind Dutzende von militärischen und fast zahllose wissenschaftliche Expeditionen in dasselbe entsandt worden, und man erhält bereits eine stattliche Zahl, wenn man auch nur die wichtigsten Reisen und Expeditionen, welche in dieses Jahrhundert fallen, zusammenstellt.[illegible])

[illegible]) Eine Zusammenstellung der wichtigsten bis zum Chiwa-Feldzug (1873) in das Gebiet unternommenen Reisen und Expeditionen mag die Thätigkeit der Russen in demselben veranschaulichen: 1806 reist Tanscher in die Innere Horde, bis zum Inderskischen See. (Mémoires de la Soc. Imp. des Natur. de Moscou, I. Band.) — 1809 reist derselbe zum Elton-See und zum Berg Bogdo. — 1819 reist Murawiew nach Chiwa. (Reise in Turkmenien und Chiwa im Jahre 1819. Moskau, 1820.) — 1820 (Oktober) zieht eine Gesandtschaft unter Führung des Herrn Negri von Orenburg über den Syr-Darja, durch die Kisil-Kum nach Buchara, wo sie drei Monate verweilt. Bei der Gesandtschaft befanden sich die Naturforscher Dr. E. A. Eversmann (Reise von Orenburg nach Buchara. Begleitet von einem naturhistorischen Anhange und einer Vorrede von H. Lichtenstein, 1823) und Dr. Pander (Fischer von Waldheim, Lettre adressé au nom de la Soc. Imp. des Natur. de Moscou par le Dr. Pander. 1821.), und der Statistiker Baron Meyendorff (Meyendorf, Voyage d' Orenbourg à Boukhâra, fait en 1820, Paris 1826.) — 1825 Expedition in den nordöstlichen Teil des Ust-Urt (bei derselben Eversmann). — 1826 Eversmann, Karelin und Karin reisen nach Orenburg und Uralsk und zum Obschtschij Ssyrt. — 1826 Bunge, Ledebour und Meyer im Altai (Ledebour, Meyer und Bunge, Reise in das Altaigebirge und die songarische Kirgisensteppe. Berlin, 1829—1830). — 1829 Eversmann bereist die Ufer von Astrachan bis Gurjew; Claus und Ludwig gehen von Astrachan über den Berg Bogdo nach Indersk. — 1829 A. v. Humboldt im Ural und Altai (A. de Humboldt, Asie centrale, Paris, 1843, 2. Band). — 1829—1830 durchforscht eine von der Akademie der Wissenschaften in den Kaukasus gesandte Expedition die Westufer des Kaspi-Sees (Jswestija d. kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, 30. März (11. April) 1831 und Ménétriés, Catalogue raisonné des objets de zoologie, recueillies dans un voyage au Caucase et jusqu' aux frontières de la Perse etc. Présenté à l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg le 1. Févr. 1832). — 1833—1834 Reisen Lessings in der Kirgisensteppe. (Zeitschrift Linnea, 9. Band: Beitrag zur Flora des südlichen Urals und der Steppen). — 1834 Göbel in der Kirgisensteppe und am Norduser des Kaspi-Sees. (Fr. Göbels Reise in die Steppen des südlichen Rußlands. Dorpat, 1837). — 1833—1835 von Helmersen in der Kirgisensteppe (Beiträge zur Kenntnis des russischen Reiches, 1843: von Helmersen, Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe in den Jahren 1833 bis 1835). — 1858 Paul Romanoff in der Kirgisensteppe und den Mugodschar-Bergen. — 1837 Hommaire de Hell bereist das Nordwestufer des Kaspi-Sees von Astrachan zur Kuma. (Les steppes de la mer caspienne etc. Paris 1843—1844, 3. Band). — 1839 durchforschen Gerngroß und Kowalewskij das Nordwestufer des Kaspi-Sees, den nördlichen Ust-Urt und die Ufer des Aral-Sees (Journal für das Bergwesen, 1844: „Beschreibung des westlichen Teiles der Steppe der Kirgis-Kasak"). — 1839 und 1840 Alex. Lehmann in den Steppen am Ural und bei den Baschkyren. — 1841 gelehrte Expedition Butenjews nach Chiwa, bei derselben Chanykow, Lehmann und Bogoslowskij; die beiden letzteren gehen über Samarkand nach dem Iskender-kul (Beiträge zur Kenntnis des russischen Reiches, XIV. Band: Alexander Lehmanns Reise nach Buchara und Samarkand in den J. 1841—1842, da Lehmann auf der Rückreise starb, wurden seine Forschungen durch Brandt, Bunge, Helmersen und Ménétriés verwertet: Alex. Lehmann, Reliquiae botanicae etc. 1853; Chanykow, Beschreibung des Chanats Buchara). — 1840 reist Alex. von Schrenk von Barnaul durch Ssemipalatinsk zum Balchasch und über die Lepsa in den Alatau. — 1840—1844 besucht Paul Romanoff dreimal den Altai und Alatau. — 1841—1845 Schrenks Reisen in den Alatau und Tarbagatai, in die Hungersteppe, nochmals in den Alatau und nach Semipalatinsk. — 1842 die Gesandtschaft Danilewskijs zieht durch den Ust-Urt nach Chiwa; bei derselben Th. F. J. Basiner. (Beiträge zur Kenntnis des russischen Reiches. Basiner, Naturwissenschaftliche Reise durch die Kirgisensteppe nach Chiwa; Denkschriften der kais. russ. geographischen Gesellschaft, 1850: J. G. Danilewskij, Beschreibung des Chanats Chiwa). — 1846 durchforscht M. J. Jwanin die Halbinsel Mangyschlak und entdeckt Steinkohlenlager (Denkschriften der kais. russ. geographischen Gesellschaft, 1847: Jwanin, Reise auf die Halbinsel Mangyschlak) — 1847 Nöschel durchforscht die Steppen bis zum Syr-Darja (Beiträge zur Kenntnis des russischen Reiches, 1856: Nöschel, Bemerkungen über die naturhistorischen Verhältnisse der Steppe zwischen den Flüssen Or und Turgai, Kumak und Syr-Darja). — 1848 und 1849 Butakoff am Aral-See. — Der Bergingenieur A. Wlangali bereist in demselben Jahre den östlichen Teil der Kirgisensteppe bis zum Irtisch und Kutschum, und 2 Jahre später Semiretschensk. (Geographische Reisen in dem östlichen Teile der Kirgisen-Steppe in den Jahren 1849 und 1851, Petersburg 1853, russisch). — Im Jahre 1853 sandte die Regierung eine Expedition in das kaspische Gebiet, welche die Klagen über die immer geringer werdende Ergiebigkeit des Fischfangs im Kaspi-See prüfen und feststellen sollte, ob die Abnahme der Fische mit der Versandung des Sees in Zusammenhang stehe. Die von K. M. von Baer geführte Expedition brauchte zu ihren Untersuchungen fast 4 Jahre (1853 bis 1856) und besuchte die Mündungen der Emba, des Ural, der Wolga, des Terek and Kur, und auf dem Ostufer die Insel Tscheleken. (Untersuchungen über den Zustand des Fischfangs in Rußland.) — J. B. Auerbach unternahm 1854 eine geognostische Forschungsreise zum Kleinen und Großen Bogdo, deren Ergebnisse erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden. (Denkschriften der kais. russischen geographischen Gesellschaft für allgemeine Erdkunde, IV. Band 1871: Der Berg Bogdo.) — Eine mit der hydrographischen Erforschung des Kaspi-Sees beauftragte Expedition begann 1856 unter Leitung Jwaschinzoffs ihre Arbeiten, litt aber im September des folgenden Jahres Schiffbruch in der Bucht von Apscheron, wobei zwei Mitglieder der Expedition ertranken und alle Aufzeichnungen untergingen. Jwaschinzoff begann 1858 die Arbeiten aufs neue, und nach seinem Tode wurden dieselben von Puschtschin bis 1874 fortgesetzt und vollendet. — Die Akademie der Wissenschaften sandte 1857 eine Expedition durch das Mugodschar-Gebirge, längs der Emba gegen den Kaspi-See und dann längs des Nordrandes des Tschink zum Aral-See und Ssyr Darja. (Prof. Borschtschoff publizierte als Ergebnisse dieser Expedition mehrere botanische Abhandlungen; der 2. Teilnehmer an der Expedition, Magister N. A. Sserwerzoff, im Journal für Bergwesen, 1860: „Geologische Beobachtungen im westlichen Teile der Kirgisensteppe im Jahre 1857." Der Zoologe

Man braucht nur eine der neuen Karten des sakaspischen Gebietes mit einer solchen aus dem Ende der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts zu vergleichen, um sofort zu erkennen, wie große Fortschritte die Kenntnis des Landes und die genaue Aufnahme desselben seitdem gemacht hat, und das auch in Gebieten, welche noch vor 5 Jahren wegen der feindlichen Haltung der Bevölkerung als völlig unzugänglich galten und vor den russischen Truppen von keinem Europäer waren betreten worden.

Der Herstellung und Erhaltung guter Straßen wurde auch stets besondere Sorgfalt zugewendet. Wenn man aber noch so viele Verbesserungen an denselben vornahm, so war es doch im sakaspischen Gebiet nicht möglich, den Hauptübelstand, der dort den Verkehr hemmte, zu beseitigen. Der Marsch durch die Sandwüsten blieb beschwerlich und zeitraubend. Es giebt dort zwei Arten von Sandwüsten: solche mit festem Sandboden, und andere, in denen der Boden mit leichtem Flugsand bedeckt ist, der vom Wind weiter getrieben und an manchen Stellen zu bedeutender Höhe zusammengefegt wird. Zu der letztern Art gehören alle Wüsten zwischen Chiwa, Atek und Merw, zwischen Michailow und Mulla karri, und man trifft sie auch zwischen Merw und Sserachs, doch in geringerer Ausdehnung. Die Strecke zwischen Anau und Gjaurs bildet gleichsam eine Übergangsstufe von der Wüste mit festem Sand zu jener mit Flugsand. Pferde und namentlich Kamele kommen in der letztern noch gut vorwärts, der Wagenverkehr aber ist dort sehr erschwert. Wirbelstürme können dem Reisenden nicht gefährlich werden, da die beweglichen Sandmassen nicht groß sind, aber der aufgewirbelte Sand, der in die Augen getrieben wird und die Kleider und alle Gegenstände bedeckt, ist doch sehr lästig. Schlimmer sieht es in den völlig vegetationslosen Wüsten aus, wo kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm in die Monotonie der Landschaft Abwechslung bringt. Hier kann ein Wüstensturm höchst gefährlich werden, und es giebt Stellen, wie Adam Krylgan (des Menschen Untergang) an der Westgrenze Bucharas, wo ganze Karawanen unter dem aufgewirbelten Sand begraben worden sind. Solche gefährliche Wüsten sind allerdings zwischen dem Kaspi-See und dem Amu-Darja selten und treten dort auch nicht in großer Ausdehnung auf. Die größten sind im südöstlichen Teil des Gebietes, in der Nähe von Tschardschui am Amu Darja, gegen das Innere der Kara kum zu

Arzybaschew weilte im Sommer 1858 an der Ssarpa und durchforschte die benachbarten Steppen. Bulletin de la Société des Naturalistes de Moscou, 1859 „Excursions et observations ornithologiques sur les bords de la Sarpa en 1858.“ Unter Führung Kostenkoffs durchforschte 1860 bis 1861 die Kuma Manytsch-Expedition die Steppe von der Wolga bis zum Manytsch. (Prof N. P. Barbot de Marny, die Kalmüken-Steppe des Astrachanschen Gouvernements nach den Untersuchungen der Kuma Manytsch-Expedition. Herausgegeben vom Ministerium der Reichsdomänen. Petersburg 1868. — Denkschrift der kais. russischen geographischen Gesellschaft, 1862: Prof. N P. Barbot de Marny, Geologisch-orographische Skizzen der Kalmükensteppe und der angrenzenden Länder.) Ein Ausländer, Prof. Filippo de Filippi aus Mailand, besuhr 1862 den Kaspi-See. (Nota di un viaggio in Persia nel 1862. Milano 1865.) -- In den Jahren 1867 und 1868 bereiste im Auftrage der Universität Kasan E. D. Peltzam das Ostufer des Kaspi-Sees und brachte wertvolle zoologische Sammlungen heim. Da er im Karatau Braunkohle anstehend gefunden, sandte die Dampfschiffgesellschaft „Kaukasus und Merkur“ den Bergingenieur P. Doroschin zur Untersuchung der Schichten ab. (Journal für Bergwesen, 1871: Doroschin, Geologische Bemerkungen über die Halbinsel Mangyschlak.) Bald darauf sandte die Gesellschaft der Naturforscher in Kasan Prof A. O. Kowalewskij nach dem Kaspi-See. — Im Jahre 1870 durchforscht der Botaniker S. M. Smirnoff die Berge von Indersk und die benachbarte Steppe, und 1871 bereist Modest Bogdanoff nachdem er im Vorjahr die Fauna im Wolga-Delta studiert, das Westufer des Kaspi-Sees. Die Rekognoszierungen welche in die Turkmenensteppe unternommen wurden, waren stets mit wissenschaftlichen Expeditionen verbunden Oberst Markosoff drang von Krasnowodsk bis Kisil-Arwat vor, und ein zweites Mal längs der Usboi. Bei seiner Kolonne befanden sich von Koschkull, Radde, Sievers und J. J. Stebnitzkij. Um dieselbe Zeit durchreiste wieder ein Ausländer die Steppen jenseits des Ural, B. v. Cotta, der sich nach dem Altai begab, und 1872 weilte der Botaniker O. O. Baum am Irtisch. - Drei große Expeditionen, von der Petersburger Gesellschaft der Naturforscher ausgerüstet, brachen im Jahre 1873 auf W D. Alenitzin besuchte die Seen in Trojzk u. Tscheliabinsk, W. E. Jakowlew die Halbinsel Mangyschlak, Modest Bogdanoff begleitete das Turkestansche Detachement auf dem Feldzuge gegen Chiwa. Dieser Feldzug vermehrte überhaupt die Kenntnis des Landes zwischen dem Kaspi-See und dem Amu-Darja bedeutend. Den einzelnen Detachements waren Geologen, Botaniker, Altertumsforscher u. s. w. beigegeben, welche namentlich in Chiwa eine emsige Thätigkeit entwickelten. Hoch interessante Sammlungen der verschiedensten Art kamen als Ergebnis ihrer Arbeiten nach St. Petersburg und eine Reihe Schriften bereicherte die Literatur über die bisher so wenig bekannten Gebiete. — In jüngster Zeit war der Hauptschauplatz der Thätigkeit der gelehrten Kreise Rußlands der untere Amu-Darja. Durch ein Durchbrechen der Dämme dieses Flusses war man auf den Gedanken geleitet worden, die Wasser desselben in sein vertrocknetes altes Bette leiten zu können, und von 1878 bis 1880 beschäftigte man sich eingehend mit dieser Frage. Die großartigsten Leistungen sind aber mit der sogenannten Samara-Expedition verknüpft, welche 1879 Buchara bereiste und sich dann im folgenden Jahre mit Untersuchungen des untern Amu Darja beschäftigte Nächst ihr verdient die Expedition des Generals Gluchowskoi genannt zu werden (1880), den Fürst Gedroitz und Ingenieur Hellmann begleiteten, welcher letztere schon seit 1879 am Flusse thätig war. Speziell im sakaspischen Gebiet war Kapitän Gladyschew (1881—1882) in hervorragender Weise thätig. Ihm verdankt man astronomische Bestimmungen einer langen Reihe von Orten im sakaspischen Gebiet (siehe Iswestija der kais. russischen geographischen Gesellschaft, 1883, Heft 2, außerdem die Berichtigung in Heft 3 desselben Bandes).

werden sie immer seltener. In solchen Wüsten kann man nicht an die Zweige der Sakssauls gehängte Knochen als Wegweiser benutzen, denn der in steter Bewegung befindliche Sand bedeckt sie rasch, und schon die nächste Karawane vermag sie nicht mehr zu entdecken. Man pflegt daher als Wegweiser hohe Stangen aufzurichten, doch auch diese erfüllen ihren Zweck nur kurze Zeit. Der Sturmwind häuft den Sand um sie herum auf und begräbt sie in wenigen Tagen in einem Sandhügel, weshalb keine vorüberziehende Karawane es unterläßt, die Stangen wieder auszugraben. Hat aber der Sturm mit besonderer Heftigkeit gewütet, dann vermag sich in solcher Wüste nur ein erfahrener und mit dem Weg wohlvertrauter Führer zurecht zu finden und die Karawane vor dem Untergang zu bewahren.

Diese mangelhaften Verkehrswege hatten Jahrhunderte lang genügen können, so lange das transkaspische Gebiet auf sich selbst angewiesen war und mit Rußland in keinerlei Beziehung stand. Die ökonomische Bedeutung des transkaspischen Gebiets war eben und ist auch heute noch so ziemlich gleich Null, denn der Wüstencharakter ist der bei weitem vorherrschende. Kommt doch im transkaspischen Gebiet auf den Fuß durchschnittlich nur eine Pflanze! Die ökonomische Bedeutung, die nie eine bedeutende war, ist



Turkmene und Turkmenenfrauen aus Merw.

aber seit der russischen Okkupation noch mehr in den Hintergrund getreten, und die politische Bedeutung hat sich vorgedrängt. In dieser Beziehung waren manche Einrichtungen, welche bisher den Bedürfnissen völlig entsprochen, unhaltbar geworden, und zu diesen zählten auch die Verkehrswege. Ein Blick auf die Einteilung der neuen Provinz wird dies sofort zeigen. Dieselbe besteht aus folgenden Kreisen und Gebieten: aus dem überwiegend von Kirgisen bewohnten Mangyschlakschen Kreis; aus dem Kreis von Krasnowodsk, dem Atek Gebiet und dem Gebiet von Merw. Um von dem Hauptort Aschabad auf die Halbinsel Mangyschlak zu gelangen, brauchte man nun im Sommer einen Monat, im Winter sogar 2 Monate! Der Mangyschlaksche Kreis ist also dem Einfluß des Gouverneurs so sehr entrückt, daß es, da an eine Eisenbahnverbindung desselben mit Aschabad gar nicht zu denken ist, besser wäre, ihn aus dem Verbande des Gebietes auszuscheiden und mit dem benachbarten Gouvernement Orenburg zu verbinden, mit dem er ja ohnehin schon früher einmal verbunden war. In den dann übrig bleibenden Teilen des Gebietes blieben immer noch durch die weiten Entfernungen verursachte Übelstände genug übrig. Wenn ein Land den Staat mit einer jährlichen Ausgabe von 2 Millionen belastet und nur etwa $^1/_2$ Million einbringt, wie dies im transkaspischen Gebiet faktisch

Wettrennen bei den Turkmenen.

der Fall ist, so muß ernstlich in Erwägung gezogen werden, wie dasselbe durch Schaffung besserer Kommunikationsmittel ertragfähiger gemacht werden könne, und die Notwendigkeit, letztere zu schaffen, wird um so dringender, je mehr ein solches Land durch die politischen Verhältnisse als militärische Durchzugsstraße an Wichtigkeit gewinnt. Rußland, für welches bei der Anlage seines riesigen Eisenbahnnetzes in den meisten Fällen militärische Rücksichten mehr als kommerzielle maßgebend waren, bot sich hier Gelegenheit, durch den Bau einer in strategischer Beziehung große Vorteile bietenden Eisenbahn auch den Handel des Gebietes zu beleben. Letzteres konnte nur dann stattfinden, wenn der Handelsstand Altrußlands seine Verbindungen hierher ausdehnte, woran ohne Eisenbahn bei den großen Entfernungen und der Schwierigkeit des Warentransports nicht zu denken war. Nach der Okkupation hatten sich zwar sofort russische Unterthanen in der Achal-Oase, in Atek u. s. w. eingefunden, um dort Handel zu treiben, aber diese waren fast ausnahmslos Angehörige kaukasischer Stämme — Armenier, Georgier u. s. w. — und ihr Auftreten war ein derartiges, daß es geeignet war, den russischen Namen zu diskreditieren und die eingeborene Bevölkerung gegen die Russen, welche sie zur Zeit der Unterwerfung nur von vorteilhafter Seite kennen gelernt hatte, einzunehmen.

Je weiter Rußland in Asien vordringt, desto mehr tritt es eben zu Tage, daß er für dasselbe keine Ruhe und keinen Stillstand giebt, solange es nicht ein allzeit offenes Meer erreicht hat. Es ist nicht das Verlangen nach dem Besitz Indiens, nach der Herrschaft über dasselbe, was Rußland vorwärts treibt. Die Gefahr für Englands Weltstellung liegt nicht darin, daß eines Tages ein russisches Heer vom Hindukusch in das Thal des Indus herabsteigen kann, sondern in der drohenden Konkurrenz des russischen Kaufmanns. Ohne es erobern zu müssen, wird Rußland mehr Herr von Indien sein als England, wenn es ihm gelingt, den indisch-europäischen Handelsverkehr auf einen Landweg zu leiten, welcher kürzer ist als der bisherige Weg durch den Kanal von Suez. Daß es dabei für Rußland, wenn es sich von dem englischen Handelsmonopol emanzipieren will, unbedingt notwendig ist, eine direkte Verbindung mit Indien herzustellen, liegt auf der Hand. Eine solche Konkurrenz ist für England eine ernstlichere Gefahr als ein etwaiges Erscheinen russischer Truppen im Industhal. Rußland als Nachbar Indiens würde binnen kurzer Zeit eine jener großen Umwälzungen hervorrufen, welche im Welthandel nur in Zeiträumen von mehreren Jahrhunderten einzutreten pflegen. Der europäisch-indische Handelsverkehr würde zum großen Teil wieder in jene Bahnen zurückgelenkt, denen er vor der Entdeckung des Seeweges nach Indien folgte. Eine Eisenbahn, welche, vom Ostufer des Kaspi-Sees ausgehend, zum Hindukusch geführt wurde, mußte daher schon in ihren Anfängen die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Vom Nordosten des Kaspi-Sees zum Nordende des Aral-Sees, auf der Strecke, welche Rußland sich zuerst unterworfen, war eine solche Bahn unmöglich. Ganz abgesehen davon, daß man sie durch ein völlig wasserloses Land hätte führen müssen, und daß der nördliche Teil des Kaspi-Sees und auch jener des Aral-Sees zufrieren und ziemlich lang mit Eis bedeckt bleiben, fehlte im Nordosten des Kaspi-Sees ein guter Hafen, ohne welchen die Eisenbahn nutzlos war. Ganz anders lagen die Verhältnisse im Süden. Der südliche Teil des Kaspi-Sees ist das ganze Jahr hindurch schiffbar, und eine von Krasnowodsk zum Amu-Darja oder in die Achal-Oase geführte Bahn konnte zum Ausgangspunkt einen guten Hafen erhalten. Die Wichtigkeit der Bucht von Krasnowodsk hatte man in Rußland schon frühzeitig erkannt. Die Gesellschaft zur Hebung des Handels und der Industrie in Rußland hatte schon im Jahre 1869 der Regierung eine Denkschrift überreicht,[39]) in welcher unter Hinweis auf die steigende Wichtigkeit Turkestans für den russischen Handel die Herstellung einer Handelsstraße vom Kaspi-See nach Turkestan empfohlen und die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Bucht von Krasnowodsk gelenkt wurde, was zur Folge hatte, daß Oberst Stolotoff mit einem Bataillon Infanterie nebst entsprechender Artillerie und Kosaken im November desselben Jahres vom Kaukasus nach der Bucht hinübergesandt wurde. Diese Expedition erforschte den für Anlage einer Handelskolonie geeignetsten Platz, und bald darauf entstand in der Bucht die russische Niederlassung Krasnowodsk, welche sich rasch entwickelte. Trotzdem blieb Krasnowodsk unbeachtet, als während des Tekke-Feldzuges Skobelews eine Eisenbahn nach dem Innern des Turkmenengebietes gebaut wurde. Die Bahn war nur zu militärischen Zwecken angelegt, und daraus erklärt sich, daß man zu ihrem Ausgangspunkte nicht das durch die Höhen des Balkan-Gebirges von der Straße nach Geok-Tepe geschiedene Krasnowodsk, sondern Michailow wählte.

Das Projekt der Verbindung Indiens mit Europa durch eine Eisenbahn begann um diese Zeit immer weitere Kreise zu beschäftigen. Die verschiedenartigsten Pläne tauchten auf, und neben den beiden

[39]) Im Auszuge veröffentlicht im Journal de St. Pétersbourg, 26. Oktober (a. St.) 1869.

Hauptinteressenten Rußland und England beschäftigten sich mit denselben am eingehendsten die beiden Mittelmeerstaaten Frankreich und England.

Nicht weniger als 10 Linien waren für den neuen Überlandweg nach Indien in Vorschlag gebracht worden: 1) eine Bahn via Orenburg, mit einem Ausgangspunkt in Indien, mit dem andern am Baltischen Meerbusen. Dieses, von Rußland vertretene Projekt zählte zu seinen Verteidigern auch Herrn Lesseps, 2) eine Bahn via Konstantinopel, Diarbekr, Mossul, Bagdad zum persischen Meerbusen; 3) von Iskanderun nach Alep und durch das Euphratthal nach Kweyt; 4) von Tripoli via Palmyra nach Bagdad oder nach Kweyt; 5) von Tyrus nach Kweyt oder Bassorah; 6) von Sidon über Damaskus nach Bagdad oder Kweyt; 7) von El-Arisch nach Kweyt oder Bassorah; 8) eine Linie mit Seleucia als Ausgangspunkt, 9) von Alep über Mossul nach Teheran, Herat, Kabul und durch den Khyberpaß nach Attok; 10 von Tripoli nach Homs, Hamah, Mara, Idlib, Alep, Orfa, Mardin, Nisibin, Mossul, durch das Thal des Tigris nach Bagdad, dann über Bushire und Karachi nach Laristan und Beludschistan.

Das erste (russische Projekt) nahm zu wenig Rücksicht auf den Handel. Der hoch oben im europäischen Norden gelegene Endpunkt der Bahn und die schwach bevölkerten Gegenden, welche die Bahn durchschneiden sollte, empfahlen sie nicht besonders. Das letzte (10), England am meisten zusagende Projekt mit dem Ausgangspunkt in Tripoli, welches durch eine Dampferlinie mit Brindisi und dem europäischen Eisenbahnnetz in Verbindung gebracht werden sollte, hatte den Nachteil, daß es Indien nicht in ununterbrochene Eisenbahnverbindung mit Europa brachte.

In dem russischen Projekt sah man übrigens keine Bedrohung des indischen Besitzes Englands Man war überzeugt, daß auf einer Bahn von solcher Länge die Verproviantierung einer größern Armee immer noch so schwer sein würde, daß Rußland nicht imstande wäre, an eine feindliche Aktion an der indischen Grenze zu denken. „Die größte Gefahr für uns," schrieb Cameron, der die Route von Tripoli nach Indien bereist hatte, „wäre eine Vereinbarung zwischen Rußland und Persien, welche den Kaspi See zur Basis der Operationen in der Flanke unserer Kommunikation mit Indien durch den persischen Meerbusen machte." [40])

Es blieb vor der Hand bei bloßen Projekten, bis die Ereignisse, welche sich zwischen Merw und der afghanischen Grenze abspielten, die Frage der zentral-asiatischen Eisenbahn rasch ihrer Lösung in einer Weise zuführten, die niemand erwartet hatte. Werfen wir daher zunächst einen Blick auf das Gebiet im Süden Merws, das in den letzten Monaten plötzlich eine so große Wichtigkeit erlangt hat.

Für das Land südlich von Merw, zwischen den Flüssen Murghab und Herirud, gab es bisher keinen Namen. Die Engländer nannten es zwar seit neuester Zeit Badchis, aber dieser Name bezieht sich eigentlich nur auf das Bergland zwischen dem Kuschk und Kasch, weshalb Lessar, der das Land 1882 und 1884 bereiste und dem man die ersten verläßlichen Nachrichten über dasselbe verdankt, die Benennung „Südwest Turkmenien" vorschlug. Im Norden bildet seine Grenze das Gebiet von Merw, im Osten der Murghab und Kuschk, im Süden das Borchut-Gebirge, im Westen der Herirud. Eine Reihe Hügel, welche Elbirin genannt werden, teilt unter dem 36.° nördl. Br. das Land in 2 klimatisch wesentlich von einander verschiedene Teile. Während nördlich von Elbirin das Klima der Kara Kum Steppen vorherrscht, beginnt jenseits desselben das Gebiet der scharfen Südwestwinde. Die Hügel bestehen aus Lehm und sind etwa 100 Meter hoch; sie ziehen sich vom Herirud nach Osten, längs der Salzseen Jer-ailan beinahe bis zum Kuschk, in dessen Nähe sie immer niedriger werden und schließlich nur noch vereinzelt vorkommen. Auch das Borchut-Gebirge besteht nur aus Hügeln, es ist ein Ausläufer des Hindukusch, jedoch von diesem durch eine bedeutende Senkung getrennt. Weiter nach Westen steigt das Gebirge immer mehr und erreicht beim Herirud, der sich durch eine enge Schlucht seinen Weg gebahnt hat, etwa 900 bis 1200 Meter. An Wasser ist südlich von Elbirin, wo viele Quellen entspringen, kein Mangel, und auch das Borchut-Gebirge ist reich an Quellen, nördlich von Elbirin aber trifft man manche Strecken, in denen Wassermangel herrscht und in denen Brunnen zuweilen 80 Werst von einander entfernt sind. Von den beiden Hauptströmen, dem Herirud und Murghab, wird das Wasser in Kanälen nach den Feldern und Wiesen geleitet, und von der Reichhaltigkeit des Wassers in denselben hängt die Fruchtbarkeit des Landes ab. Der Murghab nimmt auf dem rechten Ufer den Kaisarud und auf dem linken den Kasch und Kuschk auf, in welchen letztern sich der Gürlen-in und Chomban-in ergießen, aber die beiden Zuflüsse kommen für die Bewässerung des

[40]) Verney Lovett Cameron, Notre future route de l'Inde. Traduit de l'anglais. Paris, Hachette et Cie, 1883, Seite 241.

Bodens nicht in Betracht, da ihr Wasser so salzig ist, daß es dazu nicht verwendet werden kann. Salz, und zwar solches von vorzüglicher Qualität enthalten auch die beiden Seeen Jer-ailan („Erdsturz") oder Das („Salz"), in denen es nur von einer Wasserschicht von etwa 35 Centimeter Höhe bedeckt ist. Trinkbares Wasser liefern jedoch auch am Gürlen su und Chombau su Quellen, welche am Ufer dieser Flüsse entspringen.

Ackerbau ist in Südwest-Turkmenien nur dort möglich, wo Wasser in genügender Menge vorhanden ist, also an den Ufern des Murghab und Herirud und längs der aus diesen abgeleiteten Kanäle. An den Ufern beider Flüsse findet man Pappeln, Weiden und verschiedenerlei Gebüsche, die zuweilen so dicht sind, daß man gar nicht zum Ufer durchdringen kann. Die Bäume erreichen hier oft eine bedeutende Höhe, aber Herr Lessar bestreitet, daß sie, wie behauptet wurde, auch als Bauholz verwendet werden können. Sie seien blos als Dachbalken für kleine Gebäude und beim Bau von Brücken über die Kanäle verwendbar, keineswegs aber in jenem Sinne als Bauholz, in welchem wir das Wort zu gebrauchen pflegen, weshalb bisher noch stets für alle bedeutenderen Bauten das nötige Holz aus dem Kaukasus oder gar von der Wolga hierher gebracht wurde. Gutes Pferdefutter ist in der Nähe der Wasserläufe überall reichlich vorhanden. Die besten Weideplätze liegen in der Umgebung der Brunnen Konjun kui, und überhaupt ist der nördliche Teil des Landes an Viehfutter viel reicher als der südliche.



Befestigungen von Merw.

Am Murghab in den Oasen Jol otan und Pendschdeh wohnen die Saryk Turkmenen. Sie teilen sich in die Stämme Bairadsch, Sukti, Alascha, Chorasalli und Gersekt, und schätzen selbst ihre Volkszahl auf 20000 Kibitken, offenbar wie alle Turkmenen zu hoch, da sie nach verläßlichen Schätzungen etwa 12000 Kibitken zählen sollen. Die größte Niederlassung ist Jol otan, wo sich etwa 4000 Kibitken befinden, der Rest verteilt sich auf Pendschdeh und die Ufergegenden des Kuschk, Kasch und Kaisar. In den Niederlassungen der Ssaryks trifft man auch Juden, doch nur in geringer Zahl; der Ausübung ihrer Religion wird kein Hindernis in den Weg gelegt, aber die Ssaryks sorgen dafür, daß die Juden nicht wohlhabend werden, indem sie häufig von ihnen Geld erpressen.

Nach der Zerstörung Merws durch den Emir von Buchara im vorletzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts und nach der Fortführung der alten Bevölkerung dieser Stadt bemächtigten sich die Ssaryk Turkmenen der Oase und behaupteten sich in derselben bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts. In den zwanziger Jahren wurden sie dem Chan von Chiwa unterthan und versuchten dann mehrmals, das Joch abzuschütteln. Jahre lang kämpften sie um ihre Unabhängigkeit, und Medemij Chan mußte Jahr für Jahr gegen sie zu Felde ziehen. Chan Medemij, dem das Kriegsglück lange hold gewesen, unterlag aber schließlich im Kampfe mit den bei Sserachs ansässigen Tekke und fand 1855 in einem Feldzuge gegen dieselben den Tod. Die Herrschaft Chiwas über das südliche Turkmenien brach mit seinem Tode zusammen, aber die Ssaryks waren nur einen Feind losgeworden, um sich einem viel schlimmern gegenüber zu finden. Die um Sserachs ansässigen Tekke vermochten sich in ihren Wohnsitzen nicht länger

gegen die Perser zu behaupten, und verließen dieselben unter Führung Kuschut Chans, um im Osten neue Wohnsitze zu suchen. Sie stießen auf die um Merw ansässigen Ssaryks, die sie nach zweijährigem Kampfe von dort vertrieben und nach Pendschdeh drängten, wo den letzteren die Salors weichen mußten. Zehn



Wohnhaus eines Turkmenen in Lütfabad

Jahre lang blieben die Ssaryks nun auf Pendschdeh beschränkt; dann wanderte der ärmere Teil der Bevölkerung aus, da der Ertrag des Bodens nicht für den ganzen Stamm ausreichte, und ließ sich in Jolotan nieder.



Fluß Tedschen bei Kara-Bent

Die Ssaryks treiben Viehzucht und Ackerbau. Handel und Gewerbe sind unbedeutend, aber die Viehzucht ist zu einer höhern Entwickelung gelangt als bei allen anderen Turkmenenstämmen, obwohl die guten Weideplätze um Kojun kui den Ssaryks bisher nicht zugänglich waren. Die Bewohner von Pendschdeh

weideten ihre Herden an beiden Ufern des Kuschk und trieben sie auch nach Badchis, wofür sie den Afghanen für je 100 Schafe eine bestimmte Abgabe zahlten. Große Strecken mit Weideland blieben bisher unbenutzt, weil dort die Herden den Überfällen durch räuberische Nachbaren zu sehr ausgesetzt waren. Die größten Herden besitzen die Bewohner von Pendschdeh, die überhaupt die wohlhabendsten Ssaryks sind; in Jol-otan dagegen, wohin die unbemittelteren Leute aus Pendschdeh ausgewandert sind, herrscht große Armut. Viele Ssaryks besitzen 1000 Schafe, reiche Leute sogar gegen 2000 und etwa 60 bis 70 Kamele. Die Schafe sind eine gute Rasse, und wenn in Südwest-Turkmenien geordnete Zustände eingeführt werden, die Benutzung besserer Weideplätze möglich wird, dann wird auch die Viehzucht noch einen bedeutenden Aufschwung nehmen.

Der Ackerbau steht auf tieferer Stufe als die Viehzucht. Die Bodengestaltung hindert das Emporkommen desselben. Ohne Bewässerung des Bodens, ohne Kanäle ist Ackerbau in ganz Zentral-Asien unmöglich, und in Südwest-Turkmenien stehen die Hügel sehr oft dem Kanalbau im Wege. Die Felder der Ssaryks befinden sich daher meist in den Flußniederungen. Man pflegt durch Dammbauten das Wasser des Murghab zu stauen, um den Wasserspiegel zu erhöhen und auch in den wasserarmen Monaten die Speisung der Kanäle zu ermöglichen, aber das so bewässerte Gebiet ist nirgends mehr als 200 bis 300 Faden breit, und die Bewässerung bleibt überall auf die am tiefsten gelegenen Strecken beschränkt. In Pendschdeh, von dessen wohlhabender Bevölkerung zu erwarten wäre, daß sie der Anlage von Kanälen mehr Sorgfalt zuwende als die anderen, hält die Unsicherheit der Zustände von ausgedehnterem Ackerbau ab. Man fürchtet, wenn der Ackerbau sich mehr entwickelte, die Habgier der Afghanen zu erregen und von diesen vertrieben zu werden, wie die Ssaryks z. B. in jüngster Zeit aus Bala-Murghab von den Dschemiden verdrängt wurden.

Gebaut wird in beiden Oasen, in Pendschdeh und Jol-otan hauptsächlich Weizen, Gerste, Dschugara, sehr guter Reis, Sesam, Klee und etwas Flachs. Gärten sind nirgends vorhanden, den Einzäunungen wird keine Sorgfalt zugewendet. Mißernten sind häufig. Wenn der Kuschk und Kasch frühzeitig austrocknen oder eine Mißernte eintritt, kommen die Ssaryks nach Merw oder Herat, um dort große Massen Weizen aufzukaufen.

Noch viel unbedeutender als der Ackerbau ist der Handel. Die Ssaryks haben überhaupt wenig Bedürfnisse, und bei vielen ist auch die Armut so groß, daß sie ihre Bedürfnisse einschränken müssen. Buchara, Chiwa und Herat versorgen sie mit allem, was sie brauchen, Jol-otan bezieht seine Waren hauptsächlich von Buchara, Pendschdeh aus Afghanistan. Chiwa liefert auch hierher Chalate, Buchara allerlei Holzarbeiten, Holzgefäße, Thüren für die Kibitken, Eisen, Kessel, Seiden- und Baumwollstoffe, Thee u. s. w. Aus Herat kommen Stoffe, Thee, Zuckerwaren u. s. w. Die Turkmenen selbst bringen nach Buchara Schafe, nach Herat Pferde und Kamele zum Verkauf, fällen auch die am Murghab wachsenden Bäume und schwemmen das Holz nach Merw. Eines großen Rufes erfreut sich der von den Ssaryks gebaute Reis, der auf allen Märkten sehr gesucht ist. An gewerblichen Erzeugnissen bringen die Ssaryks in den Handel: Teppiche, die ebenso teuer sind wie die in Merw fabrizierten, aber an Güte ihnen doch nachstehen, da die Ssaryks zu den Geweben Wolle statt der Seide verwenden, ferner Filze und Gewebe aus Kamelhaaren. Die letzteren, die in Persien und Afghanistan sehr geschätzt sind, verfertigen die Frauen, und zwar ausschließlich für den Export, da in den Oasen niemand so reich ist, daß er sich den Luxus von Gewändern aus solchen Stoffen gestatten könnte. Eine fleißige Arbeiterin kann im Laufe des Jahres ein Gewebe von 5 Faden Länge und 14 bis 15 Werschok Breite herstellen.

Der Handel mit den importierten Waren befindet sich in den Händen der Juden, welche Verkaufsläden besitzen. Was im Lande selbst erzeugt wird, kauft man auf den Wochenmärkten. Auch der Transithandel ist in den Händen der Juden. Geordnete Verhältnisse und Sicherheit der Straßen werden hier zweifellos rasch eine große Umwälzung herbeiführen, den übermäßig hohen Preis der eingeführten Waren herabdrücken und den Umsatz vermehren. Die Unsicherheit der Straßen erforderte bisher eine starke Bedeckung für die Karawanen — 50 bis 60 Mann für 100 Kamele —, wodurch die Waren verteuert und für viele unerwerbbar wurden. So kostet ein Pfund Zucker 60 Kopeken (etwa 1 Mk. 20 Pfg. und ein 50 Faden langes Stück Baumwollstoff, welches in Buchara mit 38 Tenge (etwa 19 Mk.) bezahlt wurde, kostet in Jol-otan 60 Tenge (etwa 30 Mk.).

Der Sprache nach unterscheiden sich die Ssaryks, Ssalor und Tekke nur wenig voneinander. Das feindliche Verhältnis, in dem sie zu einander stehen, brachte es aber mit sich, daß sich für so manches Bezeichnungen ausbildeten, welche dem einzelnen Stamm eigentümlich sind. Die Ssaryks, welche von den

Tekke aus Merw verdrängt wurden, nennen die bei Merw gelegene Festung, für welche bei den Merwern die Benennung Kouschut-chan-kala oder Mary-Ssigar gebräuchlich ist, Chan-Getschen. Die kleine Festung, welche zur Zeit ihrer Herrschaft über die Oase an derselben Stelle stand, wurde von Medemij-Chan auf einem seiner vielen Kriegszüge zerstört, und die Ssaryks nennen daher jene Stelle Chan-Getschen d. i. der Chan ist hier vorbeigekommen. Ebenso führt die kleine, einst von den Ssaryks erbaute Festung Porsu-kala, welche jetzt den Tekke gehört, bei den Ssaryks heute noch ihren alten Namen Dschenaali-bend-kala. Für die Kanäle haben die Ssaryks ebenfalls eine eigene Bezeichnung: sie nennen sie nicht Aryk, Dschar, Dchui oder Jab, wie die anderen Turkmenen, sondern Nou-chan.

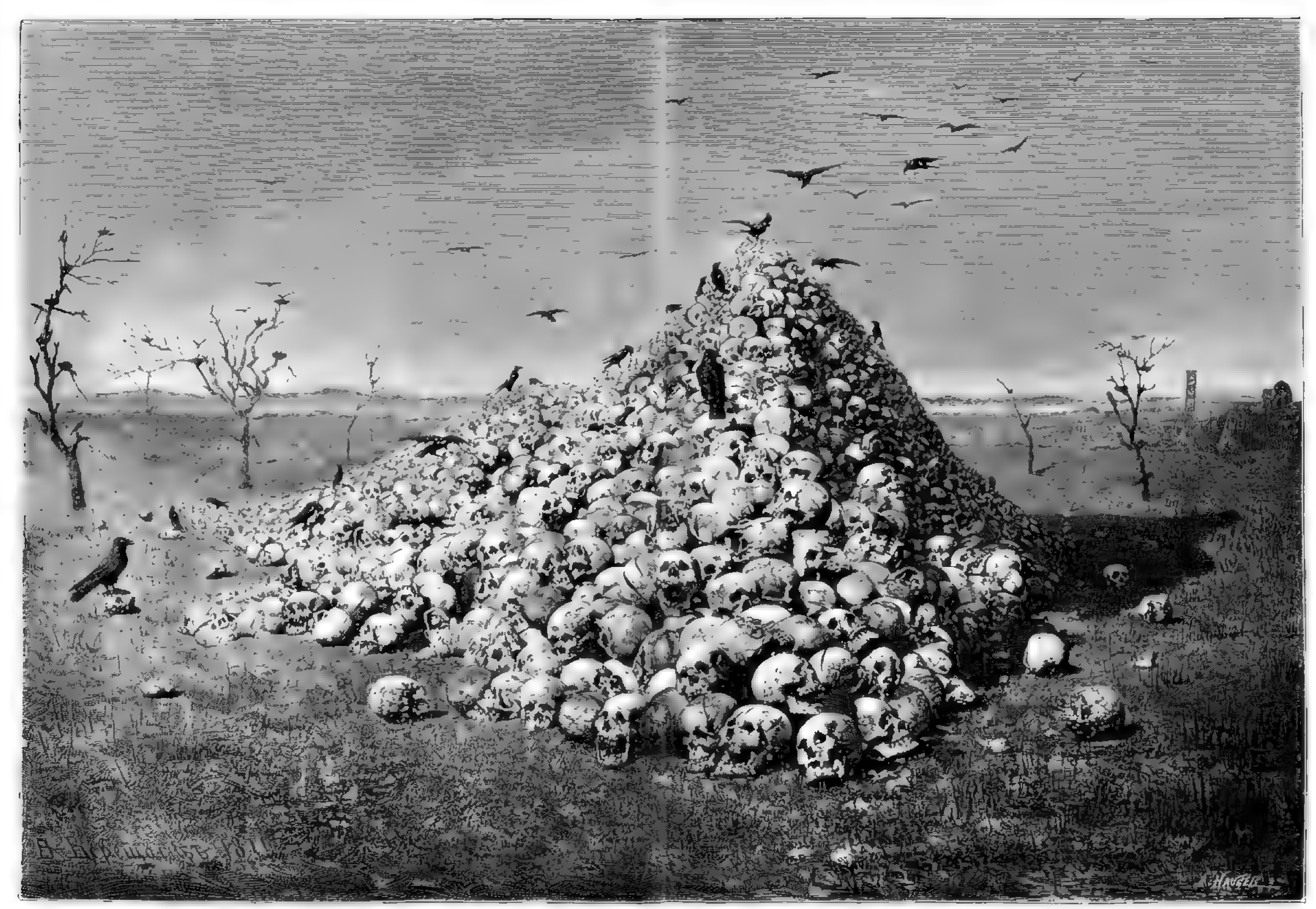
Ebensowenig wie in der Sprache, unterscheiden sich die Ssaryks in der Kleidung von anderen Turkmenenstämmen. Nur bei den Frauen findet man einige Abweichungen von der gewöhnlichen turkmenischen Frauentracht. Sie tragen zwar auch wie die Frauen der Tekke weite Beinkleider und ein langes Hemd, aber das letztere, welches bei den Tekke meist von roter Farbe ist, findet man bei den Ssaryks stets von blauer Farbe. Auch ihr Kopfputz weicht von jenem der Tekkefrauen ab: sie tragen eine hohe Filzmütze, um welche turbanartig ein buntes Tuch geschlungen ist. Dasselbe hängt hinten breit bis zum Gürtel herab, vorn ist es so um den Hals geschlungen, daß es das Kinn bedeckt. Die Männer tragen Stiefel aus weichem Leder, und darüber in Buchara verfertigte Galloschen mit kupfernen Absätzen. Zu Hause bedecken viele das Haupt statt mit der turkmenischen Schaffellmütze mit einer gleichfalls aus Buchara bezogenen Tuchmütze, welche mit Pelz verbrämt ist.

Über ihre Sitten und Gebräuche ist nichts zu sagen, was nicht schon von den Turkmenen im allgemeinen erwähnt worden ist, nur sind die Ssaryks noch völlig unverfälschte Nomaden, während die Merw-Tekke sich schon an eine seßhafte Lebensweise und an Ackerbau gewöhnt haben. Der Merwer baut Festungen zum Schutze seiner Niederlassungen, der Ssaryk aber verschmäht solche und ist stolz darauf, daß sich in seinem Lande keine Festung befindet. Die früher von den Ssalor angelegten Befestigungen sind heute sämtlich Ruinen. Die Festung des Ssaryks ist — Sattel und Flinte, und die meist aus 20 bis 50, einzelne auch aus 100 Kibitken bestehenden Niederlassungen liegen völlig offen und sind nicht mit der geringsten Schutzwehr umgeben.

Die Ssaryks haben noch nicht vergessen, daß ihnen einst die fruchtbare Merw-Oase gehörte, und sie hegen daher einen unvertilgbaren Haß gegen die Tekke, welche sie von dort verdrängt haben. Während des Feldzuges der Perser gegen Merw im Jahre 1860 leisteten die Ssaryks dem persischen Heere eifrig Beistand und bemühten sich nach Kräften, dem gemeinsamen Feinde Schaden zuzufügen. Seitdem haben die Alamane der Ssaryks in das Gebiet von Merw und umgekehrt jene der Merwer in das Ssaryk-Gebiet ununterbrochen fortgedauert. Als Lessar durch ihr Gebiet reiste, hörte er vielfach die Ansicht aussprechen, daß es nach der Einnahme Merws durch die Russen ein Gebot der Gerechtigkeit sei, ihnen das Land zurückzugeben, aus dem sie durch die Tekke mit Waffengewalt vertrieben worden, die letzteren aber in ihre früheren Wohnsitze in Atek und bei Sserachs zurückzuversetzen.

Solch feindliche Gesinnungen vermochten jedoch nur die in Pendschdeh ansässigen Ssaryks offen zur Schau zu tragen; der in Jol-otan ansässige ärmere Teil des Stammes war gezwungen, wenigstens den Schein der Freundschaft zu wahren, da er zu sehr von den Tekke, deren Felder an seine Felder grenzten, abhing. Diese Ssaryks verkehrten mit den Tekke, trieben Handel mit ihnen, ließen aber dabei keine Gelegenheit, ihre Nachbaren heimlich zu berauben, ungenützt vorübergehen. Die Merwer sahen mit Verachtung auf die Bewohner von Jol-otan herab, welche es nur ihrer Gnade verdankten, daß sie sich im nördlichen Teil der Oase aufhalten konnten, und die Jol-otaner selbst hatten sich allmählich so sehr an ihre halbe Abhängigkeit von Merw gewöhnt, daß sie glaubten, völlig selbständig gar nicht mehr existieren zu können. Als man in Merw über den Anschluß an Rußland verhandelte, forderten die Jol-otaner die Akssakale von Merw auf, gleichzeitig auch ihre Unterwerfung anzubieten, und sandten sofort nach der Besetzung Merws eine Gesandtschaft dorthin und baten um Aufnahme in den russischen Unterthanenverband.

Trotz ihrer Beziehungen zu Merw waren die Jol-otaner ihren Stammesgenossen in Pendschdeh niemals ganz entfremdet worden. Sie nahmen an den Raubzügen derselben teil, plünderten mit ihnen bald im persischen, bald im afghanischen Gebiet oder überfielen die Herden der Ersari. Nachdem die Russen in Merw eingezogen waren, die Merwer und die Jol-otaner dem Räuberhandwerk entsagen mußten, wagten die Ssaryks in Pendschdeh nicht mehr, in die Merw-Oase einzufallen, denn sie wußten gar wohl, daß die Russen Plünderung ihrer Unterthanen nicht ungestraft würden hingehen lassen. Die Ssaryks sind aber der echte Typus der Turkmenen, räuberische Nomaden, denen ein Leben ohne Alamane nicht behagt.



Apotheose des Krieges. Ein Bild aus Zentral-Asien. Nach einem Gemälde von Wereschtschagin

Da sie nicht wagten, die Russen herauszufordern, mußten sie für ihre räuberische Thätigkeit ein anderes Feld suchen. Für das Murghab-Thal hatte aber der Einzug der Russen in Merw sofort sich fühlbar machende Folgen: Ruhe und Ordnung kehrten dort ein, und Gut und Leben der Bewohner war nicht mehr durch Überfälle benachbarter Raubhorden bedroht.

Auch auf englischer Seite werden die Vorteile, welche den bisher durch die Nomaden ausgesogenen Ländern durch das Vordringen der Russen erwuchsen, nicht mehr geleugnet. Sir Rawlinson erklärt, es könne niemand bestreiten, daß in den letzten 20 Jahren die Erfolge der russischen Waffen dem Lande großen Nutzen gebracht haben. Für einen großen Teil Asiens, für die Heimat der Kirgisen, Usbecken und Turkmenen sei die russische Herrschaft zu einer Wohlthat geworden. Der abscheuliche Sklavenhandel mit allen seinen Schrecken sei unterdrückt, den Räubereien Einhalt gethan, der mohammedanische Fanatismus abgeschwächt und niedergehalten. Der Handelsverkehr sei gefahrlos geworden, die gewerbliche Thätigkeit aufgemuntert, und den Bedürfnissen der Bevölkerung werde viel mehr Sorgfalt gewidmet als dies unter irgend einem der asiatischen Herrscher der Fall war.

Ersatz für die nach Norden nicht mehr möglichen Raubzüge fanden die Ssaryks im Süden. Die Afghanen waren dort ihre Nachbaren geworden, nachdem Dost-Mahomed-Chan im Jahre 1850 das afghanische Turkestan sich unterworfen hatte. Über Maimene und Herat hinaus haben die afghanischen Emire ihre Herrschaft nie auszudehnen gesucht, aber die Ssaryks sahen mit verlangenden Blicken die guten Weidegründe im afghanischen Gebiet. Die Besitzer derselben zu vertreiben, wie sie dies mit den Ssalor gethan, war dort nicht möglich, da die dort ansässigen Dschemschiden starken Rückhalt an Herat hatten, es blieb also kein anderer Ausweg übrig, als sich mit den Nachbaren im Süden auf gütlichem Wege zu verständigen. Die Ssaryks zahlten, obwohl sie wie die Merwer Unterthanen Chiwas waren, dessen Chan Medemij seine Hoheitsrechte mit Nachdruck geltend zu machen verstand, den Herrschern von Herat einen Tribut für die Erlaubnis, ihre Herden auf die Weideplätze am Nordabhange des Paropamisus treiben zu dürfen. Für je 100 Schafe mußten 6 bis 8 Tenga entrichtet werden, aber die Ssaryks waren sehr unpünktliche Zahler. Sie waren stets genau darüber unterrichtet, ob der Emir imstande war, sie zur Zahlung zu zwingen, und sobald in Herat Unruhen ausbrachen, benutzten sie dieselben sofort und blieben den Tribut schuldig. Die Afghanen erzwangen dann die Zahlung auf die in Zentral-Asien allgemein übliche Weise: sie überfielen die Ssaryks auf den Weideplätzen, trieben ihnen so viel Vieh als möglich weg und gaben dasselbe nicht eher zurück als bis die Schuld getilgt war. Raubzüge der Ssaryks in das Gebiet von Herat gehörten dabei keineswegs zu den Seltenheiten, und nach der Unterwerfung Merws wurden sie häufiger denn je zuvor.

In diesen Verhältnissen trat in jüngster Zeit dadurch eine Veränderung ein, daß der Emir Abdul Rachman, lüstern nach dem Besitz von Pendschdeh, Ende 1884 nach Bala Murghab eine Besatzung von 1000 Reitern aus den Stämmen der Chasaren und Dschemschiden legte. Diese unter Kommando eines Dscherneil (General) stehende Truppenmacht vertrieb die Ssaryks, welche an einem von Bend-i-dschou kara abgeleiteten Kanal wohnten, und die Felder derselben wurden von Unterthanen des Emirs in Besitz genommen. Von nun an wurde auch unerbittlich der Tribut, den die Ssaryks für Benutzung der Weidegründe zu zahlen hatten, eingetrieben. Ein mit der Erhebung der Steuern beauftragter Beamte des Emirs fand sich in Pendschdeh ein und forderte dort die rückständigen Beträge. Im Herbst 1884 gingen dann die Afghanen noch einen Schritt weiter und verlangten von den Ssaryks — wozu sie offenbar kein Recht hatten — auch noch Abgaben für die Benutzung der Felder und Wasserleitungen, welche das seit dem Ende der Oberherrschaft Chiwas faktisch völlig unabhängige Volk als sein Eigentum ansah. Die ackerbauenden Ssaryks sollten dem Emir den 10. Teil ihrer Ernte abliefern. Eine solche Neuerung war nur mit Gewalt durchzuführen. Nur die Bevölkerung Merutschaks fügte sich, eingeschüchtert durch die in der Nähe stehende afghanische Truppenmacht, welche, wenn sie die Abgaben verweigerte, sie vertreiben und ihre Felder verwüsten konnte. Die weiter nordwärts wohnenden Ssaryks aber wollten von neuen Steuern nichts wissen und verweigerten dieselben rundweg. Sie blieben unbelästigt, da der Dscherneil nicht wagte, mit seinen 1000 Mann bei weiterem Vordringen in die Oase vielleicht den Kampf mit dem ganzen Stamm aufzunehmen. Diese Vorgänge hatten aber zur Folge, daß bei den Ssaryks allmählich eine den Afghanen feindliche Stimmung die Oberhand gewann und die Zahl jener, welche eine Annäherung an Rußland als vorteilhaft ansahen, immer größer wurde. Die Wahl zwischen Afghanistan und Rußland konnte nicht schwer werden. Die Afghanen verwehrten ihnen zwar nicht die Raubzüge in persisches Gebiet, aber es war zu erwarten, daß sie die Ssaryks, wenn sie sich ihnen unterwarfen, durch hohe Abgaben drücken würden. Da die Raub-

züge nach Persien seit dem Einzug der Russen in Merw ohnehin sehr erschwert waren, hatte der Anschluß an Afghanistan nichts Verlockendes für die Ssaryks, und nur einige Wenige waren für denselben, weil sie hofften, daß unter afghanischem Schutz für sie die schönen Tage der Alamane doch noch wiederkehren könnten.

Zu Buchara standen die Ssaryks in der letzten Zeit in freundschaftlichem Verhältnis, wenigstens dem äußern Scheine nach, ja ein Teil derselben, mehrere Chane sowohl in Jol otan als in Pendschdeh, betrachteten den Emir von Buchara als ihren Oberherrn. Es war jedoch ein sehr fragliches Unterthanenverhältnis, ein Seitenstück zu dem Tribut, den die Ssaryks Afghanistan für Benutzung der Weidegründe zahlen sollten. Wenn die Chane nach Buchara kamen, empfingen sie stets vom Emir Geschenke; ihre Gegenleistung bestand aber nicht etwa darin, daß sie ihre Leute von Einfällen in das Gebiet des Emirs abhielten, sondern einzig und allein darin, daß sie, wenn einmal auch der Emir beraubt, z. B. eine ihm gehörige Herde weggetrieben wurde, die Zurückgabe des Raubes veranlaßten. Während also die Unterthanen des Emirs anstandslos beraubt werden konnten, schützte den Emir seine Hoheitsrecht vor jeder Beraubung — wenn man die Geschenke, welche er den Chanen gab, nicht als eine Loskaufssumme betrachten will.

Den größten Nutzen zogen bisher die Perser aus den Fortschritten der Russen. Die Bevölkerung ihrer Grenzgebiete, die seit Jahrhunderten unendlich unter den Raubzügen der Turkmenen gelitten hatte, atmete auf. Was die Perser wiederholt vergebens durch Waffengewalt zu erzielen versucht, war nun ohne solche bloß durch die Furcht vor der Macht Rußlands erreicht. Im Jahre 1877 hatten die Perser einen großen Rachezug in das Gebiet der Ssaryks unternommen. Sie trieben denselben gegen 100000 Schafe fort und fügten ihnen empfindlichen Schaden zu, aber die Raubzüge dauerten deshalb doch fort.

Die Perser unterhielten früher keine befestigten Posten an der turkmenischen Grenze, denn kleine Militärposten wären, anstatt die umwohnende Bevölkerung schützen zu können, nur stets selbst in Gefahr gewesen, von überlegenen Turkmenenscharen überfallen und aufgehoben zu werden. Lessar bezeichnet alles, was persische Beamte von solchen Schutzmaßregeln erzählen, als Aufschneiderei. Man beschränkte sich darauf, Streifpatrouillen abzusenden, um nach Räuberscharen zu fahnden, aber diese Patrouillen nützten nicht viel. Wenn sie sich je auf das andere Ufer des Herirud hinüberwagten, so waren sie doch in der Regel so wenig zahlreich, daß sie, anstatt die Räuber aufzusuchen, ein Zusammentreffen mit denselben sorgfältig zu vermeiden suchten und, wenn sie eine stärkere Turkmenenschar erblickten, sich schleunigst auf das persische Ufer zurückzogen. In gleichem Maße, wie die Russen vorrückten und die Turkmenen sich unterwarfen, wuchs aber den Persern der Mut. Man konnte dies sofort nach dem Fall von Geok Tepe bemerken. Damals beeilten sich die Perser, große Strecken in Atek zu besetzen, welche sich nie zuvor in ihrem Besitz befunden und auf welche sie kein Anrecht hatten, die sie aber jetzt, da die Macht der Tekke gebrochen war, ungescheut sich aneignen zu können glaubten. Sie bemächtigten sich der verfallenen Tekke Festung Baba Durmas und stellten die Befestigungswerke wieder her; sie ergriffen Besitz von Ackerland in der Atek-Ebene und begannen dasselbe zu bestellen; sie erbauten die Festung Rukn-Abad auf dem rechten Ufer des Tedschen. Den Ssaryks gegenüber verhielten sie sich damals noch zurückhaltend, denn bis zu diesen reichte der Arm Rußlands noch nicht und der Fall von Geok Tepe hatte keinen Eindruck auf sie gemacht. Als Lessar im Jahre 1882 durch Sserachs kam, hieß es dort allgemein, daß das rechte Ufer des Herirud wegen der Räubereien der Ssaryks so unsicher sei, daß niemand sich auf dasselbe wagen könne, aber sofort nach dem Einrücken der Russen in Merw schwoll den Persern der Kamm und sie begannen Patrouillen auf das rechte Ufer des Herirud zu entsenden.

Die Ssalor-Turkmenen teilen sich in 3 Geschlechter: Die Kiptschag, Dasardu Chodscha und Karaman-Jalawatsch. Sie sind der schwächste Turkmenenstamm, zugleich der ärmste. Nach ihren Angaben zählen sie um Alt Sserachs 4000 Kibitken, es sind aber kaum 3000; außerdem befinden sich am Murghab mitten zwischen Merw Turkmenen und Ssaryks etwa 1000 Kibitken, bei Tschardschui 400, in Mamene 200, bei Herat und bei Pul-i-Salar etwa 100 Häuser. Die Ssalor haben schon längst dem Räuberhandwerk entsagt und beschäftigen sich vorwiegend mit Ackerbau; Herden besitzen sie nicht, und Pferde und Kamele trifft man bei ihnen sehr selten.

Die Ssalor waren einst viel zahlreicher als jetzt. Der Niedergang ihres Stammes datiert von dem Jahre 1833, in welchem Abbas Mirsa, Emir von Buchara, dessen Bemühungen, Alt Sserachs seinem Reiche einzuverleiben, an dem Widerstreben der Ssalor scheiterten, seinen Lieblingsplan mit Gewalt durchzusetzen beschloß. Er rückte mit einem Heer vor Alt Sserachs, der Platz wurde erstürmt und die Mehrzahl

der Bevölkerung von den Siegern niedergemacht. Der Chan von Chiwa kaufte die Überlebenden, etwa 5000 Seelen, mit 50000 Tuman los, wogegen diese die Verpflichtung übernahmen, die persischen Grenzgebiete gegen die Raubzüge der Tekke und Ssaryk zu schützen. Sie ließen sich am mittlern Lauf des Murghab nieder und gründeten dort Tasa-Pende, aus dessen Umgegend sie die Ersari vertrieben, und die große Festung Jol-otan. Von dem Schlag, den ihnen der Emir von Buchara beigebracht hatte, vermochten sie sich aber nicht mehr zu erholen. Sie waren zu schwach, um lange Widerstand leisten zu können, als die von den Tekke aus Merw vertriebenen Ssaryks in ihr Gebiet eindrangen, und räumten dasselbe daher sehr bald, um sich nach den neuen Wohnsitzen zurückzuziehen, welche die persische Regierung ihnen bei Sur-Abad anwies. Dort führten sie 25 Jahre lang ein kümmerliches Dasein. An Wasser war zwar in den Bergen kein Mangel, aber in den engen Schluchten, durch welche die vielen Gebirgsbäche flossen, war nur wenig zum Anbau geeignetes Land vorhanden, während in der Ebene bei Sur-Abad, wo sie Ackerland in genügender Ausdehnung vorfanden, wieder der Wassermangel den Anbau erschwerte. Auf ihre dringenden Bitten gestatteten ihnen die Perser endlich die Übersiedelung auf das rechte Ufer des Herirud, wo sie sich bei Alt-Sserachs niederließen. Die Perser hatten die Erlaubnis zur Übersiedlung davon abhängig gemacht, daß die Ssalor sich verpflichteten, die persische Grenze gegen die Merw-Tekke und Ssaryks zu schützen. Am guten Willen, dieser Verpflichtung nachzukommen, fehlte es den Ssalor nicht, wohl aber an der Kraft. Indem sie sich dazu hergaben, eine Art Grenzkordon gegen Merw zu bilden, machten sie sich die Tekke zu Feinden und fühlten bald, was dies zu bedeuten hatte. Die Merwer überfielen sie und trieben ihnen alle Herden weg, worauf sie ihnen anzeigten, daß sie diese nur dann zurückerhalten würden, wenn sie nach Merw übersiedelten. Von den Persern hatten die Ssalor keine Hilfe zu erwarten, und wenn sie ihre Herden nicht wieder erlangten, war ihr völliger Untergang besiegelt. Sie fügten sich daher in das Unabwendbare und übersiedelten nach Merw, wo ein Teil sich der Viehzucht, ein anderer dem Ackerbau widmete und den Merwern als Pachtzins für den Boden und die Benutzung der Wasserleitungen den vierten Teil der Ernte abgeben mußte. Die ärmsten unter ihnen, welche weder Herden besaßen, noch Felder zu pachten vermochten, traten als Knechte in die Dienste wohlhabender Merwer.

Die Ssalor blieben Unterthanen und Gefangene der Merwer bis zum Jahre 1881. Erst als Tykma-Serdar nach seiner Rückkehr aus Rußland all seinen Einfluß dazu benutzte, die Turkmenen von der Aussichtslosigkeit fernern Widerstandes gegen Rußland zu überzeugen, schlug den Ssalor die Stunde der Befreiung. Der Serdar riet den Merwern, die Ssalor nicht länger zurückzuhalten, sondern ihnen die Rückkehr zu ihren früheren Wohnsitzen zu gestatten, und die Ssalor machten von der ihnen erteilten Erlaubnis sofort Gebrauch. Über 2000 Kibitken verließen die Oase und zogen nach Sserachs. Sie glaubten, Persien werde sie mit Freuden aufnehmen und ihnen die Wohnsitze wieder einräumen, aus denen die Merwer sie einst in die Gefangenschaft geschleppt, aber der Vali von Chorassan wollte ihnen dieselben nicht überlassen, sondern sie abermals in Sur-Abad ansiedeln, wo es ihnen schon einmal nicht behagt hatte. Sie sträubten sich dagegen, aber der Vali bestach ihre Ältesten und verstand die Masse durch das Versprechen staatlicher Unterstützung zu ködern, so daß die Mehrzahl nachgab und nach Sur-Abad zog. Nur ein kleiner Teil blieb bei Sserachs zurück, die anderen besetzten alle zum Anbau tauglichen Stellen am Ufer des Herirud zwischen Pul-i-chatun und Sur-Abad und noch weiter flußaufwärts, um dort abermals den Persern als Grenzwächter gegen Merwer und Ssaryks zu dienen. Die Versprechungen, durch welche man sie zum Umzug bewogen hatte, wurden aber nicht gehalten, die Perser bauten in ihrem Gebiet eine Festung und bedrückten sie härter, als je die Merwer zur Zeit ihrer Gefangenschaft sie bedrückt hatten. Sie begrüßten daher die Russen, als diese in Kouschut kala erschienen, als Befreier, verließen sofort die ihnen verhaßten Wohnsitze bei Sur-Abad und übersiedelten auf das rechte Ufer des Herirud zu ihren zurückgebliebenen Brüdern, so daß nun der ganze Stamm — etwa 3000 Kibitken — wieder vereint ist.

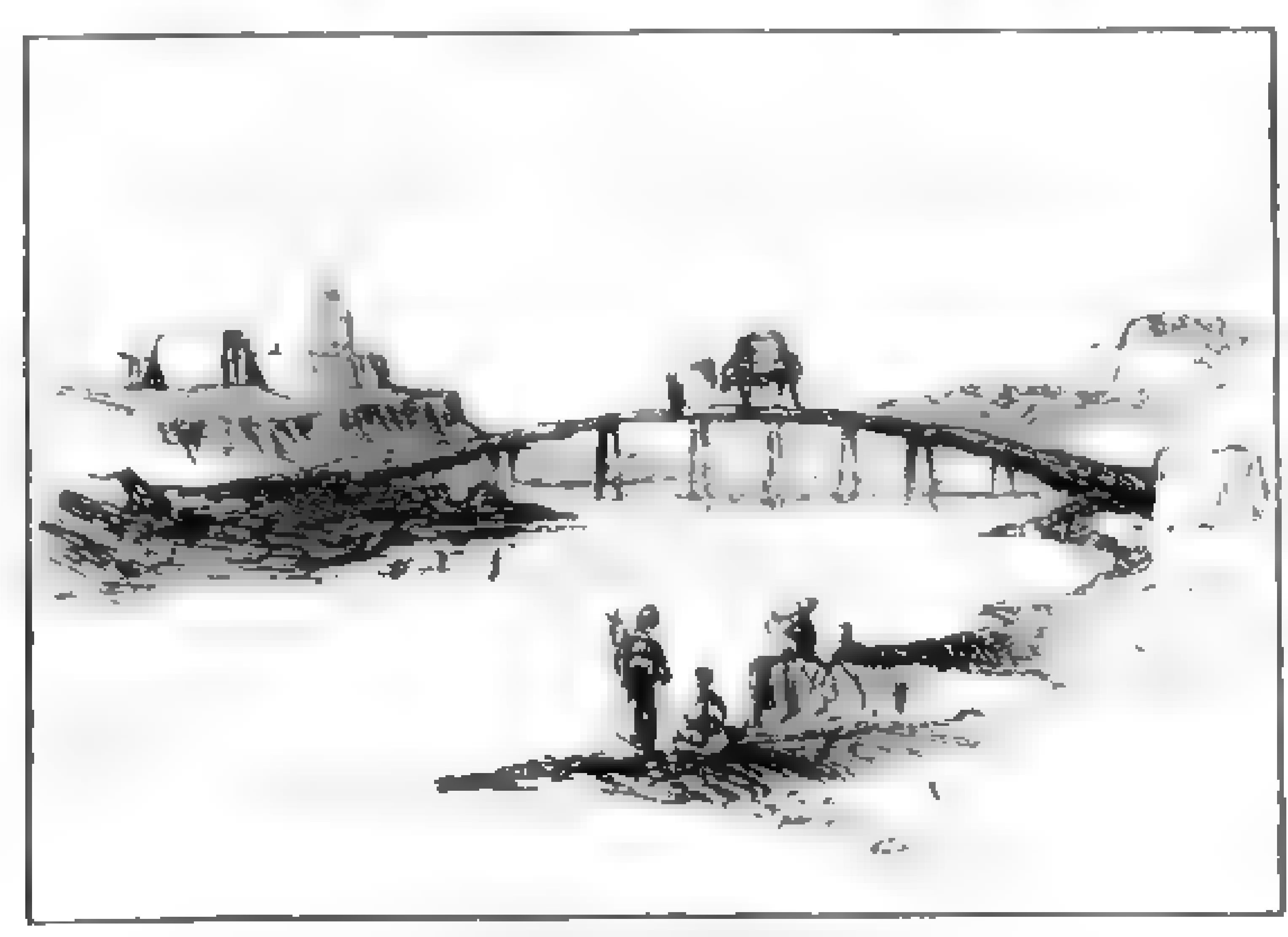
Am Murghab findet man fast auf Schritt und Tritt Ruinen, und Herr Lessar ist der Überzeugung, daß unter geordneten Verhältnissen der Anbau des Landes rasche Fortschritte machen würde, da sich am Murghab mehr anbaufähiges Land befindet als am Herirud. Als kürzeste Straße zwischen Merw und Herat wird der Weg durch das Murghab-Thal und weiterhin am Kuschk aufwärts in der nächsten Zeit noch große Bedeutung erlangen, und es dürfte sich daher empfehlen, denselben näher kennen zu lernen. Herr Lessar verließ am 3. März das russische Lager bei Merw und schlug den Weg nach Jol-otan ein, der am linken Ufer des Flusses dahinführt. Zunächst wurde Jussun Chan vom Stamme Wekil besucht. Die Straße, der man am ersten Tage folgte, war ein Teil der großen Karawanenstraße nach Buchara. Sie befand sich im guten Stand, und die Hauptkanäle waren überbrückt. Von dieser Straße ging man

am folgenden Tage auf jene über, welche aus dem Gebiet der Wekil nach Jol-otan führt, vorbei an den Kibitken der Mentscheur, eines kleinen turkmenischen Stammes, der schon vor der Ankunft der Tekke in Merw lebte und dann als Michman (Gast) dort blieb und sich mit den Tekke in die Benutzung der Wasserleitung teilte. Die Festung Jol-otan liegt auf einer Bodenerhöhung am Ufer, und von der Brücke führt ein steiler Weg zu derselben empor. Hinter Jol-otan senkt sich die Straße und führt eine Zeitlang



Medressé in Kouschut-chan-kala.

zwischen 2 parallelen Kanälen dahin. Kamele und Pferde kommen auf dieser Straße gut vorwärts, die Kanäle sind mehrmals überbrückt, und auch eine für Wagen fahrbare Straße ließe sich hier anlegen, doch müßte dieselbe näher an der Sandwüste laufen und das bebaute Land vermeiden. 9 Werst von Jol-otan entfernt liegt Kurdschukli; dann folgt nach 39 Werst Bend-i-kasachli, und nach weiteren 7 Werst Tschepli



Brücke über den Murghab.

Tepe. Von Kurdschukli aus führt die Straße etwa 18 Werst bald über niedrige Sandhügel, bald am Rande der Sandwüste hin, zwischen welcher und dem Kanal stets mindestens 1½ bis 2 Werst breites anbaufähiges Land bleibt. Auch hier ließe sich noch eine für Wagen fahrbare Straße herstellen, wenn man die Hügel vermiede und mehrere Brücken über die Kanäle baute. Hinter Bend-i-kasachli kommt man auf dem rechten Ufer an den Ruinen Baba-Kember vorbei, einigen zerfallenen Denkmälern in der

Nähe der Grabstätte Kembers, des Dieners Alis. Bei Tschepli-Tepe machen gewöhnlich die durchziehenden Karawanen Halt, da in der Nähe reichlich Wasser, Viehfutter und Holz vorhanden ist. Bei Keleburun, 10 Werst hinter Tschepli-Tepe teilt sich die Straße; ein Arm führt in das afghanische Turkestan, ein anderer nach Kujun-kui und Denmes. Etwa 9 Werst hinter Keleburun liegen große Ruinen, Imam genannt, wo sich auf den Grabdenkmälern zweier Heiligen schöne persische Inschriften befinden. Außerdem sieht man dort auch viele andere Gräber, in denen Leute begraben liegen, welche auf Alamanen den Tod fanden. Die Straße von Merw nach Pendschdeh war einst eine der unsichersten, und überall erblickt man unterwegs Gräber, in denen erschlagene Reisende ruhen. 46 Werst von Tschepli-Tepe entfernt liegt Sary-Jasi, wo sich noch gut erhaltene Ruinen von Befestigungen befinden. Der Boden ist mit dichtem Gebüsch bedeckt und von ausgetrockneten Kanälen durchschnitten. Die Straße führt von Sary-Jasi teils am Flusse entlang, teils über Sandboden nach dem 40 Werst entfernten Dasch-Köpri. Man ist oft zu großen Umwegen gezwungen, da das Wasser an vielen Stellen das Ufer unterwühlt und den alten Weg zerstört hat. Etwa auf der Hälfte des Weges kommt man an dem Schlachtfeld vorbei, auf welchem die vereinigten Streitkräfte der Turkmenen von Medemij Chan vernichtet wurden, und gelangt bald darauf in in gut bebautes Land, welches von vielen, von Dasch-Köpri hierher geleiteten Kanälen durchschnitten ist. Weiterhin mündet der Kuschk in den Murghab, und zwischen beiden Flüssen liegt Ak Tepe. Das Thal des Kuschk ist auf einer Seite von Sandhügeln, auf der andern von Lehmhügeln eingefaßt, aber wo es nur halbwegs möglich war, dort hat man Kanäle gegraben und Felder angelegt. Stellenweise wird das Thal eine Werst breit, meist erreicht es jedoch nur eine Breite von einigen 100 Klaftern. Die Straße ist bis Kalei-mor (44 Werst von Dasch-Köpri) ziemlich sicher, auf den Hügeln weiden Herden, und eine Menge Kamele und Esel tragen von hier Disteln und Holz nach Pendschdeh. Kalei-mor ist eine in Trümmern liegende Festung, von welcher nur die Türme und ein Teil der Mauern erhalten sind. Trümmerhaufen deuten auch darauf hin, daß sich einst um die Festung herum Wohnhäuser befanden. Kalei-mor liegt in einer ziemlich breiten Ebene, nach welcher von fernher Kanäle geleitet sind. Nach 30 Werst erreicht man Tschemen-i-bid, nach weiteren 19½ Werst Islim-Tschitme. In der Nähe der Ruinen von Chous (etwa 19 Werst von Kalei-mor) befindet sich wieder ein Schlachtfeld. Dort kämpften in den dreißiger Jahren Dschemschiden mit Chasaren, und der Dschemschiden-Chan Derwisch fiel in der Schlacht. Inschriften auf seinem verfallenen Grabdenkmal geben davon Kunde. Hinter Chous überschreitet die Straße zum letzten Mal den Kuschk und wendet sich dann nach Westen, zwischen niedrigen Hügeln dahin, über Lehmboden. Die Gebüsche sind verschwunden, nur am Wasser wächst einiges Schilf. Die Quelle Islim hat bei ihrem Ursprung gutes Wasser, wenige Schritte weiter ist dasselbe aber schon so mit Salz geschwängert, daß es untrinkbar wird. Hinter Islim-Tschitme vereinigen sich 2 Bäche, längs welcher Wege nach Chombou und Gürlen führen. Der mit Sand vermischte Lehmboden ist nun wieder stellenweise mit Gras bedeckt, die Hügel sind 30 bis 40 Faden hoch, Gebüsche jedoch nirgends zu sehen. Der Winter muß in dieser Gegend sehr streng sein. Der Boden ist an einzelnen Stellen dicht mit Gebeinen bedeckt. Wenn im Winter hier die eisigen Winde wehen, pflegen sich die Tiere in die tiefer gelegenen Einsenkungen zurückzuziehen, und erfrieren dann dort haufenweise. Als Herr Lessar Mitte März durch die Gegend reiste, wehte auch die ganze Nacht hindurch ein eisiger Wind, und am Morgen wies das Thermometer nur + 6° C. Die Straße führt zwischen den Salz-Seeen Jer-oilan oder Dus hindurch. Früher herrschte hier reger Verkehr, da die Turkmenen aus den Seeen ihren Salzbedarf zu decken pflegten, seitdem aber Sserachs in Ali-Merdan-Chan einen energischen Kommandanten erhielt und dieser für die Einfälle der Turkmenen in Kelat und Dereges durch Überfälle Salz holender Karawanen Rache nahm, wird die Gegend von den Turkmenen gemieden. Hinter den Seeen werden bereits die Höhen Ges-Geadik und Sulfagar sichtbar, welche den Herirud einschließen, und nachdem man den Elbirin-kyr auf einem nach Norden schroff abfallenden Wege überschritten hat, gelangt man in eine Ebene, in welcher wieder einige Vegetation vorhanden ist. Von Ak-robat (37½ Werst von Islim-Tschitme) bis Kojun-kui (39 Werst) trifft man 5 Brunnen. Das Wasser derselben ist zwar salzig, aber Pferde und Kamele trinken es doch noch, und auch die Turkmenen verschmähen es oft nicht. Da die Brunnen sehr viel Wasser enthalten und nie austrocknen (das Wasser steht etwa 2 Faden hoch), und da ringsum sich gutes Weideland ausbreitet, ist die Umgegend einer der wertvollsten Weideplätze für die benachbarten Turkmenen. Dagegen ist die ganze Strecke von Kojun-kui zum Murghab (95 Werst) völlig wasserlos. „Sobald man Kojun-kui hinter sich hat, erkennt man, daß der Elbirin-kyr die ganze Steppe zwischen dem Murghab und Herirud in 2 Teile trennt, die sowohl durch Klima als durch Vegetation voneinander verschieden sind. Nördlich von der Erhöhung traf man mit

einem Mal Blumen, Gebüsche, hier und da ziemlich dichtes und hohes Gras, das beste Futter der ganzen Steppe; der Boden enthielt ziemlich viel Sand. Jetzt war während der ersten 30 Werst die Gegend fast vollständig eben, Hügel gar nicht vorhanden, nur stellenweise kleine Schluchten, 1 bis 2 Faden tiefe Einsenkungen.“ Erst auf der 30. Werst ändert sich die Landschaft. Die Sandhügel werden allmählich zahlreicher und die Steppe gewinnt das Aussehen jener Teile der Karakum, durch welche die Straßen von Chiwa nach Achal, Atek und Merw führen, wo zwar beweglicher Sand vorkommt, wo er aber nicht in solcher Menge vorhanden ist, daß er während eines Sturmes dem Reisenden gefährlich werden könnte. Eine kleine Strecke hinter Kojun-kui läuft die Straße von Pendschdeh nach Sserachs. Dieselbe ist auch für Wagen fahrbar, und Medemij-Chan ist auf derselben oft gegen Pendschdeh gezogen. Schwierigkeiten bietet sie nur auf einer drei Stunden langen Strecke zwischen Alt-Sserachs und Kojun-kui, ist aber für Artillerie passierbar. Als Lessar nach 13stündigem Ritt, während dessen die Temperatur (Mitte März) 24° C. erreichte, zu dem am Kuschk gelegenen Kele-burun gelangte, fand er dort mehrere Karawanen, aber alle bei denselben befindlichen Leute waren bewaffnet, und die Ssaryks, welche kein Vertrauen zu einer langen Dauer des Friedens zu haben schienen, beeilten sich, die kurze Ruhepause zu benutzen und ihre Waren nach Merw zu bringen. Bei Kele-burun erreichte Lessar die Straße, auf welcher er von Merw abgereist war, und kehrte auf derselben über Jol-otan in die Stadt zurück.

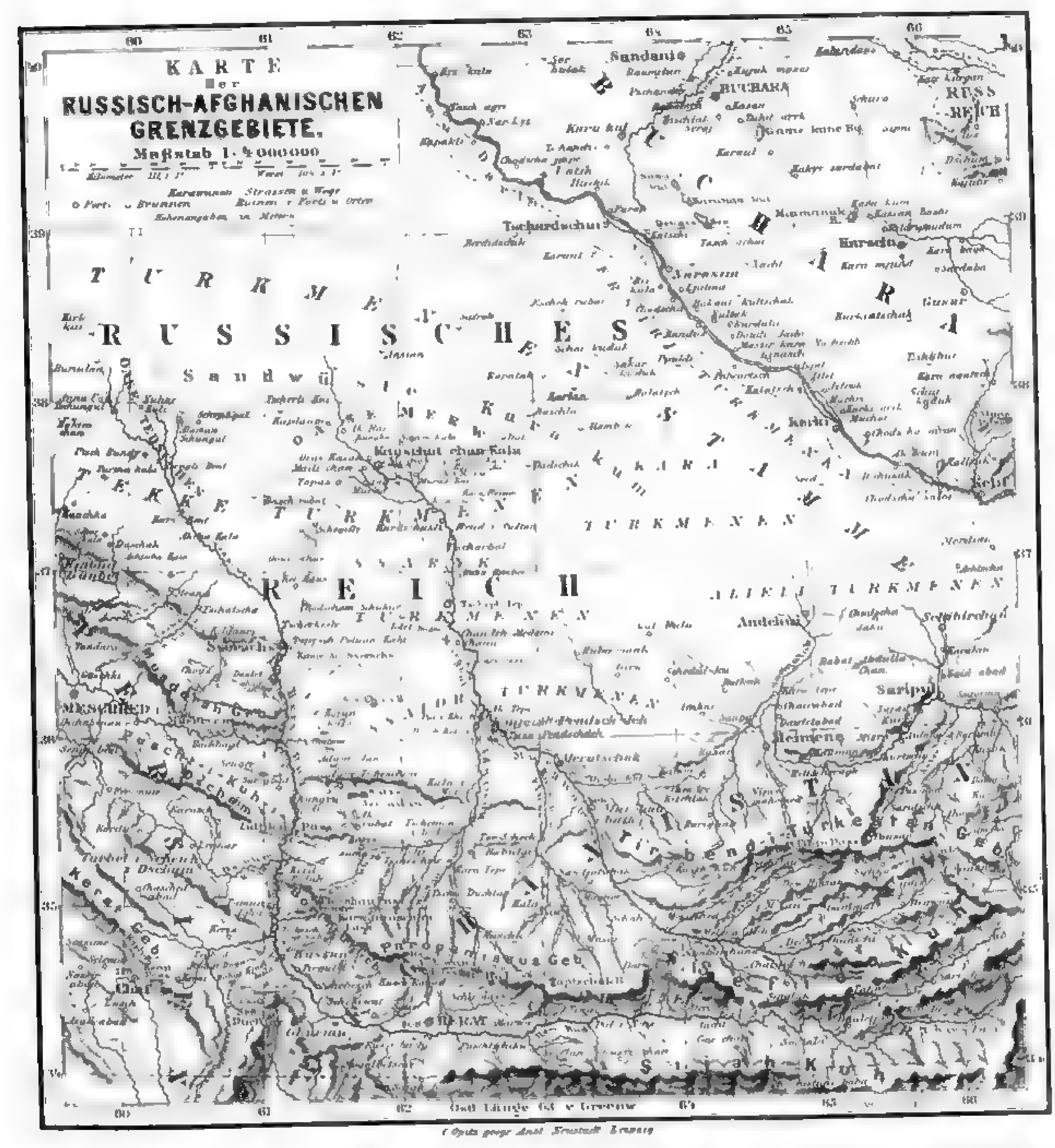
Die zweite Straße von Merw zur afghanischen Grenze führt über Sserachs, Kussan und Gorian nach Herat. Die Oase in südwestlicher Richtung durchschneidend, gelangt man 20 Werst hinter dem letzten Brunnen derselben nach Dasch-robat. Die Hügel beginnen allmählich zu steigen, der Boden wird fester, nur hier und da trifft man noch kleine Strecken Flugsand, und Sakssaul tritt an die Stelle der niedrigen Dorngestrüppe. Die Stämme des Sakssaul reihen sich längs des Weges zu einer Art Allee aneinander, weshalb diese Gegend Kutsche-kum (Kutsche = Straße, Kum = Sand) genannt wurde. Diese in der öden Steppe ungewöhnliche Erscheinung, welche man 5 Werst weit verfolgen kann, hat aber, so angenehm sie das Auge berührt, ihre unangenehme Schattenseite. Die Sakssaulstämme dienten früher den Ssaryks als willkommenes Versteck, in welchem sie im Hinterhalt lagen, um eine daherkommende Karawane zu überfallen. Hier überschreitet man die Wasserscheide zwischen dem Murghab und Herirud. Dasch-robat erhält sein Wasser noch von Merw her, hinter Kutsche-kum aber senkt sich das Terrain gegen den Brunnen Schegitli immer mehr, und erst hinter diesem beginnt wieder die Steigung. Der Brunnen Schegitli ist mit Sakssaul umgeben, etwa 8 Faden tief und enthält viel Wasser. Er gilt für den besten Brunnen auf dem ganzen Wege von Merw nach Sserachs.

Der Brunnen Schegitli ist 28½ Werst von Schor-kala entfernt. Auf dem Wege dahin sieht man nach etwa 2½ Werst seitab von der Straße eine Menge Brunnen, mehr als 100, von denen jedoch die meisten verschüttet sind. Als die Perser im Jahre 1860 gegen Merw zogen, lagerten sie lange an dieser Stelle und haben diese Brunnen gegraben. Bei denselben teilt sich die Straße: ein Arm führt nach Sserachs, ein anderer nach Tedschen. Früher lief ein Kanal von Schor-kala bis Schegitli, derselbe ist aber jetzt ausgetrocknet und von Flugsand überdeckt, und man erblickt ihn erst 5 Werst vor Schor-kala. Bei letzterem befinden sich Ruinen einer großen Festung und einzeln stehender Häuser. Herr Lessar, der auf der Reise nach Merw unweit des Brunnens übernachtete, hatte dort Gelegenheit, kennen zu lernen, wie man bei Begegnungen in der Wüste den Freund vom Feind zu unterscheiden sucht. Als im Morgengrauen aufgebrochen werden sollte und einige Leute zu den Brunnen gesandt wurden, um Wasser zu holen, kamen sie rasch mit der Botschaft zurück, daß sie beim Brunnen Menschen gesehen hätten. Was für Leute es waren vermochten sie nicht zu sagen, aber sie behaupteten, daß ihrer viele seien. Sofort geriet das ganze Lager in Allarm, die Pferde wurden zusammengetrieben, die Waffen in Bereitschaft gesetzt, und dann zwei Mann abgesandt, um auszukundschaften, woher die Ankömmlinge seien. Man hörte, wie sie die Leute beim Brunnen anriefen: Oi! Au! — der gewöhnliche Ruf der Tekke, wenn sie aus weiter Entfernung eine Unterredung einleiten wollen. „Wer seid Ihr?“ scholl es vom Brunnen herüber. — „Und wer seid Ihr?“ fragten Herrn Lessars Leute statt der Antwort zurück. — „Tekke sind wir! Vom Geschlecht Sitschmas!“ lautete die Antwort. Das konnte wahr sein und auch nicht; die ausgesandten Kundschafter beruhigten sich daher nicht bei dieser Antwort, sondern forschten weiter. Sie verlangten die Angabe von Namen einiger Leute aus Merw, um sich zu überzeugen, daß die Fremden wirklich aus dieser Stadt seien, und der Sprecher auf der andern Seite bemühte sich, möglichst viele Einzelheiten anzugeben, welche seine Vertrautheit mit den Merwer Verhältnissen, also seine Abstammung aus Merw nachweisen sollten. Nachdem die Fragesteller befriedigt waren, kam die Reihe, sich zu legitimieren, an sie, und auf der Gegenseite ging man mit



Das Thal von Merutschak.

nicht geringerer peinlicher Sorgfalt zu Werke, um sich zu überzeugen, daß man keine Räuber vor sich habe. Nachdem alle Bedenken beseitigt waren, näherten sich beide Teile, und nun erfuhr Lessar auch, daß seine Begleitung für eine persische Karawane gehalten worden und man sich bereits zum Angriff auf dieselbe



geröstet habe. Der Plan wurde unausführbar, nachdem die Tekke von Herrn Lessars Leuten bemerkt worden, denn zu einem offenen Angriff war die nur 20 Mann zählende Schar zu schwach.

Die Brunnen Schor kala liegen unweit der Ruinen der Festung auf dem Grunde eines Kanals, durch welchen Wasser von Daulet abad hierher geleitet wird. Das Wasser ist salzhaltig, wird aber von den Pferden noch anstandslos getrunken.

Die Straße führt von Schor kala durch Land, in welchem überall Spuren frühern Anbaues sichtbar sind. Von dem großen Aryk, welcher Wasser nach Schor kala führt und einst auch bis Schegitli reichte, zweigen sich viele Kanäle ab, durch welche das Land ringsum bewässert wurde. Sobald man sich Nias-abad nähert, geht der wellige Boden allmählich in eine Ebene über, in welcher die Ruinen der Tekke-Festung liegen. Dort befindet sich ein einziger Brunnen, dessen salziges, dumpfig schmeckendes Wasser die Pferde noch trinken, während die Menschen es nur bei großem Durst nicht verschmähen.

Hinter Nias abad beginnt der Boden wieder zu steigen, und man gelangt bald zu einem vertrockneten Kanal, der vom Herirud hierher geleitet wurde. Der Versuch, hier Ackerbau einzuführen, mißlang, da die Ernte so wenig ergiebig war, daß kaum soviel Körner geerntet wurden als man ausgesäet hatte. Dagegen erwies sich der salzhaltige Boden für Viehzucht vollkommen geeignet, und diese hat gute Fortschritte gemacht; die bei Alt Sserachs ansässigen Ssalors senden ihre Herden hierher zur Weide. Je weiter man nun kommt, desto besser wird der Boden. Schon in Naurus abad ist gutes Ackerland vorhanden, doch hat dasselbe keine große Ausdehnung. Die um Alt Sserachs herum liegenden Felder gelten für die besten, welche sich im Besitze von Turkmenen befinden.

Lessar bereiste im Jahre 1881 auch das persische Ufer des Herirud. Er wandte sich zunächst von Mesched längs des Flüßchens Kara su nach dem Dorfe Bachbagi. Dort hatte er Gelegenheit, einen Einblick in die persische Wirtschaft zu gewinnen und sich zu überzeugen, wie sehr begründet die geringe Achtung ist, welche die Turkmenen vor der Tapferkeit persischer Truppen besitzen. Es wimmelte überall von Soldaten. Als noch die Turkmenen zu fürchten waren, hatte keiner sich blicken lassen, jetzt aber, da der Feind nicht mehr zu fürchten war, fanden sie sich sofort ein, um die Bevölkerung zur Entrichtung der Abgaben zu zwingen. Die Tekke, welche Herrn Lessar begleiteten, erzählten diesem lachend, daß dies in Persien stets so gewesen sei: der Vali von Chorassan pflege seine Truppen stets in Gegenden zu dislozieren, in welchen ihnen keine Gefahr drohe, und da jetzt diese Gegend sicher sei, habe er sie hergesandt.

Eine gute, auch für Wagen brauchbare Straße führt von Bachbagi nach Südost, windet sich um den zwischen Herirud und Kara su hineinragenden Bergrücken Peskemer und erreicht, nachdem sich auf der 12. Werst die über die Berge führende Straße nach Pul i chatun abgezweigt, Surabad.

In Surabad oder — wie die Turkmenen den Ort nennen — Serewe fand Lessar einen der vielen Verwandten des Schah, einen Prinzen von Geblüt (deren offizieller Titel Schah Sade ist) als Kommandanten der teilweise wieder hergestellten Festung, in welcher 200 Soldaten lagen. Von Geschützen war nur eine Kanone vorhanden. Der Ort hat sich seit Herstellung geordneter Zustände im benachbarten Turkmenengebiet rasch gehoben: die Salors haben neue Hütten errichtet, die persische Regierung hat eine Kaserne für die Garnison erbaut und einen Basar angelegt.

Der Kommandant von Surabad wollte Herrn Lessar die Weiterreise nicht gestatten und ihn solange zurückhalten, bis er Verhaltungsmaßregeln aus Mesched eingeholt habe. Er berief sich auf seine Instruktion, und nur mit Mühe gelang es, ihm schließlich begreiflich zu machen, daß das Verbot, niemandem den Übergang über den Herirud gestatten, nur auf Leute Bezug habe, die vom östlichen Ufer kämen, keineswegs aber auf solche, welche von Persien sich in das Turkmenengebiet begeben wollten. Der Schah Sade gab zwar endlich nach, doch nur unter der Bedingung, daß einer seiner Leute Herrn Lessar nach Sserachs begleiten und daß dann der dortige Kommandant entscheiden sollte wie er wollte. Da Herrn Lessar daran liegen mußte, daß die Ssaryks von seiner bevorstehenden Ankunft nicht mehrere Tage vorher unterrichtet wurden, in welchem Falle sich leicht einige zu einem Angriff auf seine Begleitung entschließen konnten, erklärte er, daß er auf dem östlichen Ufer nach Sserachs reisen werde, und setzte dies durch die Drohung, sich in Teheran zu beschweren, auch durch. Als er nun den Mann verlangte, ließ der Schah-Sade ihm sagen, er werde ihn nachsenden, und Herr Lessar brach deshalb auf, aber wer nicht kam, das war der erwartete Perser. Der Schah-Sade mochte es doch für ratsam gehalten haben, keinen seiner Leute in das Gebiet der Ssaryks zu senden und den Russen sich selbst zu überlassen. Herr Lessar konnte daher gehen wohin er wollte, und er folgte der geraden Straße zum Herirud.

Der Herirud ist etwa 12 Werst von Surabad entfernt. Als man ihn erreichte war er fast völlig ausgetrocknet, und nur hier und da sah man noch in dem Bette kleine Tümpel, welche teils trinkbares, teils salziges, auch für die Pferde ungenießbares Wasser enthielten. Diese Tümpel lassen die Ansicht der Turkmenen, daß der Herirud um diese Zeit unterirdisch weiterfließe, begründet erscheinen. In Vertiefungen des Lehmbodens zurückgebliebenes Wasser müßte in zwei oder drei Tagen verdunsten, die vorhandenen

Tümpel erhalten sich aber den ganzen Herbst hindurch, was nur möglich ist, wenn ein unterirdischer Zufluß stattfindet.

Der Herirud wendet sich unweit des afghanischen Grenzortes Kussan nach Norden und fließt bis Pesch-robat durch anbaufähiges Land. Dann tritt er in einen Engpaß zwischen dem Borchut- und Kargola-Gebirge ein. Wo er nach einer Strecke von 20 Werst aus diesem herauskommt, ist auf dem linken Ufer hügeliges Land, während auf dem rechten Ufer bis Sulfikar-Derbent die Berge stellenweise bis zu 2 oder 3 Werst zurücktreten. Ebenes Land, welches durch Kanäle bewässert werden könnte, ist trotzdem sehr selten — bei Sulfagar und Gjarm-ab-Derbent — und auf dem linken Ufer sieht man nur in der Nähe von Sur-abad Spuren frühern Anbaues. Erst hinter Pul-i-chatun werden auf dem linken Ufer die Stellen häufiger, wo eine Bewässerung durch Kanäle möglich ist, während auf dem rechten nur auf kleinen Strecken bei Schir Tepe und Naurus-Abad Ackerbau getrieben wird. Der Fluß ist auf der ganzen Strecke von Kussan bis Pul-i-chatun 15 bis 20 Faden breit und führt während der Monate Januar bis Ende März viel Wasser, ist dann auch so reißend, daß eine Überfahrt unmöglich oder doch sehr gefährlich wird. Im April beginnt der Wasserstand schon rasch abzunehmen, und im Juni und Juli ist eine Fahrt über den Fluß nicht mehr mit Gefahr verbunden.

Je weiter man nun nach Norden kommt, desto mehr nimmt die Wassermenge ab. Ende Juli oder Anfang August ist das Flußbette nördlich von Kjafir-kale bereits vollständig ausgetrocknet, bei Pul-i-chatun aber, wo der Kara-su einmündet, füllt es sich wieder, und weiterhin bewirken die vielen, bei Nourus-abad entspringenden Quellen ein bedeutendes Steigen des Wassers. Bei Nourus-abad ist so viel Wasser vorhanden, daß es von dort stets bis zu den Ssalor-Niederlassungen bei Alt-Sserachs geleitet werden konnte und der Wasserzufluß in den Kanälen während des ganzen Jahres nicht unterbrochen wurde. Die völlig ausgetrockneten Strecken des Flußbettes um Kjafir-kala dagegen beginnen sich erst im November oder Dezember wieder zu füllen. In der Zwischenzeit sieht man nur stellenweise in Vertiefungen Wasser, teils trinkbares, teils salziges, welches, wie schon oben erwähnt, mit einer unterirdischen Strömung des Flusses zusammenhängt, die nach starken Regengüssen stets ein Anwachsen solcher Tümpel veranlaßt. Da südlich von Pul-i-chatun überall längs des Ufers Quellen entspringen, kann man die längs des Herirud führende Straße als hinreichend mit Trinkwasser versehen bezeichnen.

In Sserachs behauptet man zwar, daß der Herirud einst viel wasserreicher war als jetzt, aber Herr Lessar erklärt eine solche Annahme für sehr unwahrscheinlich. Der englische Reisende Burnes, der im September 1832 durch Sserachs reiste, fand den Herirud völlig ausgetrocknet. Er vermochte daher nicht zu glauben, daß das Flußbette, welches er vor sich sah, jenes des Herirud sei, sondern hielt ihn für einen Fluß, der irgendwo im nahen Gebirge entspringe.

Tedschen ist die Benennung des Herirud auf seinem Laufe nördlich und nordwestlich von Sserachs. Das Flußbette füllt sich dort nur in den wasserreichsten Zeiten des Jahres, wenn der Wasserstand im südlichern Bette des Flusses die größte Höhe erreicht hat. Dann führt aber der Herirud oft so viel Wasser, daß ein Überschreiten völlig unmöglich wird. Bei Karibend war der Herirud früher im Februar zuweilen gegen 12 Faden breit und 5½ Fuß tief, und O'Donnovan konnte in demselben Monat nördlich von Kangali-Guser über den Fluß fahren. Zuweilen war das Wasser noch tiefer, und dann war es wochen-, ja anderthalb Monate lang den Karawanen unmöglich, mit Kamelen von einem Ufer zum andern zu gelangen. Sie waren zu einem weiten Umweg über Alaman-Dschungul gezwungen, wo sie die Kanäle überschritten, welche die äußersten Ausläufer des Herirud sind.

Im Sommer versiegt auch der Tedschen, er löst sich in eine Menge kleiner, schmaler Teiche auf, welche wahrscheinlich unterirdisch mit den Flüßchen Tschatscha, Meana und Duschak in Verbindung stehen, denn in Vertiefungen zurückgebliebenes Wasser des Tedschen würde sich im heißen Sommer nicht so frisch erhalten können wie das Wasser in diesen kleinen Teichen. Je weiter nach Norden, desto spärlicher wird auch diese Wasserspur, und schließlich verschwindet sie in den 15 bis 20 Werst vom Ende des Tedschen entfernten Sümpfen.

Je näher man von Surabad Herirud kommt, desto reichlicher ist Wasser vorhanden. Früher war das Land bebaut, aber die unaufhörlichen Unruhen haben den Ackerbauer vertrieben. Bei Keris-Ilias, wo sich ein verfallener Turm und einige Ruinen von Festungswerken befinden, bemerkt man Spuren ehemaligen Anbaues. Auch weiterhin verraten zahlreiche Ruinen an den sich hier kreuzenden Straßen aus Kussan und Mosyn-abad nach Sserachs mit jener aus Serewe nach Kisil-bulak und Gürlen, daß hier einst eine gut bevölkerte Gegend mit lebhaftem Verkehr war. 10 Werst hinter Keris-Ilias entspringt die

Quelle Kisil-bulak. Herr Lessar fand sie, obwohl es schon spät im Herbst war, noch ziemlich wasserreich, aber das Wasser stand in kleinen Versenkungen, in denen es in Fäulnis überzugehen begann, und war sehr unsauber. Trotz der großen Wichtigkeit, welche hier Brunnen und Quellen für Reisende besitzen, denkt niemand daran, dieselben zu reinigen. Während der heißen Sommer erhält infolge dessen das Wasser einen dumpfigen Geschmack, und die Turkmenen pflegen es kurzweg für salzig zu erklären, während es doch nur durch Unreinlichkeit verdorben ist und durch Reinigung des Brunnens rasch wieder trinkbar gemacht werden könnte. In solchen Quellen mit in Fäulnis übergehendem Wasser finden sich hier in der Regel große Massen Blutegel, durch welche die Pferde viel zu leiden haben. Wenn sie in solchen Quellen getränkt werden, schlürfen sie mit dem Wasser auch die Blutegel ein, welche sich in der Kehle festsaugen und meist erst nach langen wasserlosen Märschen, wenn die Kehle des Tieres völlig ausgetrocknet ist, soweit hervorkommen, daß man sie aus dem Maul entfernen kann. Die Pferde werden in solchen Fällen



Russischer Vorposten (Tscherkesse)

matt und träge und magern ab, aber obwohl zuweilen auch Menschen in gleicher Weise durch die Blutegel zu leiden haben und sogar Todesfälle vorkommen, so lassen doch die Turkmenen die Quellen nach wie vor in ihrem gefahrdrohenden Zustand. Die Turkmenen, welche Herrn Lessar begleiteten, sahen, wie er das Wasser, bevor er es trank, durch ein Tuch laufen ließ, doch nur einer ahmte sein Beispiel nach, die übrigen knieten neben der Quelle nieder und sogen das schmutzige Wasser in den Mund.

Wilde Pastazien wachsen rings auf den Bergen, und im Herbste sind auf ihnen Nüsse in Menge vorhanden. Verhungern kann also ein Reisender um diese Zeit hier nicht. Die Turkmenen verlassen sich darauf, und da auf ihren Alamanen mitgenommener Proviant für sie eine Last sein würde, leben sie unterwegs, wenn sich nichts Besseres findet, fast ausschließlich von solchen Nüssen.

Die das Thal, in welchem die Quelle Kisil-bulak entspringt, einschließenden Felsen sind roter Sandstein, welchem wahrscheinlich auch die Quelle ihren Namen verdankt. Weiterhin trifft man längs des

Schor-jab noch mehrere Quellen mit süßem Wasser, welche sich jetzt alle in den salzhaltigen Bach ergießen, früher aber, wie man noch erkennen kann, abgeleitet wurden.

In dem hinter Kisil bulak aufsteigenden Borchut Gebirge sind keine großen Terrainschwierigkeiten zu überwinden. Schon jetzt ist die Straße zur Not auch für Wagen passierbar, und es würde nicht viel Arbeit erfordern, um sie entsprechend zu erweitern und zu verbessern. Die Gipfel der Berge erreichen eine Höhe von etwa 900 Faden vom Fuße aus gerechnet, und 3100 Faden über dem Meeresspiegel. Der Abstieg nach Süden ist leichter als der Aufstieg von Norden, und heute bereits für Wagen passierbar. Unangenehm ist in den Bergen der dort fast ununterbrochen wehende scharfe Nordwind, der oft zum Sturm wird. Herr Lessar zog durch den Borchut 2 mal im Regen, der jedoch nicht heftig war und den Boden nicht erweichte. Nördlich vom Borchut ist gewöhnlich, während in diesem der Sturmwind saust, alles ruhig, und je weiter man sich nach Süden von den Bergen entfernt, desto ruhiger wird auch dort die Atmosphäre, und in Kussan herrscht dieselbe Ruhe wie nördlich von den Bergen. Die Perser erzählten Herrn Lessar, daß man dieselbe Erscheinung in dem benachbarten Teil Persiens beobachte, welcher mit dem Borchut das Klima gemein habe. Davon soll jene Gegend den Namen Badchis erhalten haben; Bad heißt der Wind und chasten (dessen Wurzelwort „chis" ist) bedeutet „sich erheben". Die Tekke sind allerdings anderer Meinung und wollen von solcher Deutung des Wortes nichts wissen. Das Wort Badchis ist bei ihnen im Laufe der Zeit in Bai-kis korrumpiert worden, was „ein reiches Mädchen" bedeutet. Solche Veränderungen von Ortsnamen sind bei den Tekke, welche in Ermangelung schriftlicher Denkmäler ausschließlich auf die mündliche Überlieferung angewiesen sind, sehr häufig. So nennen sie z. B. das in neuerer Zeit so viel genannte Pendschdeh nicht mehr mit diesem alten Namen, sondern heißen es Pende, wodurch die von den Russen angenommene Bezeichnung des Ortes vollkommen gerechtfertigt erscheint. Auch der Name Merw ist durch den Namen Mary verdrängt worden, der vom Volke allgemein angewendet wird, während nur noch die Mullahs nach wie vor Merw schreiben.

Den Namen Borchut leiten sowohl Tekke als Perser von einem Heiligen dieses Namens ab, der vor undenklichen Zeiten in jener Gegend gelebt haben soll, aber niemand weiß etwas von den Thaten und Verdiensten dieses Heiligen zu berichten,

Brücke über den Murghab

und ebensowenig die Zeit, in welcher er gelebt hat, auch nur annähernd zu bestimmen. Man weiß nur, daß der heilige Mann den Umgang mit Menschen mied, im Gebirge von Nüssen und der Milch wilder Ziegen lebte, und mit den dort lebenden Tieren so vertraut war, daß sie sich gar nicht vor ihm fürchteten. So erzählen wenigstens die Tekke, die Perser wissen von dem Heiligen gar nichts zu berichten.

Auf dem Abhang des Borchut entspringt 36 Werst von Kisil Bulak die gutes Wasser enthaltende Quelle Chombou. Dem Lauf der Quelle folgend, gelangt man nach 2 Werst zu der Ruinenstätte Abdula-Chan. 6 Werst hinter Chombou teilt sich die Straße: westwärts führt sie über die Ruinen von Bengi keris nach Pesch Robat am linken Ufer des Herirud, südwärts oder eigentlich südwestwärts läuft sie nach Kussan, der ersten afghanischen Niederlassung am Herirud, 45½ Werst von Chombou entfernt.

Außer der direkten von Chombou nach Kussan führenden Straße ziehen zwischen dem Herirud und Murghab noch mehrere Straßen nach Süden, welche miteinander durch Seitenwege verbunden sind. Herr Lessar hat über dieselben Erkundigungen eingezogen und eine derselben, welche er als besonders wichtig bezeichnet, auch selbst kennen gelernt. Dieselbe zweigt sich von der soeben beschriebenen Straße bei den Ruinen von Kungrueli ab, führt von dort zunächst zu den Ruinen von Ak robat, wo in den Brunnen gutes Wasser reichlich vorhanden ist, wendet sich dann über Gürlen und Tschischme-i-sebs, wo zwei starke Quellen entspringen, und überschreitet den Borchut bei Karuan atan. Jenseits desselben spaltet sich die Straße abermals: ein Zweig führt durch ebenes Land nach Kussan, ein anderer über niedrige Hügel nach Schekiwan.

Die Forschungen Lessars haben festgestellt, daß eine zur afghanischen Grenze führende Bahn von Merw aus dem Laufe des Murghab folgen müsse, denn eine Wüstenbahn muß sich in Gegenden halten, wo sie Wasser findet, und solches ist reichlich nur im Murghab zu finden. Die Richtung ist also vorgezeichnet, in welcher über kurz oder lang das Dampfroß vom Kaspi-See zum Paropamisus gelangen wird. Aus dem bescheidenen Versuch einer Wüstenbahn mit dem Ausgangspunkt in Michailow, welche während des Tekke-Feldzuges entstanden, ist indessen eine Bahn hervorgewachsen, welche heute bereits eine stattliche Länge erreicht hat. Nachdem Rußland sich durch einen Vertrag mit Persien im Jahre 1884 den für die Entwickelung des Verkehrs zwischen der Küste des Kaspi-Sees und den inneren Turkmenengebieten hochwichtigen, früher wohlbebauten und blühenden Landstrich zwischen Aschabad und Sserachs gesichert hatte, wurden die Bahnarbeiten wieder aufgenommen, und im Juli 1885 war die Eisenbahn bereits bis Kisil Arwat festgestellt. Seitdem wird emsig an derselben weiter gebaut, und der wegen der afghanischen Grenzregulierung ausgebrochene Konflikt mit England hat die Arbeiten noch beschleunigt. Wegen des letztern sind die Arbeiten in der jüngsten Zeit mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt geblieben, und verläßliche Nachrichten über das Fortschreiten derselben werden kaum früher in die Öffentlichkeit dringen als bis die Bahn ihr nächstes Endziel Sserachs erreicht haben wird.

Den neuesten Nachrichten zufolge nähert sie sich demselben bereits und ist schon eine große Strecke über Aschabad hinaus fertig gestellt. Die Weiterführung der Bahn von Sserachs bis Merw ist beschlossen, und die Strecke Sserachs-Merw soll sicherem Vernehmen nach bis zum Herbste 1885 vollendet werden. Die Regierung hat sich beim Bau der Bahn genau an die Richtung gehalten, welche Lessar auf Grund seiner Forschungen für dieselbe empfohlen hatte: Annau, Gjaurs, Baba Durmas, Kaachka, Duschak, Meana, Tschaatscha, Sserachs. Bedeutende Bodenerhöhungen sind auf dieser Strecke nirgends vorhanden, ja das Terrain liegt stellenweise niedriger als der jetzige Niveau des Kaspi-Sees. Solche Stellen finden sich z. B. bei Aidin, und sie liefern den Beweis, daß der Herirud, der jetzt im Sande verläuft, nicht in früherer Zeit ein Nebenfluß des Amu Darja gewesen sein kann, sondern sich in den damals noch viel weiter als jetzt nach Osten reichenden Kaspi-See ergoß. Auch über Duschak hinaus, auf der von Lessar empfohlenen Route Meana-Tschaatscha-Sserachs stößt der Eisenbahnbau auf keine nennenswerten Schwierigkeiten. Solche würden sich erst, jedoch auch nicht in bedeutendem Maße, einstellen, wenn das von General Annenkoff ausgearbeitete Projekt einer Bahn via Mesched, Herat, Kandahar, Quetta, dessen Kosten, die Strecke Aschabad-Mesched mit eingeschlossen, auf 125840000 Mark veranschlagt werden, ausgeführt würde.[41])

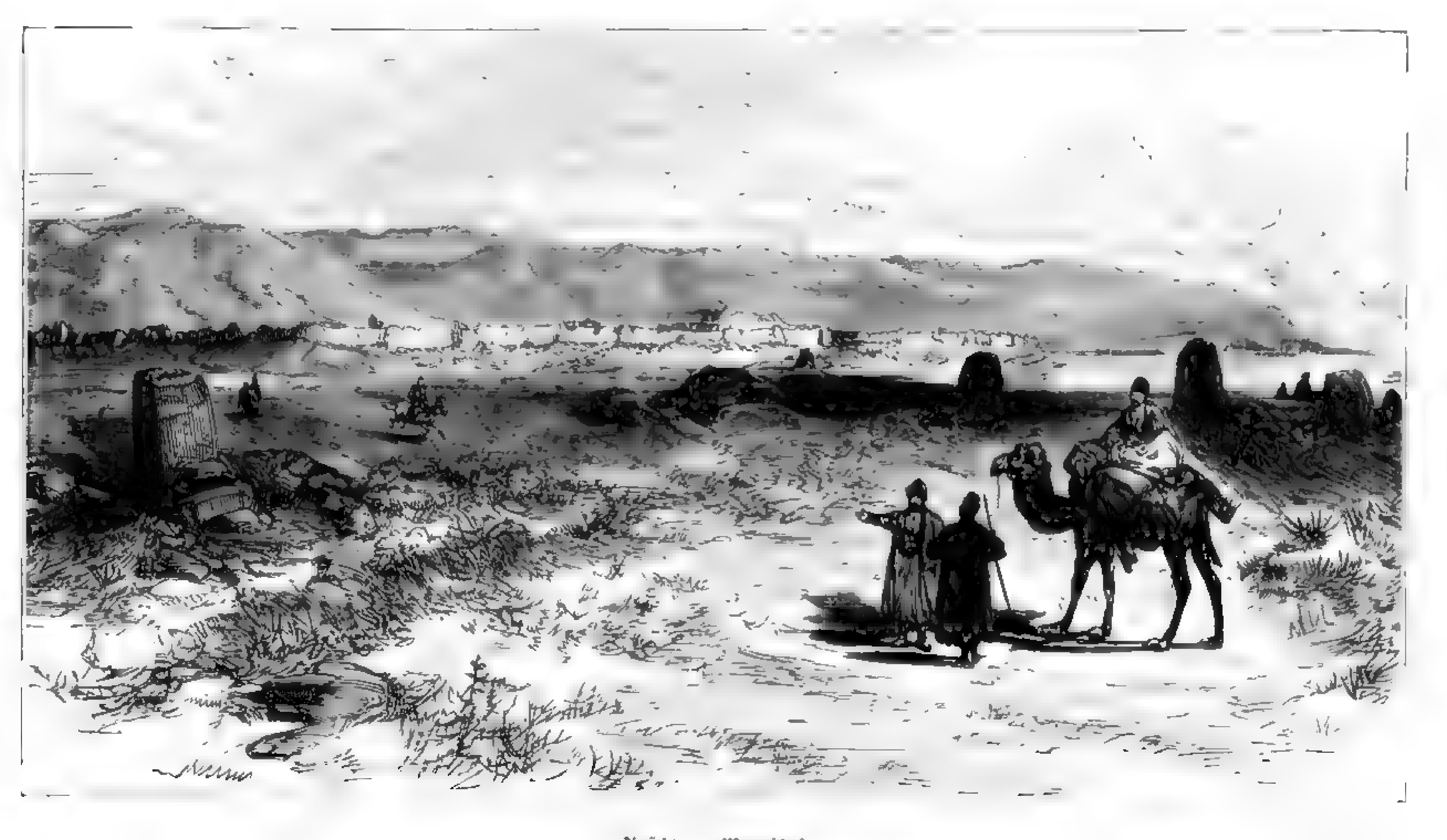
Je weiter die Bahn vorrückt, desto mehr gewinnen die großen Waffenplätze, welche Rußland im Laufe der Zeit im Kaukasus angelegt hat, an Bedeutung für den Fall eines Krieges mit Indien. Der Kaspi-See ist heute nur noch ein russisches Binnenmeer, nichts vermag die Verbindung zwischen dem Kaukasus und dem am andern Ufer des Sees gelegenen Michailow zu stören. Die Eisenbahn Tiflis-

41) Siehe Charles Marvin, The russian railway to Herat and India. London, Allen & Co. 1883.

Baku ermöglicht Rußland, Truppen, Munition und Proviant in 14 Stunden von Tiflis nach Baku zu bringen; die Überfahrt über den See nimmt heute, Aufenthalt durch Stürme nicht in Betracht gezogen, 24 Stunden in Anspruch; es kann also eine in Tiflis bereit gehaltene Truppenmacht in 2 Tagen am Ostufer des Kaspi-Seees zusammengezogen sein, von wo ihre Beförderung mit der Eisenbahn über Kisil Arwat (144 engl. Meilen) nach Aschabad (171 Meilen) rasch vor sich gehen kann. Auch wenn die Bahn nicht über Aschabad hinaus bis Sserachs verlängert wäre, sicherte sie in militärischer Beziehung Rußland einen gewaltigen Vorsprung vor England. Der Endpunkt der englischen Bahnen in Indien, Quettah, die äußerste indische Stadt, in welcher die Engländer eine Garnison unterhalten, ist auf dem Wege über Kandahar 772 Kilometer von Herat entfernt; die Russen stehen 5 Tagemärsche von Herat!

Sobald der Schleier, welcher das Gebiet zwischen dem Kaspi-See und der afghanischen Grenze verhüllt, gelüftet war und gute Karten die Kenntnis desselben erleichterten,[42]. trat sofort das Mißverhältnis zwischen der Lage Rußlands und jener Englands in bezug auf Afghanistan klar zu Tage. Nach dem Ausbau der Bahn neigt sich das Zünglein der Wage noch mehr auf die Seite Rußlands. Nur kurze Zeit noch, und es wird sich zeigen, welche gewaltige Verschiebung in allen Verhältnissen Asiens ein Vorrücken der russischen Grenze bis zum Hindukusch herbeiführen muß. Es ist ja zweifellos, daß man in Rußland einen Krieg mit England nicht wünscht, und Charles Marvin muß selbst zugestehen, daß ihn die Einmütigkeit überraschte, mit welcher man ihm gegenüber in Rußland allgemein die Idee eines aggressiven Vorgehens gegen Indien zurückwies — aber es giebt Momente im Völkerleben, in denen sich die zwingende Gewalt naturgemäßer Entwickelung mächtiger erweist als der Wille des mächtigsten Staatenlenkers, und ein solcher Moment scheint uns in Rußland nahe zu sein.

[42]) Die beste Karte des transkaspischen Gebietes ist bisher die von der kaukasischen Abteilung der kais. russischen geographischen Gesellschaft in ihren Iswestija Jahrgang 1881 Band VII Heft 1. veröffentlichte, nach welcher auch die Karte des transkaspischen Gebietes in Petermanns Mitteilungen. Jahrgang 1882 Tafel 17 bearbeitet wurde (auch bei unserer Karte Seite 54, benutzt)



Ansicht von Merutschak

Das afghanische Turkestan.

Nordwärts von den im vorigen Abschnitt geschilderten Gegenden dehnt sich bis zum Oberlauf des Amu Darja hin ein Land aus, welches auch zu jenen gehört, die in Europa in weiteren Kreisen nahezu unbekannt sind, von denen die Meisten kaum den Namen kennen. Das unter dem Namen des Afghanischen Turkestan zusammengefaßte Gebiet, ein Teil des Reiches des Emirs von Afghanistan, gehört wegen seiner reichen bewegten Vergangenheit und wegen seiner zahlreichen, noch undurchforschten Ruinen und seiner Denkmäler ehemaligen Glanzes zu den interessantesten Ländern Asiens. Furchtbare Kämpfe haben dort getobt, all die vielen Stürme, welche seit Jahrtausenden über Asien dahingebraust sind, haben dort ihre Spuren hinterlassen, und unter dem Fußtritt wilder Eroberer sind alle Errungenschaften einer hohen Kultur, welche dieses Land, das klassische Baktriana, frühzeitig aufzuweisen hatte, vernichtet worden. Die unheimliche Öde der Ruinenstätten ist an die Stelle des regen Handels- und Gewerbfleißes getreten, welcher schon vor tausenden von Jahren das Südufer des Amu Darja in blühendes Land mit volkreichen Städten verwandelt hatte.

Die ältesten Sagen des Menschengeschlechtes haften an diesen Gegenden. Im Gebiete von Bamjan erzählt man, daß Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradiese lange Zeit voneinander getrennt herumgeirrt. Sie trafen sich endlich in der Gegend des jetzigen Balch, welches nach der Umarmung, mit der sie sich begrüßten, Bahlaca oder Bahla, das ist „Ort der Begrüßung“ benannt wurde. Eine andere Sage nennt Kajumars, den Begründer der persischen Pischdadier Dynastie, als Erbauer von Balch, aber Kajumars ist identisch mit Adam, so daß auch nach dieser Sage Adam die Gründung Balchs zugeschrieben wird. Kajumars soll beim Anblick seines Bruders ausgerufen haben „Bal akh!“ (Wahrlich, das ist mein Bruder!), wovon die an jener Stelle gegründete Stadt den Namen Balch erhielt. Die Sage bezeichnet auch den Amu als einen der Flüsse des Paradieses, und später soll Abraham hier gelebt und aus Baktriana seine Wanderung in das gelobte Land angetreten haben.

Neben diesen Sagen, welche die Entstehung Balchs in die ersten Zeiten des Menschengeschlechtes zurückführen, finden sich andere, die ihm kein so hohes Alter zuschreiben, sondern es von späteren Perserkönigen gegründet werden lassen. Auch der Assyrerkönig Ninus wird mit Balch in Verbindung gebracht. Nach dem Bericht des Diodorus Siculus verdankte er die Einnahme der Stadt nur der Klugheit der Frau eines seiner Feldherren, der spätern Königin Semiramis.

Die historischen Nachrichten über Balch reichen tief ins graue Altertum zurück. Der Vater der Geschichte Herodot berichtet uns bereits bei der Aufzählung der unter Darius Hystaspes im Perserreich

vorhandenen Satrapien, daß die 12. Satrapie die Wohnsitze der Baktrer umfaßte, welche mit den zur 16. Satrapie gehörigen Partern, Chorasmiern, Sogdianern und Ariern am Amu Darja wohnten. Balch war damals einer der bedeutendsten Handelsplätze Zentral-Asiens. Mehr Licht verbreitete aber über diese Gebiete erst der Feldzug Alexander des Großen. Die Geschichtschreiber, welche uns über die Begebenheiten auf demselben berichten, schildern auch die betreffenden Länder ausführlich. Bei der Teilung des Reiches nach Alexanders Tode wurde Baktriana eine Provinz des Seleuciden-Reiches, machte sich jedoch bald selbständig, und Teodotus wurde der Gründer eines griechisch-baktrischen Reiches. Er nahm den stolzen Titel „Beherrscher der 1000 Städte Baktriens" an und erhob Balch zur Hauptstadt des neuen Reiches. Dieses Reich bestand fast 200 Jahre, aber seine Ausdehnung änderte sich während dieser Zeit wiederholt. Namentlich durch die erfolgreichen Kriegszüge des Königs Eukratides wurde es sehr vergrößert. Es umfaßte zur Zeit seiner größten Ausdehnung fast das ganze gegenwärtige Afghanistan und auch noch einen Teil Indiens, in welches der „große Herrscher" Eukratides, wie ihn Justinus nennt, mehrere Feldzüge unternahm. Schon unter seiner Regierung zogen sich aber die Gewitterwolken zusammen, welche dem Reiche den Untergang bringen solten. Parther und Skythen pochten bereits an die Pforten desselben, und Eukratides erlebte es noch, daß mehrere Provinzen Baktriens von ihnen besetzt wurden. Im Jahre 126 v. Chr. hatten sie bereits das ganze Reich erobert, und im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bildet Baktrien eine Provinz des indisch-skythischen Reiches, welches Kwéi-schwang gründete, nachdem er die Yuetschi, die Bezwinger des baktrischen Reiches besiegt hatte.

Im 6. Jahrhundert finden wir Baktriana im Besitz der Türken, deren Reich jedoch nur von kurzer Dauer war und sich bald in mehrere kleine Fürstentümer auflöste, welche der chinesische Reisende Sian-Tsjan unter dem Namen Tou-cho-lo (Toucharä), das ist Tocharistan, zusammenfaßt.

„Nachdem man das „Eiserne Thor" passiert hat," erzählt Sian-Tsjan, „gelangt man in das Reich Tou-ho-lo. Dies umfaßt ein Gebiet von 1000 Li in der Richtung von Süd nach Nord, und von 3000 Li von Ost nach West. Im Osten wird es begrenzt von den Bergen des Tsong-ling, im Westen berührt es Persien. Im Süden grenzt es an große Schneeberge, im Norden stößt es an das „Eiserne Thor". Der große Strom Po-tchou (Oxus, Watch) fließt in der Mitte des Landes, in dem er sich nach Westen richtet. Schon seit mehreren Jahrhunderten ist das königliche Geschlecht in diesem Lande ausgelöscht. Die mächtigen Häuptlinge haben sich nach langem Zwist ein jeder den Titel eines Herrschers beigelegt und haben dann, indem sie sich für geschützt hielten (vor den Einfällen der äußeren Feinde) durch die Ströme und natürlichen Hindernisse, das Reich Tou-ho-lo (Toukhara) in 27 Teile geteilt (Staaten). Wenngleich aber nun ihre Gebiete streng gesondert sind, so sind sie doch in ihrer Gesamtheit den Toukioue (den Türken) untergeben. Da die Temperatur hier stets eine sehr bedeutende ist, so sind die Epidemieen sehr häufig. Zu Ende des Winters und zu Beginn des Frühjahrs finden hier ununterbrochene Regen statt. Darum sind hier im südlichen Teile des Landes, nördlich von Lan-Po, die Epidemieen stark verbreitet. Infolgedessen ziehen sich alle Frommen (Bewohner) am 16. Tage des 2. Monats in feste Wohnungen zurück und treten nur am 15. Tage des 5. Monats wieder hervor. Dieser Brauch ist durch die Übermenge von Regen bedingt. Die religiösen Vorschriften, die hier gegeben werden, sind den Verhältnissen der Jahreszeiten angepaßt. Die Bewohner sind schlaff ihrem Charakter nach und feige; sie sind von gewöhnlicher und unedler Gestalt, sie haben einige Begriffe vom rechten Glauben." „Ihre Umgangssprache unterscheidet sich ein wenig von den Dialekten der anderen (benachbarten) Völker. Ihre Schrift besteht aus 25 Zeichen, aus deren Verbindung sich die Bezeichnungen aller Gegenstände ergeben. Die Bücher werden quer beschrieben und sind von links nach rechts zu lesen." „Die Mehrzahl der Bewohner kleidet sich in Baumwollenzeug, wollenes Gewebe wird wenig getragen. Im Handelsverkehr bedienen sie sich goldener, silberner und anderer Münzen, welche sich in ihrer Form von den Münzen anderer Staaten unterscheiden." [45])

Balch war zur Zeit des chinesischen Erdbeschreibers eine große und volkreiche Stadt. „Das Reich Po-ho (Balch)," schreibt er, „besitzt einen Umfang von 800 Li von West nach Ost und von 400 Li von Nord nach Süd. Die Nordgrenze des Reiches ist der Po-thou (Amu Darja). Die Hauptstadt besitzt einen Umfang von 20 Li. Sie wird allgemein die kleine Kaiserstadt genannt. Wenngleich sie gut befestigt ist, so ist sie nur schwach bevölkert. Die Erzeugnisse des Bodens sind sehr mannigfaltig, es würde schwer halten, sämtliche Blumenarten abzuzählen, die hier im Wasser und auf trockenem Boden wachsen. Es

[45]) Zitiert aus Jaworskij, Reise der russischen Gesandtschaft nach Afghanistan in den Jahren 1878 und 79. Jena, Hermann Costenoble, 1885, Band I, Seite 202.

finden sich hier 100 Klöster, und in diesen etwa 3000 fromme Leute, die alle der Lehre des „petit Véhicule" (Hinayâna) folgen." Balch war nämlich damals ein Zentralpunkt des Buddhismus, der im ganzen Thal des Amu große Verbreitung gefunden und den Parsismus zurückgedrängt hatte. Auch die christliche Lehre begann um jene Zeit wieder Boden zu gewinnen. „Das gleichzeitige Auftreten der drei Religionen an ein und demselben Ort und unmittelbar nebeneinander," sagt Jaworskij, „berechtigt uns einerseits zu der Vermutung, daß die eingeborene Bevölkerung iranischer Abstammung, und nicht minder auch die Fremdlinge aus den Türkenstämmen sich durch eine hohe Toleranz ausgezeichnet haben; andererseits läßt es sich denken, daß die Lehre Zoroasters zu dieser Zeit in bedeutendem Maße an Kraft und Einfluß bei der hiesigen Bevölkerung verloren habe. Es ist das übrigens auch sehr leicht begreiflich und mußte sich als naturgemäße Folge der politischen Umwälzungen ergeben, die das Land im Laufe mehrerer Jahrhunderte bis auf die erwähnte Epoche durchzumachen gehabt hatte." [44])

Das Christentum hatte im alten Baktrien kaum Fuß gefaßt, als der Sturm, der zu Ende des 7. Jahrhunderts über Zentral-Asien dahinbrauste, die junge Saat fast völlig vernichtete. Die Araber, die in das Land eindrangen, verbreiteten mit Feuer und Schwert die Lehren Mohammeds, und nur in Chorassan erhielten sich noch eine Zeitlang einige Christengemeinden. Im Jahre 705 fiel Balch, die Hauptstadt Baktriens, in die Hände der Araber, und bald darauf wurde es durch den Feldherrn Acher-ben-Keis zerstört. Es lag nicht lange in Trümmern. Der arabische Statthalter von Chorassan, Nahr-ben-Sajar erbaute es schon im Jahre 742 aufs neue, und nun begann eine Glanzperiode für die Stadt und das Land. Während der ganzen Regierungsdauer der Ssamaniden, bis ans Ende des ersten Jahrtausends, war Balch, das den Beinamen Kubbet el Jlm (Kuppel der Wissenschaft) führte, die Pflanzstätte einer neuen Kultur, welche nach der Sturm- und Drangperiode der Eroberung durch die Araber zur Entwickelung gelangte, und eine Menge berühmter Männer sind aus der Stadt hervorgegangen. Als gegen Ende der Regierung der Ssamaniden die Seldschuken ins Land eindrangen und in Balch sich festsetzten, vermochten die räuberischen Horden die festgewurzelte Kultur nicht mehr zu unterdrücken. Die Länder am Amu erreichten vielmehr erst im 12. Jahrhundert den Höhepunkt ihrer Entwickelung, und neben der Seldschukenhauptstadt Merw wird von allen Reisenden und Geographen Balch als eine blühende Kulturstadt gepriesen.

Der arabische Geograph Edrise, der Balch im 12. Jahrhundert besucht hat, schildert dasselbe folgendermaßen: „Balch, in einer Niederung gelegen, in einer Entfernung von 12 Meilen von den Bergen, ist die Hauptstadt des Türkenlandes. Es ist das Hauptquartier ihrer Armee und die Residenz ihrer Herrscher und Richter. Es finden sich hier schöne Basare, auf denen ein bedeutender Handel getrieben wird, und woselbst alle Luxusartikel und Gegenstände des Handels zu finden sind. Die Stadt hat 7 Thore. Ihre Vorstädte sind in blühendem Zustand und gut bevölkert, sie treiben Industrie und Handel. Die große Moschee befindet sich im Zentrum der Stadt und ist von Basaren umgeben. Die Stadt ist an den Ufern eines Flüßchens gelegen. Es fließt dieses bei dem Thor Nju-Bechar und bewässert die Umgebung der Stadt, woselbst überall Wein- und Obstgärten zu sehen sind und Schulen für die Studierenden und aller Art andere Leute, die dem Studium der Wissenschaften dienen. In dieser Stadt befinden sich große Reichtümer. Es sind hier viele ansehnliche Männer und Kaufleute vorhanden. Überhaupt macht sich allerorts bedeutender Wohlstand und Vermöglichkeit bemerkbar." Ein anderer Reisender, der Balch um jene Zeit sah, Yakut, berichtet, daß sich dort 1200 Moscheeen und 1200 Bäder, sowie 10 Bibliotheken befanden, deren eine 200 sehr wertvolle Bücher enthielt — bei der Kostbarkeit der Bücher in damaliger Zeit schon ein sehr großer Bücherschatz. „Gerade in den verschiedentlichsten Bibliotheken dieser Stadt," schreibt er, „habe ich mich nahezu die ganze Zeit, die ich hier verbracht habe, aufgehalten, indem ich beim Genuß des wissenschaftlichen Studiums Vaterland und Familie vergessen hatte, hier habe ich nahezu sämtliche Materialien angesammelt, die mir bei der Abfassung dieses Buches und meiner anderen Werke gedient haben."

Solcher Blüteperiode im 12. Jahrhundert folgte ein rascher, unerwarteter Verfall im 13. Jahrhundert, und von dem Schlage, der damals das Land getroffen, hat es sich bis heute noch nicht erholt. Die wilden Mongolenhorden Tschingis-Chans, welche auf ihrem Zuge überall nur Leichen und rauchende Trümmer hinter sich zurückließen, kamen auch nach Baktrien. Nichts vermochte sie aufzuhalten, nichts den Untergang der blühenden Städte zu verhindern. Jene, die sich widerstandslos unterwarfen, wurden ebenso zerstört wie die mit stürmender Hand genommenen. Wenn Merw, dessen Bevölkerung von Abul Ghazi

[44]) Jaworskij, Reise der russischen Gesandtschaft nach Afghanistan. I. Band, Seite 204.

Behadur Chan auf 1300000 Seelen geschätzt wurde, der völligen Vernichtung nicht zu entgehen vermochte und seine Bewohner unter die mongolischen Krieger als Sklaven verteilt wurden (jeder Mongole erhielt 400 Gefangene[1]), so konnte auch Balch auf keine Schonung rechnen. Die Bevölkerung hatte Tschingis-Chan durch eine Gesandtschaft ihre Unterwerfung anzeigen und ihn um Schonung bitten lassen, aber er verweigerte dieselbe, weil der Sultan Dschelel ed Din noch lebe, und Balch, wenn es verschont bliebe, sich später zu gunsten seines frühern Herrschers gegen die Mongolen erheben könnte. So entging denn auch Balch der Zerstörung nicht, die Bevölkerung wurde niedergemetzelt, die Festungswerke geschleift, die Stadt ein Raub der Flammen.

Baktriens Blüte war dahin. Als der arabische Reisende Ibn Batuta 100 Jahre nach dem Mongoleneinfall Zentral-Asien bereiste, war das Land weit und breit noch mit Ruinen bedeckt. Die meisten der durch Tschingis-Chan zerstörten Städte erhoben sich nicht mehr aus den Trümmern. Dafür sorgten schon die Herrscher, unter deren schwerem Druck die Bevölkerung in der Folgezeit seufzte. Schlimme Tage kamen für Baktrien unter der Herrschaft Timurs. Balch, das sich seit der Zerstörung durch Tschingis-Chan allmählich wieder aus den Trümmern erhoben hatte, wurde durch Timur im Jahre 1369 abermals zerstört. Am 8. April desselben Jahres wurde Timur Beg oder Tamerlan von den Häuptlingen der Mongolen in Balch zum Emir von Maverran nahr (Transoxanien) ausgerufen. Der mongolischen Sitte gemäß wurde bei dieser Proklamierung der Erwählte auf einem weißen Filz emporgehoben.[43])

Wie langsam sich Balch nach dieser abermaligen Zerstörung erholte, erfahren wir durch den Bericht des Ruy Gonzalez de Clavijo, welcher von Heinrich III. von Kastilien an den Hof Timurs gesandt wurde. Er fand die Stadt im Jahre 1404 von einem Erdwall umgeben, welcher zwar stellenweise 30 Schritte breit, aber an mehreren Stellen zerstört war. Wälle durchschnitten die Stadt der Länge nach von einem Ende zum andern und teilten sie in 3 Abteilungen, deren erste völlig unbewohnt war und nur viele Baumwollenpflanzungen enthielt, während die zweite schwach, die dritte Abteilung aber stark bevölkert war.

Kaum hatte sich Balch ein wenig erholt, so kamen neue Kriegsdrangsale. Die Schreckenstage Tschingis-Chans kehrten wieder, raubgierige Usbeken-Scharen, welche den seinen nichts nachgaben, ergossen sich unter Anführung Scheibans über das Thal des Amu Darja, und die Kunde von schrecklichen Greuelthaten ging vor ihnen her. Die Bevölkerungen wurden in die Sklaverei geschleppt, durch Folterqualen den Reichen das Geständnis entrissen, wo sie ihre Schätze verborgen hatten. Das von Timur begründete Reich brach zusammen.

Gleich der Ruhe nach dem Gewitter pflegte in Asien auf die großen Völkerstürme stets eine kürzere oder längere Friedenspause zu folgen, während welcher ein Herrscher die Wunden zu heilen suchte, die der Krieg geschlagen. Abdullah Chan, einer der bedeutendsten Herrscher aus der Scheibaniden-Dynastie (geb. 1533 oder 1538, gest. 1597), fand während der vielen Kriege, welche er führte, doch noch Zeit, sich um die Hebung des Wohlstandes seiner Unterthanen zu kümmern. Eine Menge Ruinen großer Bauten erinnern heute noch an seine Regierung, und die Erinnerung an dieselbe hat sich im Volk noch so rege erhalten, daß jedes bedeutende Bauwerk, welches sich im Lande befindet, ihm zugeschrieben wird.

Die Beziehungen Hoch-Asiens zu Europa waren im Laufe der Zeit völlig erloschen. Das erste Volk, welches sie wieder auffrischte, waren die Russen. Von 1640 bis 1650 weilte in Balch ein russischer Gesandter, Boris Pasuchin, dessen Dolmetsch Nikita Medwedew war. Der Gesandte erlangte von Supchom-Kuli Chan für den russischen Großfürsten Alexei Michailowitsch das Versprechen, daß er einer Gesandtschaft desselben auf dem Wege nach Indien Schutz gewähren wolle. Alexei Michailowitsch, der zweite Zar aus dem Hause Romanoff, sandte dann im Jahre 1675 eine Gesandtschaft nach Asien, welche aus 3 Russen — Wassily Alexandroff Daudoff, Nikiphor Wenjukoff, Iwan Schapkin — und einem Bewohner Astrachans, Mahomed Jussuf Kassimoff bestand. Daudoff und Wenjukoff blieben am Hofe des Emirs von Buchara, die beiden anderen Gesandten aber gingen über Balch nach Kabul, um sich von dort nach Indien zu begeben. In Balch fanden sie einen Chan, der von dem Mongolenreich abhängig war. Er nahm sie freundlich auf, und es gelang den Gesandten, ihn so für Rußland einzunehmen, daß er mit dem heimkehrenden Kassimoff eine Gesandtschaft nach Moskau sandte.

Und noch einmal wurde nun Baktrien von einem verheerenden Sturm heimgesucht, der die letzten Reste von Kultur hinwegfegen zu wollen schien. Nadir Schah, der sich an der Spitze seiner Räuberbande

[43]) Vambery, Geschichte Bocharas oder Transoxaniens. Stuttgart, Cotta, 1872, I. Band, Seite 187

einen gefürchteten Namen gemacht hatte und 1729 von Schah Thamasp zum Oberfeldherrn ernannt worden, hatte Thamasp vom Throne gestürzt und dessen Sohn Abbas an seine Stelle gesetzt. Nach Abbas III. Tode wurde er im Jahre 1736 selbst zum Schah von Persien gewählt. Das Glück blieb ihm



Das Grab Kains bei Sserachs (Innenansicht).

hold und er kämpfte mit großem Erfolg mit dem Großmogul, aber seine Grausamkeit hatte ihm viele Feinde geschaffen, und er wurde im Jahre 1747 von 4 seiner Feldherren meuchlings ermordet. „Auf den Trümmern seines ephemeren Reiches erhob sich dann das afghanische Reich unter der Herrschaft



Das Grab Kains bei Sserachs (Außenansicht).

der Saddosaer- (Sidusdhis, Söhne des Sida) Durani. Balch und die anderen Städte jenseits des Amu wurden dem neuen Reiche einverleibt.

„Zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts, als das afghanische Reich bereits zerfallen war, erinnerte das Amuthal in seinen politischen Zuständen an das alte Tocharistan des Stan Tsjan. Es hatten sich

hier eine Menge gesonderter, voneinander mehr oder weniger unabhängiger usbegischer Chanate gebildet. Das Chanat Chulum erlangte unter der Regierung von Kilitsch-Ali-Chan zeitweise einen größern politischen Einfluß im Amuthal, als sonst ein anderer Staat. Mir-Abdul-Kerim bezeugt, daß das Land zur Regierungszeit dieses Chans eine gewisse Blüte errungen hatte. Aber schon 1823 bemächtigte sich der „Usurpator von Kundus“ Murad Bey des Chanats und zwang die gesamte Bevölkerung von Chulum zur Übersiedelung nach Kundus, woselbst sie fast bis auf den letzten Mann durch das Fieber aufgerieben wurde. Von Chulum blieben gerade so gut als wie von Balch nur Ruinen zurück.“ Das obere Amuthal war eine Wüste, als am Anfang dieses Jahrhunderts der Engländer Moorcroft es (1824—1825) bereiste, der mit allen seinen Begleitern dort ein Opfer der bösartigen Fieber wurde. Die Europäer, die ihm seither auf der von ihm zuerst betretenen Bahn gefolgt sind — Burnes (1822), Wood und Dr. Lord (1838—1839), Burslem und Start, sowie Stoddart und Conolly (1840), Ferrier (1845) und die russische Gesandtschaft nach Afghanistan (1878) — konnten nur über Trümmer ehemaliger Größe berichten. Ferrier hatte Maimene, Balch, Tasch-Kurgan und vor ihm seit Jahrhunderten von keinem Europäer betretene Gegenden besucht und war in weitem Bogen nach seinem Ausgangspunkte Herat zurückgekehrt.

Die Nordgrenze des heute zum Reiche des Emir gehörigen afghanischen Turkestan reicht bis zum Amu-Darja, jenseits dessen bucharisches Gebiet beginnt. Unweit des bucharischen Dorfes Tschuschka Gjusar befindet sich eine Überfuhr. Beide Ufer sind dort flach und öd, nur hier und da erheben sich Sandhügel. In weiter Ferne begrenzen die nur in schwachen Umrissen erkennbaren Höhen des Hindukusch die Aussicht. In roh gezimmerten Booten, in welchen auch Pferde und Kamele Aufnahme finden können, fährt man über den breiten und ziemlich reißenden Strom. Primitiv wie die Boote selbst ist die Art und Weise der Überfahrt. Ein Pferd, an dessen Zaum ein Seil befestigt ist, wird aus dem Boot ins Wasser gelassen, und zwei am Vorderteil des Bootes stehende Leute halten das Seil. Die Strömung macht zwar ein Hinüberziehen des Bootes durch das Pferd unmöglich, aber dies soll dasselbe auch nicht thun, sondern nur bei der Überfahrt als eine Art Steuerruder dienen, indem es dem Boot eine Seitenbewegung giebt. Ein Steuerruder, das viel bessere Dienste leisten würde, ist hier unbekannt! Die Boote gelangen, von der Strömung hinabgetrieben, an das andere Ufer in einer schiefen Linie, welche nach dem Parallelogramm der Kräfte eine Komponente der Strom- und Pferdekraft bildet. Am andern Ufer angelangt, muß dann das Boot längs desselben stromaufwärts gezogen werden, bis eine Stelle erreicht ist, welche genügend hoch über dem Abfahrtspunkte liegt, um in gleicher Weise die Rückfahrt zu demselben ausführen zu können. Ein Boot beschreibt daher auf der Hin- und Rückfahrt ein Dreieck, dessen Seiten jede etwa 5 Werst lang sind. Um den etwa 2 Werst breiten Strom zweimal zu durchschiffen, muß man also hier etwa 15 Werst zurücklegen, und da die Zentral-Asiaten bekanntlich jede Arbeit recht bedächtig verrichten, ist es nicht möglich, im Laufe eines Tages mehr als zweimal hinüber und herüber zu fahren. Große Karawanen brauchen mehrere Tage, um ans andere Ufer zu gelangen.

Die Ausschiffung an dem vom Strom unterwaschenen Ufer ist auch kein leichtes Stück Arbeit. Über sumpfigen Boden, in welchen die Pferde tief einsinken, geht es dann weiter, bis man ein kleines, von Usbegen bewohntes Dorf erreicht. Hinter dem Dorf beginnt die öde Wüste, in welcher auf den Sandhügeln nur noch Saksaul wächst.

Endlich tauchen gegen Süden in weiter Ferne die Umrisse von Bergen auf, und bald darauf werden rechts und links vom Wege Ruinen sichtbar, die traurigen Reste einer großen Stadt, welche einst hier stand und mehrere Quadratwerst bedeckte. Zwischen den Trümmerhaufen stehen noch einige ziemlich erhaltene Gebäude, Thorbögen, Turmreste und mit Kuppeln überwölbte Bauten, unter welchen der Reisende zur Not ein Obdach finden kann, wenn ihn auf seinem Wege der furchtbare Buran, der Sandsturm überfällt. Mitten in dem wüsten Trümmerfeld erblickt man plötzlich die goldenen Ähren eines Weizenfeldes, welches die Nähe menschlicher Wohnungen ankündigt, die man doch weit und breit nicht zu erblicken vermag. Erst einige Werst weiter wird ein Wäldchen sichtbar, und wenn man näher kommt gewahrt man zwischen dem Laub die Hütten eines Dorfes, welches an einem vom Balchstrome hierher geleiteten Arik liegt, durch den auch die in den Ruinen gelegenen Weizenfelder bewässert werden. Das Dorf Karschinak zählt etwa 200 Häuser, die durch ihre absonderliche Bauart überraschen. Die meisten sind kuppelförmig gebaut und gleichen versteinerten Jurten, einzelne aber sind mit mehreren Kuppeln versehen, eine Bauweise, die man in ganz Turkestan, wo alle Häuser viereckig und mit flachen Dächern versehen sind, nicht antrifft. Die Umgegend ist, dank dem Arik, fruchtbar und gut bebaut, das Dorf von Kornfeldern und Obstgärten umgeben.

Von Karschiak führt die Straße an einigen Kischlaks und vereinzelten kleinen Ackerfeldern vorbei nach dem 25 Werst entfernten Dörfchen Maidan, bei dem sich eine kleine Festung befindet, und von dort kann man in zwei kleinen Tagemärschen die Stadt Masari-Scherif erreichen.

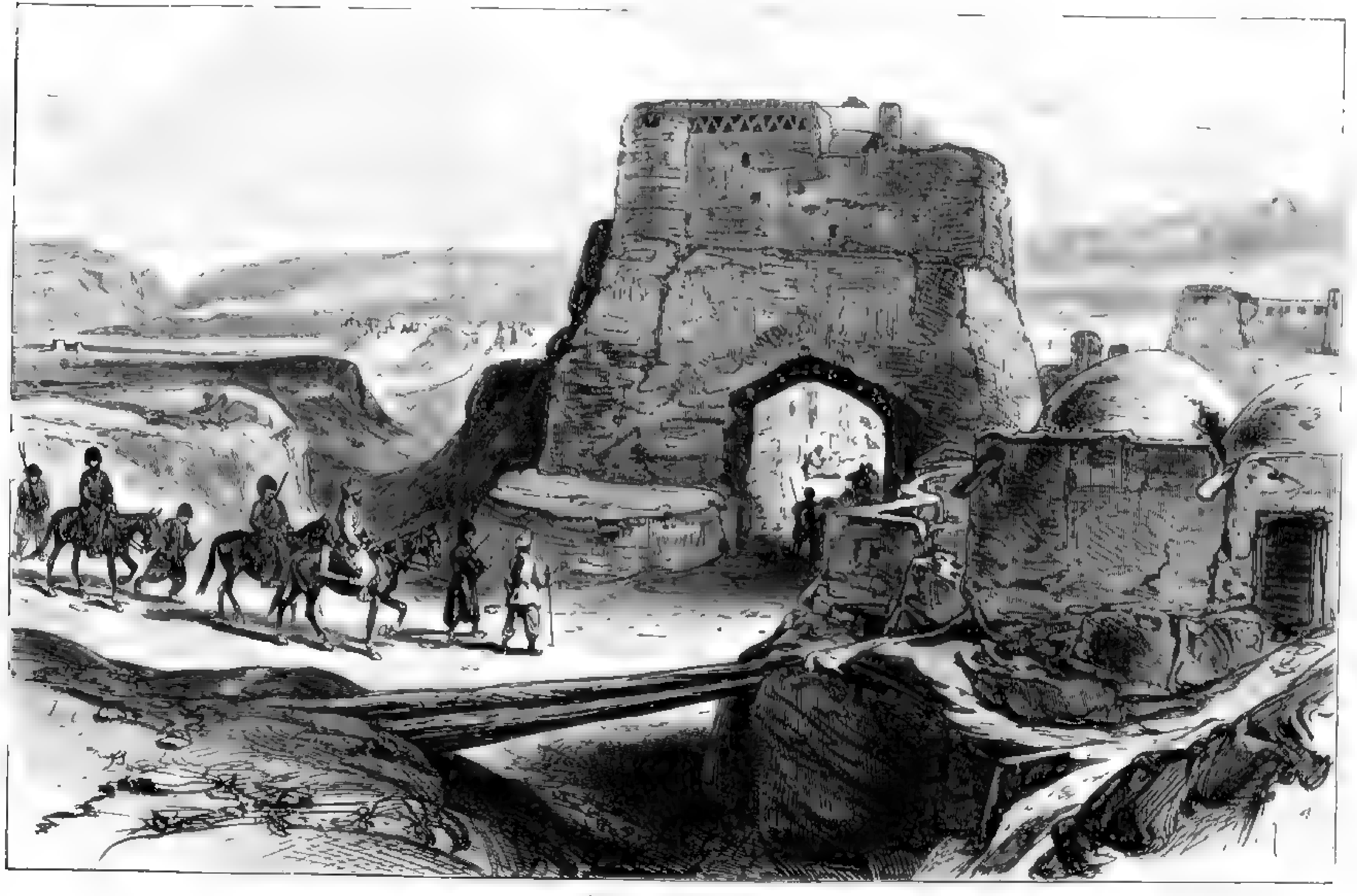
Masari-Scherif verdankt seinen Namen einem „Masar" (Kapelle), in welchem die Gebeine des mohammedanischen Heiligen Ali ruhen. Unter der Regierung des Sultans Hussein Mirsa Baikara wurden im Jahre 1480 (885 der Hedschra) auf Veranlassung des heiligen Asis-Schems-ud Din Mahomed Nachgrabungen an einer Stelle veranstaltet, an welcher nach den Angaben eines alten Geschichtswerkes das Grab Alis sich befinden sollte, und die in Gegenwart des Gouverneurs von Balch und der höchsten Würdenträger vorgenommenen Nachgrabungen führten zur Bloßlegung eines Grabsteines. Daß unter demselben die Gebeine des Heiligen ruhten, welche man suchte, wurde durch die auf der Platte befindliche Inschrift außer allen Zweifel gestellt, welche mitteilte, daß hier die Grabstätte des Löwen Gottes, des siegreichen Ali, des Sohnes des Abu Taleb sei. Sultan Hussein-Mirsa Baikara begab sich sofort nach Balch, besichtigte das Grab und gab Befehl, über demselben eine Kuppel zu errichten. Dann gründete er zu Ehren des Heiligen neben dem Grabe eine Schule und ein Kloster, in welchem die zum Besuche kommenden Pilger beherbergt und unentgeltlich verpflegt werden sollten, und überwies zur Bestreitung der Kosten dem Kloster die Einkünfte großer Ländereien. Auch der Ertrag des Basars und der Bäder, welche der Sultan in der Nähe der Grabstätte erbaute, und das Zollerträgnis eines Kanals, welcher den Namen „Naher Schahi" erhielt, sollten zu dieser Stiftung verwendet werden, und der Sultan schenkte derselben überdies jährlich 100 Tumane. Diese wahrhaft fürstliche Stiftung hat ihren Gründer überdauert, und noch Jahrhunderte nach seinem Tode fanden dort alle Pilger, selbst wenn ihrer tausend an einem Tage eingetroffen wären, unentgeltliche Verpflegung und außerdem eine Geldspende. Das Grab Alis erfreut sich noch heute eines großen Rufes, weit über die Grenzen des afghanischen Vilajets hinaus, und fernher aus Buchara und dem russischen Turkestan kommen Pilger zu dem mit zwei grünen Kuppeln überwölbten Grab gezogen, die Einen, um bei den Gebeinen des Heiligen ihre Andacht zu verrichten, Andere in dem Glauben, dort Heilung verschiedener Gebrechen zu finden.

Masari-Scherif ist die Hauptstadt des afghanischen Turkestan oder des Vilajets Tschaar. Die Stadt besteht aus engen und krummen Gassen, die meist von endlosen Lehmmauern gebildet werden, deren Einförmigkeit kein Fenster unterbricht, und in denen nur hier und da ein Pförtchen daran erinnert, daß man sich zwischen Menschenwohnungen befindet. Die Front der Häuser ist durchwegs dem Hofraum zugekehrt, in dem sich zuweilen ein kleiner Garten befindet, durch welchen ein Arik geleitet ist. Auch das Haus des Lojnab, des Gouverneurs, ist von einer hohen Lehmmauer umgeben. Durch ein breites Thor gelangt man in einen großen Garten, und durch diesen auf einen weiten Platz, in dessen Mitte sich ein von Riesentschinaren umgebenes Bassin fließenden Wassers befindet. Auf diesem Platze stehen zwei große Gebäude, das eine zweistöckig, mit einem kleinen Turm auf dem flachen Dache — der „Palast" des Lojnab.

Von den terrassenförmigen Dächern der Häuser eröffnet sich eine hübsche Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung. „Weit in die Runde um unsere Wohnung herum," schreibt Jaworsky, „erstreckte sich eine grüne Insel, reich an Baumwuchs. Aus dem Dickicht der Gärten blickten die kuppelförmigen und flachen Dächer der Häuser hervor. Die ganze Stadt sah einem Bienenstand nicht unähnlich; die Häuser standen wie Bienenkörbe da. Zum Süden hin in etwa 20 Werst von der Stadt beginnen in schroffen Strebemauern die Höhen des Paropamisus, durch den Meridian von Balch in zwei Teile gespalten. Die dunklen, rauhen, übereinander getürmten Felsmassen erheben ihre Gipfel bis zu bedeutenden Höhen, wenngleich sie noch lange nicht die Schneelinie erreichen. Im Nordost und teilweise im Westen wird die Stadt von der toten, unabsehbaren Turaner Wüste umfangen."

Unweit Masari-Scherif liegt die Festung Tachtapul, der Hauptstützpunkt der Herrschaft des Emirs im afghanischen Turkestan, ein von langen und hohen Mauern umgebener Platz, der nach der Meinung der Afghanen uneinnehmbar ist. Masari-Scherif war früher auch befestigt, aber jetzt sind die Mauern zum großen Teil niedergerissen, und für die Verteidigung der Stadt wird nur durch die Kanonen eines Forts gesorgt, das sich an ihrer Nordostseite befindet.

Von Masari-Scherif führt ein von Wassergräben und niedrigen Weidegebüschen eingefaßter Weg durch die weite, sonnenverbrannte Steppe nach Süden. Nach 16 Werst erreicht man Huri-Mar (Schlangenthal), einen kleinen Ort mit halb verfallenen Häusern und einer großen Kaserne. Etwa 8 Werst hinter Huri-Mar beginnt die Straße zu steigen und führt über mehrere kleine Hügel hinweg, welche sich von



Thor in Bala Murghab



Typen aus dem afghanischen Turkestan.

den nördlichen Ausläufern des Hindukusch fast bis zum Amu Darja erstrecken. Diese Wegstrecke, auf welcher man bald auf Hügel empor-, bald wieder in Schluchten hinabsteigt, in welchen erratische Blöcke liegen, führt den Namen Paß Ab-Dug, jedoch mit Unrecht, da ein eigentlicher Paß nicht vorhanden ist. Ab-Dug bedeutet mit Quark und saurer Sahne vermischtes Wasser, ein in Afghanistan beliebtes erfrischendes Getränk, und der Paß soll diesen Namen einem vortreffliches Wasser enthaltenden Brunnen verdanken, der sich in dem mittlern der 3 Wachttürme, welche im Paß stehen, befindet. Diese, von den Afghanen Kalá (Fort) genannten Türme sollen zum Schutz der Reisenden erbaut worden sein, da die Straße früher durch Räuber unsicher gemacht wurde.

Nach 25 Werst erreicht man das Dorf Naïb Abad, wo sich wieder eine große Kaserne befindet. Einige Stunden hinter demselben liegen die mehrere Quadratwerst bedeckenden Ruinen des alten Chulum, in Jurtenform aus ungebrannten Ziegeln erbaute Häuser. Noch am Anfang dieses Jahrhunderts war Chulum eine volkreiche Stadt. Die Laune eines Herrschers verwandelte die blühende Stadt in ein Ruinenfeld. Auf Befehl Murad Begs wurden die Bevölkerungen ganzer Dörfer und Städte im Jahre 1823 zur Niederlassung in dem ostwärts von Chulum gelegenen Kundus gezwungen, wo die neuen Ansiedler durch die dort herrschenden bösartigen Fieber stets rasch dezimiert wurden. Auch die Bevölkerung von Chulum mußte nach Kundus übersiedeln, und ihre alte Stadt verfiel.

Dasselbe Schicksal drohte damals dem nur 8 Werst von Chulum entfernten Tasch-Kurgan, aber der Bevölkerung gelang es, durch Bestechung der Beamten Murad Begs das Unheil von sich abzuwenden. Die Stadt liegt jenseits des Flüßchens Chulum, überragt von einer Zitadelle, welche sich auf einem Felsen erhebt, ein echter „Tasch-Kurgan" (d. i. steinerne Festung). Neben dem Hauptkastell der Festung liegen die Kasernen und andere für die Garnison bestimmte Gebäude, von einer hohen Lehmmauer umgeben.

Von Tasch-Kurgan führt die Straße nach Kabul eine Zeitlang längs des Flusses dahin, überschreitet denselben zweimal auf soliden, von Granit erbauten Brücken, und windet sich dann zwischen grünenden Gärten dahin zu den Ausläufern eines im Süden schroff emporsteigenden Gebirgszuges. Der Weg versenkt sich in eine Schlucht, oder „vielmehr ein riesiges Thor mit glatten, unter der Einwirkung der Zeit und des Flusses abgeschliffenen steinernen Thorpfosten von einer Höhe von einigen hundert Fuß. Die Wände von grünlich grauer Farbe sind düster, sie machen bei ihrer Erhabenheit einen deprimierenden Eindruck. Ganz oben in unerreichbarer Höhe ist ein azurblauer schmaler Streif des Himmels zu erblicken. Unmittelbar zu unseren Füßen braust der Fluß, der hier diesen Felsendamm durchbrochen hat; vor uns haben wir die undeutlichen Umrisse des Passes und eine Finsternis. Die Schlucht ist nicht über 40 Schritte breit, mitunter noch schmäler. Der Weg selbst, welcher sich an die rechte Wand der Schlucht anschmiegt und linker Hand durch den schäumenden Fluß begrenzt wird, ist nicht über 5 bis 7 Schritte breit." Die Schlucht ist kaum eine halbe Werst lang; sie erweitert sich bald zu einem von steilen, teils kahlen, teils mit gebräuntem Gras oder Moos bedeckten Höhen eingeschlossenen Thal, durch welches eine vorzügliche Straße dahinführt. Da versperrt plötzlich ein quer vortretender Berg den Weg, so daß man am Ende der Schlucht in einer Sackgasse angelangt zu sein glaubt, und erst wenn man näher kommt entdeckt, daß die Schlucht fast unter einem rechten Winkel seitwärts abbiegt und der Weg dort ins Freie, in einen fast einen Meter breiten Kessel hinausführt, durch welchen der Chulum-Fluß sich hinschlängelt. Dort liegt das große Dorf Ssajad, 15 Werst von Tasch-Kurgan. Der Weg führt weiter durch eine enge Schlucht und dann durch ein weites, von vielen Bewässerungskanälen durchschnittenes Thal. Linker Hand vom Wege wird das große Dorf Hasret Sultan sichtbar, hinter welchem die Straße sich einem großen Kanal nähert, dem sie bis zu dem Dorfe Badeßjab folgt. Das Land ist überall gut bebaut und viele Kanäle zwischen den Feldern hindurchgeleitet, und nachdem man den Chulumfluß abermals überschritten, gelangt man in eine etwa 15 Werst lange und 5 bis 7 Werst breite Ebene, in welcher zwischen den Feldern viele von Gärten umgebene Dörfer liegen. Die Straße verbreitet sich und wird auch für Arben brauchbar. Abermals wird der Chulum auf einer schönen steinernen Brücke überschritten, jenseits welcher, etwa eine Werst entfernt, das große Dorf Heibek liegt — oder vielmehr einige Dörfer, denn die Häusergruppen, welche zu Heibek gehören, breiten sich in weitem Halbkreis um einen Hügel aus, auf dem ein Kastell thront, und erwecken von der Höhe gesehen die Vermutung, daß hier mehrere Dörfer liegen.

Hinter Heibek beginnt die Schlucht Dere-i-Sendan, d. i. Eingang zum Gefängnis, weil sich in ihr viele Höhlen befinden, welche früher (vielleicht auch jetzt noch) als Gefängnis dienten. Ein Stück großartiger Gebirgsnatur liegt vor dem Reisenden, sobald er den Paß betreten hat. Bis zu 300 Fuß steigen die senkrechten Felswände zu beiden Seiten empor, und an ihrem Fuße führt der Weg bald unmittelbar

am Flußufer dahin, bald überschreitet er den Fluß auf guten steinernen Brücken, um sich dann zu einem der hoch über denselben ragenden Vorsprünge emporzuwinden. Während der ersten 15 Werst geht es zwischen schönen Obstgärten dahin, welche den brausenden und schäumende Wasserfälle bildenden Fluß gleich einem Walde einschließen, und in denen Aprikosen, Pfirsiche und Weintrauben dem Reisenden aus dem grünen Laub entgegenblinken. Hier und da liegen zwischen den Obstgärten Mais- und Kornfelder. „Die ganze Schlucht," schreibt Jaworskij, „war förmlich überflutet von dem goldenen Sonnenlicht; hoch oben aber, über den zackigen Felsen, die sich im Flusse abspiegelten, über den launenhaften Umrissen der scharfen Bergkämme, die in ihren engen Umarmungen den endlosen grünenden Wald der Gärten eingeschlossen hielten — da sah auf die Erde der klare, auch nicht von dem geringsten Schatten einer Wolke getrübte, dunkelblaue Himmel herab." Nach 15 Werst verschwinden jedoch die Gärten, auch die Kornfelder werden immer seltener, und schließlich umfängt den Reisenden eine wilde, kahle Gebirgslandschaft. Wohin das Auge sich wenden mag, es sieht nichts als Felsen, kahle Felsen. Große Blöcke sind von denselben herabgerollt und versperren den Weg. Plötzlich sieht man bei einer Biegung des Weges einen Aprikosenhain vor sich liegen, die Schlucht erweitert sich, Gärten tauchen zu beiden Seiten auf, und nach einem etwa eine Werst langen Ritt durch dieselben erreicht man Sar-Bag, einen Ort, welcher Jaworskij aufs höchste entzückte. „Unsere Zelte," schreibt er, „sind in einem schattigen Garten aufgeschlagen, auf schönem, grünem Rasen. Der Garten besteht fast ausschließlich aus Obstbäumen, mit Ausnahme einiger wenigen Karagatschen und Tschinaren; es ist das eine kleine Platform, von drei Seiten von scharfem Schieferfels begrenzt. Unter dem Fels brechen mit Getöse drei kräftige Quellen hervor, die in ihrem weitern Lauf unsere grünende Platform in einige kleine Inselchen einteilen. Das Wasser ist außerordentlich klar, rein und schmackhaft. Der Grund der Bäche erglänzt in wechselreicher Mosaik von bunten Steinchen; die Ufer sind mit einer Borde von verschiedentlichen Blumen eingerahmt. An einigen Stellen ist der Bach von Guirlanden von Weinreben und Flachsseide überbrückt, von lebendigen Brücken, an denen sich die noch unreifen Trauben wiegen. In Ost- und Nord-Ost eröffnet sich von hier aus ein wundervoller Ausblick auf die sich erweiternde Schlucht und die sich hinter ihr erhebende zackige Mauer der kühn übereinander getürmten Felsen. Die Platform beherrschen die beiden riesigen Tschinaren, die sich in ihrer Höhe mit den benachbarten steinernen Giganten messen können." Mehr als 15 Werst lang zieht sich hinter Sar-Bag gut bebautes Land zu beiden Seiten des Weges hin, und dieser führt fast ununterbrochen durch Gärten mit überraschend üppiger Vegetation. Die Weinreben sind dort zuweilen Stämme von 1 Fuß Umfang! Der Weg verläßt auf einer kleinen Strecke den Fluß und biegt nach Westen ab, kehrt aber bald zu ihm und zu seiner frühern südlichen Richtung zurück. Er folgt von Gasi-Masar an den Windungen des Flusses, der noch zweimal auf guten steinernen Brücken überschritten wird, bevor man Hurem erreicht. Hurem ist dadurch interessant, daß seine Bevölkerung fast nur aus Mullahs besteht, denen alles Land ringsum gehört. Das Dorf, in dem es eine Menge Moscheeen giebt, nimmt eine eximierte Stellung im Reiche des Emirs ein, der sich in die pekuniären Angelegenheiten der Mullahs nicht einmischen darf. Diese sind in der Verwertung ihres Besitzes nur dadurch beschränkt, daß sie das ihnen überlassene Land nicht veräußern dürfen.

Hinter Hurem betritt die Straße die bis Bamjan sich erstreckenden Pässe und Schluchten. Nachdem man bei Puli-Ab-Dschili den Chulum abermals überschritten hat und auf das rechte Ufer desselben gelangt ist, geht es auf schmalem Pfad, der in den Felsen gehauen ist, aufwärts, dann wieder hinab in ein enges Thal, und abermals zu einem noch höhern Paß, dem Tschembarack, empor, dessen Höhe auf einem im Zickzack hinaufführenden Pfade erreicht wird. Auch dieser Pfad ist aus dem Felsen herausgehauen und so glatt und schlüpfrig, daß nur die an solche Bergtouren gewöhnten, nie strauchelnden Pferde der Afghanen auf demselben vorwärts kommen können.

Von der Höhe des Passes sieht man gegen Westen ein weites Thal, in welches die Straße sich hinabsenkt. Wieder wird der Chulum-Fluß auf einer steinernen Brücke überschritten, und dann geht es im Thal Rui weiter, welches teils mit Hirse- und Weizenfeldern bedeckt ist, teils als Viehweide benutzt wird. Das Flüßchen Rui muß dabei auf einer Strecke von 4 Werst achtmal überschritten werden, und schließlich geht es zwischen den dicht zusammenrückenden Felsen steil bergan. „Es ist das keine Schlucht, sondern lediglich eine Ritze, ein Spalt in der Masse des Berges, der eine Länge von 2 Werst besitzt. Die Schlucht ist mitunter so eng, daß man durchaus nichts mehr vom Himmel sieht, der Reiter kann allein kaum durchkommen; daß hier zwei Reiter einander ausweichen, ist rein unmöglich. An manchen Stellen berührt der Reiter mit seinen Knieen und Steigbügeln die Wände der Schlucht. Die Breite der Schlucht beträgt an

diesen Stellen kaum 1½ Arschin, an anderen Stellen erweitert sie sich bis auf 10 bis 15 Ssafheñ, aber nicht darüber. Die Höhe der Wände der Schlucht läßt sich nur in diesen erweiterten Partieen bestimmen; sie erreicht 300 bis 400 Fuß. Man fühlt sich in diesem Spalt geradezu wie in einem Keller; rund herum herrscht ein Halbdunkel, welches nur dort von einem hellen Lichtstreif verdrängt wird, wo die Erweiterungen kommen. Die Wände der Schlucht sind in einer Höhe von 3 bis 4 Arschin glatt abgeschliffen, was zweifellos darauf hinweist, daß der Spalt durch Auswaschung von seiten des Gebirgsstromes gebildet wurde." Dieser Strom mag im Frühjahr, wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt, hier hindurchbrausen.

Nachdem man aus der Schlucht herausgekommen ist, geht es durch einen steilen Paß empor und von dessen Höhe auf minder steilem Wege hinab ins Thal des Chulum, der hier nur ein Bach ist und nicht die stattliche Breite seines untern Laufes erlangt hat. Durch ein freundliches, gut bebautes Thal und an vielen kleinen Wasserfällen und Kaskaden des Chulum vorbei gelangt man in ein zweites, mit Feldern und Wiesen bedecktes Thal, in welchem das „Schloß" Duab liegt. Unter diesem Namen, welchen englische Reisende dem Bauwerke gegeben haben, darf man sich aber keineswegs etwas unseren Schlössern Ähnliches vorstellen. Es gehört viel Phantasie dazu, wenn man in den Bauten, welche in englischen Reiseschilderungen als „Schlösser" bezeichnet werden, halbwegs etwas entdecken will, was eine solche Benennung rechtfertigen könnte. Solch ein „Schloß" ist ein von Lehmmauern, an deren 4 Ecken sich verschieden hohe kleine Türme erheben, eingeschlossenes Rechteck. Schmale Fenster in den mit kuppelförmigen oder flachen Dächern versehenen Türmchen dienen vielleicht als Schießscharten. Durch ein sehr weites Thor in der stellenweise bis zu 2 Arschin breiten Mauer gelangt man in das Innere des „Schlosses", in welchem rechts und links Lehmhütten mit teils kuppelförmigen, teils flachen Dächern stehen, während die beiden anderen Seiten des Innerraumes von Ställen eingenommen werden, in welchen Pferde, Kamele u. s. w. untergebracht sind und wo man auch Klee und Feldfrüchte verwahrt. In den meisten Schlössern dieser Art sind die Türmchen auf der Mauer zweistöckig. Das untere Stockwerk wird als Vorratskammer benützt, das obere dagegen, in dem sich die Schießscharten befinden, dient bloß zur Verteidigung.

Dem linken Ufer des Chulum folgend, gelangt man nach 6 Werst in eine Schlucht, deren Boden von roter Farbe ist, wovon sie den Namen Krsil-Kotel erhalten hat. Mühsam steigt man ¾ Stunden lang einen steinigen Abhang hinauf und dann auf sehr steilem, aber breitem Pfad hinab in ein enges Thal, in welchem der Chulum entspringt. Das Thal ist 5 bis 6 Werst lang und von sanft abfallenden, mit saftigem Grün bedeckten Bergen eingeschlossen. Nach 6 Werst beginnt eine neue Steigung, der Paß Kara-Kotel, welcher 10.300 Fuß hoch sein soll. Der Aufstieg ist sehr beschwerlich, auf der andern Seite ist der Weg anfangs ziemlich bequem, aber bald wird er sehr steil und ist mit vielen Steinen besäet. Auf einer Platform steht ein Kastell, welches den Eingang zu der Schlucht beherrscht. Immer steiler wird der Weg, immer höher die Felswände, welche zu beiden Seiten fast senkrecht emporsteigen. Auf den Boden der Schlucht dringt nie ein Sonnenstrahl, dort herrscht ein ewiges Zwielicht, und diesem düstern Aussehen verdankt der Paß seinen Namen Kara-Kotel, der schwarze Paß. Endlos dehnt sich der Weg in die dunkle Tiefe. „Es scheint einem, als ob der Abstieg bei der nächsten Biegung des Weges sein Ende finde. Man gelangt zu der Biegung und sieht, daß der gähnende Spalt noch immer weiter, tiefer und tiefer hinabsteigt und hinter dem Vorsprung einer neuen Biegung verschwindet." Plötzlich tritt man aus dem Dunkel hinaus in hellen Sonnenschein und steht auf einer mit Kieseln übersäeten freien Fläche, aber bald verengert sich der Weg wieder und führt abermals bergauf, an einem gigantischen Felsen vorbei. Nun aber ändert sich die Landschaft. Das Rauschen eines Baches dringt ans Ohr, das durch den Anblick des kahlen Gesteins ermüdete Auge erblickt wieder frisches Grün, Weiden und Pappeln umrahmen die Ufer des Baches, und wie sich nun die Schlucht erweitert, erblickt man bald bebaute Felder und Gärten. Das Thal Mader liegt vor uns, welches sich 6 bis 7 Werst nach Süden hin ausdehnt und dort in der Schlucht Badschgach endigt. Es hängt mit dem Thal Badschgach zusammen, durch welches ein Bach fließt, der sich mit dem Bach Mader vereinigt und das Flüßchen Badschgach bildet.

Die Schlucht hat in der afghanischen Geschichte eine traurige Berühmtheit erlangt. Viel Blut ist dort geflossen. Der Emir Schir Ali Chan hatte nach seiner Thronbesteigung schwere Kämpfe mit seinen Brüdern zu bestehen. Sie schienen ihn anfangs willig als Emir anzuerkennen, aber schon nach wenigen Monaten empörte sich Asim-Chan, und obwohl dieser rasch geschlagen und zur Flucht nach Indien gezwungen wurde, so folgte doch nun eine Empörung der andern. Unter den Kämpfen, welche der Emir



Afghanische Kavalleristen

gegen seine Brüder zu bestehen hatte, war die Schlacht in der Badschgaach-Schlucht einer der blutigsten. Am 3. Juni 1864 stieß dort das Heer Afsal-Chans mit jenem des Emirs zusammen, und nach erbittertem Kampfe blieb der Emir Sieger. Der gutmütige Emir verzieh seinem besiegten Bruder, aber seine Nachsicht

und Milde wurde schlecht gelohnt, denn schon im nächsten Jahre empörte sich Affal Chan aufs neue, und nach langen blutigen Kämpfen wurde der Emir bekanntlich aus seiner Residenz vertrieben.[46])

Am Nordeingang der Schlucht erhebt sich auf einem Felsabhang eine von Ziegeln erbaute Festung, welche die Schlucht vollständig beherrscht. Diese ist höchstens 200 Schritte breit und 1500 Schritte lang, aber die Felswände steigen an beiden Ufern des Flüßchens Badschgach zu überaschender Höhe empor. „Die Schieferschichten, aus welchen die Wände bestehen, sind außerordentlich steil aufgerichtet und so zu einander geneigt, daß die gesamte Masse des Berges in ihrer Textur ein verlängertes Dreieck darstellt." Ein steiler Pfad führt an der Felswand zu einer in 200 bis 300 Fuß Höhe befindlichen Nische empor, in welche mehrere Höhlen münden, ehemalige Troglodytenwohnungen, neben welchen droben auch verfallene Lehmhütten stehen.

Nachdem man am Südende der Schlucht den Badschgach auf einer hölzernen Brücke überschritten, sieht man wieder eines der schon oben geschilderten „Schlösser" vor sich, ein Sperrfort, welches die Eingänge zu den Thälern Mader und Kagmard beherrscht. Hinter dem Schloß steigen die Felsenmassen bis zu 4000 Fuß Höhe empor und erstrecken sich bei gleicher Höhe über 20 bis 25 Werst nach West und Ost, eine völlig glatte, wie abgeschliffen aussehende Fläche bildend.

Das etwa 1 Werst breite Thal von Kagmard ist von Nord und Süd ebenfalls von Höhenzügen eingeschlossen, welche 3000 bis 4000 Fuß Höhe erreichen. Unser Weg zieht sich am Fuß der hinter dem Schloß aufsteigenden Felswände hin und folgt dem stellenweise bis 10 Fuß tiefen, aber nicht breiten Fluß Kagmard, dessen Ufer von Weidengebüsch, Pappeln und Fruchtbäumen eingesäumt sind, in ein gut bebautes Thal, welches beiläufig in seiner Mitte durch einen Erdwall abgesperrt ist, neben welchem sich ein Fort befindet. Weiterhin ist das Thal mit Gärten bedeckt, in denen besonders Aprikosenbäume zahlreich vertreten sind. Außer diesen trifft man dort Pfirsiche, Weintrauben, Maulbeeren, Wallnüsse und Pflaumen. Das Thal erweitert sich, eine gute steinerne Brücke führt über den Fluß, und man gelangt in das Thal Schisch Burtsch, d. i. die sechs Schlösser. In dieses Thal mündet der Paß Denkan Schiken, durch welchen ein steiler, ungemein schlüpfriger Pfad, auf welchem nur für ein Pferd Raum ist, auf ein breites Bergplateau emporführt, welches 9000 Fuß hoch sein soll. „Von hier aus eröffnet sich ein unabsehbarer Ausblick auf die umgebenden Bergflächen. Sie sind leblos, und der Eindruck, den sie bei ihrer grauen und braunen Grundfarbe hinterlassen, ist ein unangenehmer, ein deprimierender." Das Plateau, Deschti Haschik von den Afghanen genannt, senkt sich nach Süden gegen das Thal Ssaigan, aber der Pfad, der hinabführt, ist nicht so steil und schlüpfrig, wie jener, auf welchem man auf die Höhe gelangte. Das von West nach Ost sich ausdehnende Thal Ssaigan ist gut bebaut und besitzt prächtige Felder an den Ufern eines wasserreichen Baches. Wo das Thal enger wird, sieht man noch die Reste einer Mauer, durch welche es einst abgesperrt war, und Ruinen von zwei „Schlössern". Hinter diesen erweitert sich das Thal wieder bis auf etwa 3 Werst, und der Bach schwillt zu einem stattlichen Fluß an, der an mehreren, von Gärten umgebenen Dörfern vorüberfließt. In der Nähe des Dorfes Ssaigan führt eine steinerne Brücke auf das andere Ufer zu einer nach Süden verlaufenden Schlucht, durch welche ein reißender Bach herabkommt. Der nächste Ort ist Tschmar Ssuchté (der verbrannte Tschmar). Hinter demselben verschwinden allmählich die kantigen kahlen Felsen, und sanfte Gehänge, mit prächtigem Rasen bedeckt, treten an ihre Stelle. Inmitten grünen Wiesenlandes liegt der Ort Rigi No'u, d. i. „neun Sande", ein Name, dessen Bedeutung schwer zu erklären ist, da der Ort wie gesagt auf einer Wiese liegt und die ihn umgebenden Hügel zwar sandig sind, aber die Zahl 9 keineswegs erreichen.

Fünf Werst hinter Rigi No'u gelangt man wieder in einen 4 Werst langen Paß, den Ak Rabbat (d. i. weißer Karawanserai), durch den ein zwar steiler, aber guter Weg führt, und auf dessen Höhe sich eine entzückende Aussicht eröffnet. Tief unten sieht man das mit Feldern und Wiesen bedeckte Thal, und inmitten desselben ein „Schloß". Vor uns in den Bergen teilt sich die Straße: ein Arm führt nach Bamjan, der andere nach Herat. „Weiterhin zum Süden wird das Thal durch ein völliges Meer von Hügeln verschlossen, welche abgerundete sanfte Formen besitzen und mit prächtigen Wiesen bedeckt sind. Ein leichter Duft, gleichsam ein durchsichtiger Schleier, umhüllt dies steinerne Wellenmeer. Die Hügel nähern sich dicht dem gigantischen Gebirgszuge des Kuh-i Baba, dessen scharfe Piks und Kämme einige tausend Fuß hoch mit ewigem Schnee bedeckt sind. Dieser ununterbrochene Gebirgszug streicht in der Richtung von Ost

[46] Fr. von Hellwald, Die Russen in Zentral-Asien. Studie über die neuere Geographie und Geschichte Zentral-Asiens. Augsburg, Lampart & Co., 1873, Seite 142 u. f.

Nord-Ost nach West-Süd-West. In Osten führt er zum Gebiet der Gildschi; sein westliches Ende verliert sich in der nebligen Ferne.“ Hoch über alle Gebirgskuppen ragen die schneebedeckten Gipfel des gewaltigen Schaitan empor.

Sobald man den 11000 (nach anderen Angaben nur 9000) Fuß hohen Paß Ak-Rabbat hinter sich hat, tritt die Straße in einen zweiten Paß, den Pelu, ein, der zwar ebenfalls steil, aber doch verhältnismäßig leicht zu passieren ist. Jenseits desselben folgt sofort ein dritter Paß, der Tscheschma-i-Pelu, durch den man in hügeliges Land gelangt.

Wir nähern uns nun einer der größten Sehenswürdigkeiten des afghanischen Turkestan, der Schlucht Bamjan, durch welche man in das Bamjaner Thal hinabsteigt. Dort befinden sich die berühmten Hohlen mit den aus dem Stein gehauenen Riesenfiguren, welche die Bewunderung aller Reisenden erregt haben, die das Thal besuchten. Natur und Menschenhand haben versucht, die Kolosse zu vernichten, aber vergebens haben die Stürme sie umbraust, vergebens Erdbeben an den Grundfesten der Felsen gerüttelt, und die Kanonenkugeln, welche fanatische Muselmänner gegen die Figuren abfeuerten, haben diese zwar verstümmelt, aber sie vermochten doch nicht, sie zu zerstören. Jaworskij entwirft von den viele Jahrhunderte alten Denkmälern zentralasiatischer Kunst folgende Schilderung:

„In dem senkrechten, ca. 200 Fuß hohen Fels ist eine Nische in einer Breite von ca. 10 Ssaschen ausgehauen; sie geht in den Fels in eine Tiefe von etwa 5–7 Ssaschen hinein. Der Fels besteht aus Konglomeraten. In der Nische befindet sich ein Koloß von ca. 140 Fuß Höhe. Drei Flächen desselben sind frei: die vordere und die beiden seitlichen; die hintere Fläche ist von dem Felsen nicht abgelöst. Das Gesicht des Kolosses ist bis zur unteren Lippe abgehauen; die Ohren haben sich erhalten, um den Hals herum führt ein Saum aus Ziegeln in der Art einer Galerie. Die Brust des Götzenbildes ist breit und flach. Die Beine unterhalb der Kniee sind durch Kanonenschüsse verstümmelt, wie die Afghanen erzählen. Der Koloß ist in einen Mantel aus Mörtel gehüllt; in den oberen Partieen hat sich der Mantel sehr gut erhalten. An den Stellen, wo der Mörtel abgefallen ist, sind Vertiefungen zu bemerken, als ob hier früher Nägel eingeschlagen waren, durch welche der Mörtelüberzug festgehalten wurde. Die Wände der Nische sind ebenfalls mit Mörtel bedeckt, welcher sich überhaupt gut erhalten hat. Der gewölbte Teil der Nische, der obere somit, der sich über dem Haupte des Kolosses befindet, ist mit Freskomalereien bedeckt, welche Menschen in Gruppen und in einzelnen Figuren darstellen. Die Figuren sind von zweierlei Art: ganze und Kniestücke. Die ganzen Figuren sind von männlichem Typus, die Kniestücke von weiblichem. Die Physiognomieen, namentlich der Kniestücke, sind sehr fein ausgeführt, d. h. die Gesichtszüge sind fein und zart; allerdings ist in ihnen wenig Leben. Die Manier der Zeichnung erinnert stark an die chinesische Malerei oder, richtiger noch, an die byzantinische Heiligenbildermalerei. Das Haar ist auf den Häuptern der Kniestücke aufs Hinterhaupt zurückgekämmt und in einen Schopf zusammengefaßt. Über einigen Figuren schwebt eine Art von Heiligenschein. Indessen ist es doch zu bemerken, daß die Bilder, wenn gleich sie auch teilweise noch eine bewunderungswürdige Farbenfrische aufweisen, doch kein Gesamtbild darbieten; es sind nur wenig Bilder unbeschädigt zurückgeblieben. Zwischen den Beinen des Kolosses befindet sich der Eingang zu einer umfangreichen Höhle; das mit Ruß bedeckte Gewölbe derselben spricht dafür, daß die Höhle früher bewohnt gewesen war. Wie umfangreich nun aber diese Höhle auch sein mag, so kann sie doch jedenfalls nicht „ein halbes Regiment“ fassen, wie das Burnes behauptet. In den Wänden der Nische sind auf verschiedener Höhe gewölbte Fensteröffnungen ausgehauen. Hier windet sich, wie mir erzählt wurde, eine Treppe empor, die zum Haupte des Kolosses hinaufführt.“

Nicht alle Götzenbilder haben die Jahrhunderte überdauert. Hier und da sieht man auch Nischen, die völlig leer oder in denen nur noch Bruchstücke kleinerer Götzenbilder vorhanden sind. Einem zweiten Koloß, der etwa 120 Fuß mißt, sind die halben Arme abgeschlagen und das Gesicht ist verstümmelt. Durch die Höhlen, welche mehrere Stockwerke übereinander liegen und durch Gänge und Treppen mit einander verbunden sind, gelangt man in ein großes Gemach, dessen Wände mit Malereien bedeckt, jedoch von Ruß so geschwärzt sind, daß man jene nicht mehr zu erkennen vermag. Aus diesem Gemach führt eine Thür auf eine Galerie, welche sich hinter dem Haupte der Riesenfigur befindet, und durch ein Fenster in der Galeriewand kann man auf das Haupt hinaustreten. Es hängt mit dem Felsen zusammen und bildet eine ovale Fläche von 1/2 Ssaschen im Durchmesser. Von dort oben gesehen erscheinen die Menschen am Fuße der Figur winzig klein, aber man hört doch deutlich, was unten gesprochen wird.

Die Afghanen scheuen sich, auf den Kopf des Kolosses hinauszutreten, weil der Schaitan (der Teufel) die Leute, welche dergleichen wagen, oft schwindelig mache, und dieselben dann leicht in die Tiefe hinab

stürzen. Einer unter ihnen verbreiteten Sage zufolge sollen die beiden großen Figuren den König Sſil-Sſal und die Königin Schach-Mamá darstellen, welche vor vielen Jahrhunderten gelebt. Leider findet die Sage in den Figuren selbst ihr Dementi, da die Brüste der kleinern Figur, welche die Königin darstellen soll, völlig flach sind und auch sonst nichts an derselben für die Annahme spricht, daß sie eine Frau darstelle.

Auf einem Hügel an der Südseite des Thales, in geringer Entfernung von dem größern Koloß, liegen die Ruinen einer Stadt. Teile der mit Türmen versehenen Mauern stehen noch, und stellenweise sind auch Gebäude noch ziemlich erhalten. Die Afghanen erzählen, daß diese Ruinenstätte ein Werk Tschingis Chans sei und die Stadt, welche einst hier stand, Gul-Gulé (Lärm, Geschrei) geheißen habe, weil



Gholam Haidar Chan, Feldherr des Emir, mit seinen Adjutanten.

sie sehr volkreich war und in ihren Bazaren stets ein reges, lärmendes Treiben herrschte. Eine dreifache Mauer habe die Stadt umgeben, die so stark befestigt war, daß Tschingis Chan sie nicht zu bezwingen vermochte. Sturm auf Sturm wurde abgeschlagen, und da die Belagerten über eine unterirdische Wasserleitung verfügten, war auch keine Aussicht vorhanden, sie durch eine lange Einschließung zu zwingen. Durch Verrat wurde schließlich Tschingis Chan doch noch Herr der Stadt. Die Königstochter hatte sich in einen der Söhne Tschingis Chans verliebt und demselben bei einer heimlichen Zusammenkunft verraten, wo sich die Wasserleitung befinde, welche die Stadt mit Wasser versorge. Tschingis Chan entlockte seinem Sohne das Geheimnis durch das Versprechen, die Stadt zu schonen, als aber Gul-Gulé durch Wassermangel gezwungen war, sich zu ergeben, hielt er sein Versprechen nicht. Wütend über den langen Wider-



Tscherkessen in der russischen Armee.

stand der Stadt, ließ er die ganze Bevölkerung über die Klinge springen und schonte auch das Kind im Mutterleibe nicht.

Etwa 6 Werst von den Ruinen von Gul-Gulé erheben sich auf einem Felsen zwischen dem Bamjanfluß und dem Flüßchen Kalu die Ruinen einer sagenumwobenen alten Burg, deren Gründung in die graue Vorzeit zurückzureichen scheint. Ihr Erbauer soll der Sage nach der mächtige, aber grausame König Sochak gewesen sein, der zwei Schlangen auf den Schultern trug, welche mit Menschenhirn gefüttert wurden, weshalb täglich zwei Menschen geschlachtet wurden. Das Thal wurde endlich von diesem Tyrannen durch den persischen König Feridun befreit, der durch das Thal Ahenger gegen die Sochak-Burg vordrang und den König erschlug. So berichtet die Sage, die arabischen Schriftsteller aber, welche über Bamjan schreiben, wissen von der Sochak-Burg nichts zu berichten, und Abu Fas'l ist der Erste, der sie mit dem Bemerken erwähnt, daß das uralte Baudenkmal noch gut erhalten sei. Auch heute noch ist die Mauer nebst den auf ihr befindlichen Türmen gut erhalten. Sie besteht aus mit Cement verbundenen Steinen und schließt sich an den untern Teil der Ostseite des Felsens an. Oben auf dem Felsgipfel stehen noch mehrere Gebäude, darunter einige mit Kuppeln überwölbte.

Das sind alle Ruinen, welche sich in der Gegend befinden, in der das alte Bamjan gestanden haben kann, aber welche gehören der einst so berühmten Stadt an? Eine Stadt oder irgend ein Ort dieses Namens existiert heute nicht mehr. Wir sind also ausschließlich auf Vergleichung der Berichte neuerer Reisenden mit den alten Schriftstellern angewiesen, welche Bamjan erwähnen.

Moorcroft und Trebeck waren die ersten Europäer, welche (1824) die Kolosse von Bamjan besuchten. Ihren Memoiren, welche durch Dr. Lord aufgefunden und später veröffentlicht wurden, verdanken wir ausführliche, ja geradezu erschöpfende Nachrichten. Vier Jahre nach den unglücklichen Reisenden, welche bekanntlich auf ihrer Reise den Tod fanden, kam Mr. Stirling, ein Agent der englischen Regierung, durch das Thal von Bamjan, aber seine Mitteilungen über dasselbe waren sehr unbedeutend. Ebenso wenig erfuhr man durch den Arzt Honigberger, der im Dienste des Rundshit-Singh in Lahore stand und von dort über Kabul nach Europa zurückreiste. Er kam durch das Bamjaner Thal, berichtete aber fast gar nichts über die Kolosse. Erst durch Burnes erhielt man eine neue ausführliche Beschreibung. Der englische Reisende Masson, der Anfang der dreißiger Jahre Afghanistan bereiste, schilderte die Kolossalfiguren und besonders ausführlich die Ruinen von Gul-Gulé, in denen er viele Moscheeen entdeckt haben will, weshalb er Gul-Gulé für eine mohammedanische Stadt hält. Während der Besetzung Afghanistans durch die Engländer in den Jahren 1840 und 1841 wurde das Thal Bamjan viel besucht, und auch Truppenabteilungen gelangten wiederholt in dasselbe. Seitdem hat es bis ans Ende der siebziger Jahre kein Europäer betreten, und erst die russische Gesandtschaft, welche 1878 nach Kabul zog, brachte neue Kunde von den seltsamen Resten aus grauem Altertum.

Über die Bedeutung der Bilder gingen die Ansichten der einzelnen Reisenden sehr auseinander. So war z. B. Burnes der Ansicht, daß irgend eine hochgestellte Person diese Figuren anfertigen ließ, um sich durch dieselben Unsterblichkeit zu sichern. Was die Kolossalfiguren thatsächlich zu bedeuten haben, berichtet uns aber bereits ein Reisender, der sie im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung sah, der schon oben erwähnte Chinese Sian-Tsjan. Ihm verdanken wir eine Beschreibung der Denkmäler von Bamjan, die so ausführlich ist, daß bis in die allerjüngste Zeit nichts Besseres geboten wurde. Auf dem Abhang des Berges im Nordosten von der Hauptstadt, berichtet er, befindet sich ein steinernes Bild des Buddha, welcher stehend dargestellt ist, es ist 140 bis 150 Fuß hoch. Das Bild ist von goldener Farbe, welche auf alle Seiten hin ausstrahlt, und das Auge wird durch den kostbaren Schmuck geblendet. Im Osten von diesem Ort befindet sich ein Kloster, das von dem ersten König dieses Reiches (Sian-Tsjan nennt dasselbe Fan-yen-na) erbaut worden ist. Im Osten von dem Kloster erhebt sich eine Statue aus Teou-chi (Messing) des Chi-kia-fo, welcher stehend abgebildet ist, sie ist etwa 100 Fuß hoch. Ein jeder Teil des Körpers wurde besonders gegossen, und man machte eine stehende Statue des Buddha, indem man alle Stücke zu einer Gesamtheit zusammenfügte. In 12 oder 13 Li im Osten von der Stadt kann man in einem Kloster eine liegende Statue des Buddha sehen, wie er sich in die Nirvana versenkt; sie ist etwa 1000 Fuß lang. Jedesmal, wenn der König den Festtag der Befreiung feiert, bringt er alles zum Opfer, von seiner Frau und den Kindern an bis zu den Schätzen des Staates. Wenn dann der öffentliche Schatz aufgegangen ist, so bringt der König sich selbst als Spende dar.

In dieser Beschreibung ist offenbar die Angabe unrichtig, daß der größte Koloß von goldener Farbe gewesen sei, falls mit diesen Worten, wie man annehmen muß, eine Vergoldung der Statue gemeint

ist, von der heute keine Spur zu entdecken ist. Vielleicht hat die gelbe Farbe des Mörtels Sian-Tsjan getäuscht. Auf jeden Fall geht aber aus der Erzählung Sian-Tsjans hervor, daß zur Zeit seines Besuches in Bamjan der Buddhismus dort große Verbreitung gefunden hatte. Sian-Tsjan erzählt auch, daß im Reiche Fan-yen-na mehrere Dutzend buddhistische Klöster bestanden, in welchen viele Tausend Mönche lebten, was vermuten läßt, daß die Bevölkerung wohlhabend war, worauf auch die von nicht geringen Fortschritten in der Bildhauerkunst zeigenden Denkmäler hinweisen.

Aus chinesischen Quellen wissen wir ferner, daß das Reich Fan-yen-na schon am Anfang des 7. Jahrhunderts in engen Beziehungen zu China stand, was dann um die Mitte dieses Jahrhunderts dazu führte, daß es ein Teil des Reiches der Mitte wurde und diesem Tribut zahlte. Die große Verbreitung des Buddhismus hinderte aber nicht, daß der Islam schon in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts das Land im Sturmschritt eroberte. Schir Digan, der Herrscher von Bamjan, trat zum Islam über und wurde aus einem Vasall Chinas ein Vasall des Chalifen Mansur in Bagdad. Ausgerottet wurde aber der Buddhismus im Bamjaner Thal noch nicht, denn etwa 100 Jahre später war der Tempel des Buddha noch berühmt durch seine goldenen, mit kostbaren Steinen geschmückten Götzenbilder, und Jakub, der Statthalter von Chorassan, der auf einem Eroberungszuge nach Afghanistan durch Bamjan kam, führte reiche Beute von dort weg. Die Nachrichten darüber stammen aus dem 10. Jahrhundert. Achmed ibn Jakubi, ein arabischer Schriftsteller, berichtet von zwei, 80 Ellen hohen Riesenfiguren, welche im Thale von Bamjan aus dem Felsen ausgehauen seien, und zu denen von fernher viele Pilger kämen. Der Zufluß der Pilger mußte in der That ein großer sein, und dieselben mußten reiche Geschenke mitbringen, denn trotz der Plünderung durch Jakub war der Tempel schon wieder im Besitz großer Reichtümer.

Die folgenden arabischen Schriftsteller bis zum 13. Jahrhundert erwähnen den Tempel und die Kolossalfiguren nicht mehr, und aus ihren Mitteilungen über Bamjan geht nur hervor, daß dasselbe eine große, volkreiche Stadt war. Erst am Anfang des 13. Jahrhunderts berichtet Jakut, daß sich bei Bamjan zwei aus dem Felsen ausgehauene Götzen befänden, deren einer „der rote“, der andere „der weiße Götze“ heiße. Dann vergehen mehr als 300 Jahre, bevor wieder jemand von den Bamjaner Götzen berichtet. Abul Fas'l, der Wesir des Kaisers Akbar, erzählt von 12000 Höhlen, welche bei Bamjan aus den Felsen ausgehauen und mit Stukkatur verziert seien, sowie von drei Kolossalfiguren, einem Mann, einem Weib und einem Kind.

Die Stadt und Festung Bamjan lag damals bereits in Trümmern. Jahrhunderte lang war sie die Hauptstadt eines bedeutenden Gebietes gewesen, und selbst Städte wie Kabul waren ihr unterthan, da ergossen sich aber im Jahre 1221 die Scharen Tschingis-Chans in das Thal, und nach tapferer Verteidigung, nachdem mehrere Stürme abgeschlagen worden, fiel die Stadt. Bei dem letzten entscheidenden Sturm hatte Mutagan, ein Enkel Tschingis-Chans, den Tod gefunden, was die Stadt dadurch büßen mußte, daß kein Pardon gegeben und die ganze Bevölkerung niedergemetzelt wurde.

Die von Tschingis-Chan zerstörte Stadt Gul-Gulé soll nach der Ansicht Grigorjews[47], ein Neu-Bamjan gewesen sein, auf welches der Name des alten buddhistischen, heute spurlos verschwundenen Bamjan nach dessen Untergang überging. Grigorjew irrt zwar in der Annahme, daß nach der Zerstörung von Gul-Gulé der Name Bamjan auf den alten Ort überging, wo eine neue Niederlassung entstanden war, welche das jetzige Bamjan sei (denn ein Ort Bamjan existiert heute, wie schon oben erwähnt, nicht), aber seine Annahme, daß Gul-Gulé einst Bamjan war, ist nicht unwahrscheinlich. Sian-Tsjans Angaben scheinen sie zu bestätigen. Befinden sich doch, wie er angiebt, die Kolossalfiguren nordöstlich von der Stadt Bamjan, also genau in der Richtung, in welcher sie von Gul-Gulé liegen; paßt doch ferner seine Angabe, daß Bamjan sich an zwei einander gegenüberliegende Berge anlehne, sich in einem Thal ausbreite und im Norden sich auf hohe und schroffe Felsen stütze, vollkommen auf Gul-Gulé. Dieses dürfte man also als das von Sian-Tsjan beschriebene Bamjan annehmen können, ohne zu der etwas gewagten Hypothese Grigorjews von der Übertragung des Namens auf eine neue Stadt seine Zuflucht nehmen zu müssen. Die Annahme von Burnes, welcher Bamjan zu einer Höhlenstadt machen möchte, ist dagegen völlig unzulässig, da sie einerseits zu den Angaben Sian-Tsjans über die Lage von Bamjan im Widerspruch steht, andererseits aber die bei den Kolossen befindlichen Höhlen zweifellos buddhistische Klöster waren, welche

[47]) Grigorjew, Kabulistan und Kafiristan (russisch). Im Auftrage der kais. russischen geographischen Gesellschaft kommentierte Übersetzung von K. Ritters „Asien“. IV. Band.

man nie in solcher Nähe von einer Stadt anlegte, wie es hier der Fall gewesen sein müßte, wenn Burnes recht hätte.

Eine andere, schwerer zu lösende Frage betrifft das Verhältnis Bamjans zu der von Alexander dem Großen auf seinem Zuge nach Indien gegründeten Stadt Alexandria sub ipso Caucaso. Die Afghanen erzählen zwar, daß Gul Gulé von Iskander Sulkarnein (Alexander der Große) gegründet worden, aber die Angaben der griechischen und römischen Quellen enthalten nichts, was diese Tradition bestätigen könnte. Sie lauten vielmehr so unbestimmt, daß es ganz unmöglich ist, nach ihnen die Lage der Alexanderstadt auch nur annähernd zu bestimmen. Curtius erzählt wohl, daß die Stadt auf dem Felsen gegründet worden, an dem einst Prometheus angekettet war, aber es wäre doch gewagt, die mit dem Felsen zusammenhängenden Kolossalfiguren mit dem gefesselten Prometheus in Verbindung bringen zu wollen. Sie sind zwar sehr alt, aber nichts berechtigt zu der Annahme, daß sie schon vor Alexander dem Großen da waren.

Auch Ritter vermutete die Alexanderstadt in der Gegend von Bamjan, aber er bezeichnet keine bestimmte Stelle als den Standpunkt derselben. Zum Stützpunkt fernerer Operationen auf dem Zuge nach Indien war allerdings das Bamjanthal so vortrefflich geeignet, daß einem Feldherrn wie Alexander seine Wichtigkeit wohl kaum entgehen konnte. Man erkennt dies sofort, wenn man von der Höhe des nur wenige Stunden hinter der Sochak Burg gelegenen, 9000 Fuß hohen kleinen Irak Passes nach Norden zurückblickt und das Auge über die Ruinen der Sochak-Burg und nach Osten bis zu den Schneegipfeln des Hindukusch schweifen läßt.

Wir folgen dem in das Kabulthal hinabführenden Irak Paß nicht, sondern wollen noch eine Zeit lang im afghanischen Turkestan verweilen, um Land und Leute näher kennen zu lernen.

Ein buntes Völkergemisch, wie es nun einmal in Zentral Asien nicht anders sein kann, zieht an unserem Auge vorüber. Da sehen wir neben dem Afghanen den Usbegen, den Tadschik, den Turkmenen; daneben Araber, Perser, Kirgisen, Inder, Hesaren, Juden und noch gar manche Vertreter anderer Völker. Die Einen leben in kompakten Massen beieinander, Andere dagegen sind über das ganze Land zerstreut und in kleinen Gruppen in den Städten ansässig.

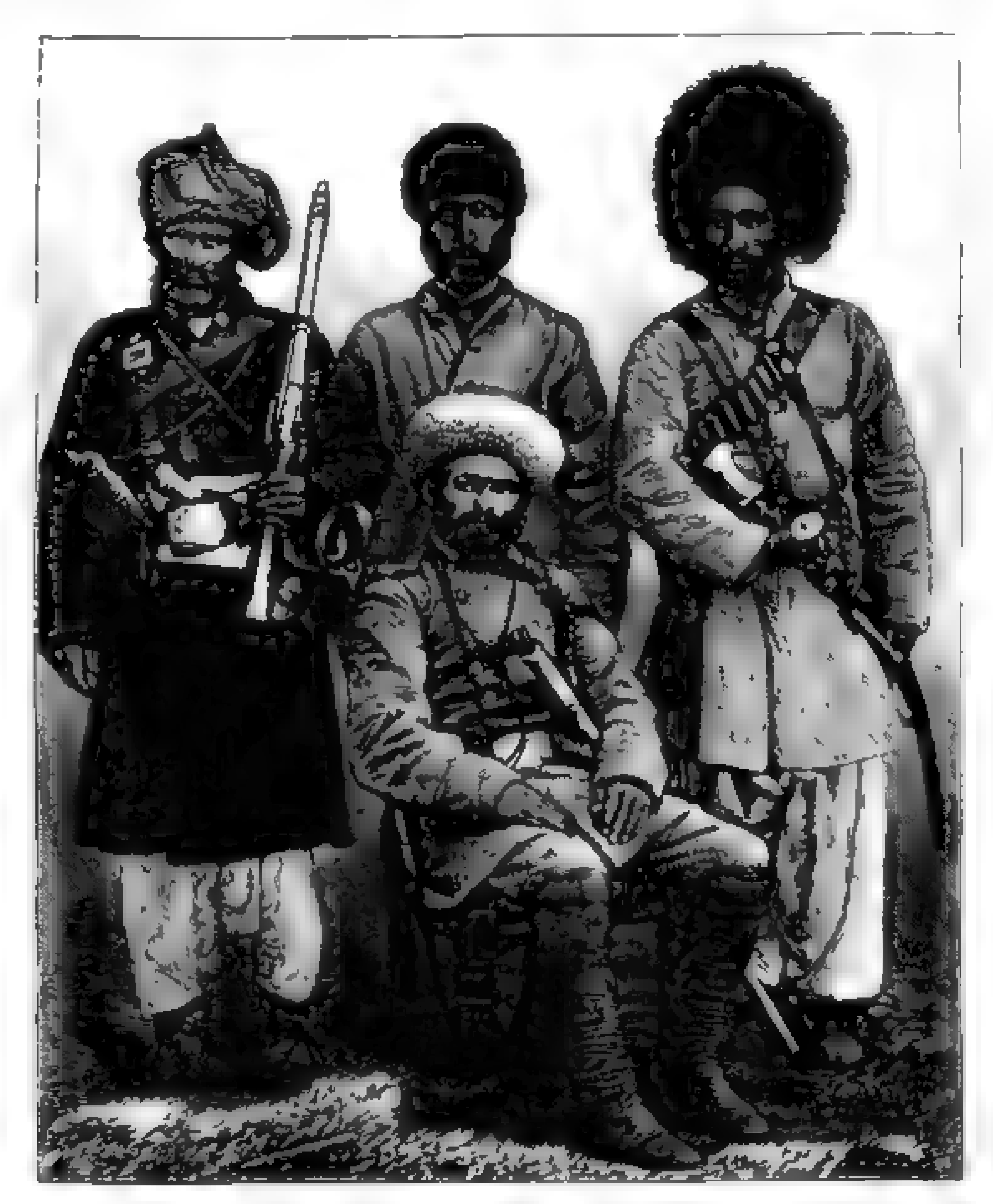
Der Name, mit dem wir das herrschende Volk zu bezeichnen gewöhnt sind, Afghan oder (wie man in früherer Zeit aussprach) Augan, ist im Lande selbst fremd. Die Bewohner von Afghanistan nennen sich selbst nicht Afghanen, sondern Paschtu oder Pachtu. Wie die Türken behaupten, daß der Stammvater ihres Volkes Japhet sei, so leiten die Afghanen ihre Abstammung von Kais, einem Sohne Ismails ab. Es ist eben eine bei den asiatischen Mohammedanern allgemein verbreitete Sitte, irgend eine Verwandtschaft und Abstammung von hervorragenden biblischen Persönlichkeiten für sich in Anspruch zu nehmen, und es hieße daher viel zu weit gehen, wenn man, unter Berufung auf die von den Afghanen behauptete Verwandtschaft mit den „Kindern Israels", etwa einen jüdischen Ursprung derselben behaupten wollte, so sehr die in der Physiognomie des Afghanen scharf hervortretenden semitischen Züge eine solche Annahme zu bestätigen scheinen. Die Afghanen gehören zur indo-arischen Rasse und sind keine Semiten. Auch unter den vielen fremden Elementen, mit denen sie sich vermischt haben, sind semitische (insbesondere jüdische) nur in so unbedeutendem Maße vorhanden, daß sie gar nicht in Betracht kommen können. Überdies wird die Annahme einer semitischen Abstammung der Afghanen durch die vergleichende Sprachwissenschaft gründlich widerlegt.

Einen maßgebenden Einfluß auf die Entwickelung der Afghanen haben seit jeher einerseits Indien, andererseits ihr westliches Nachbarland Iran ausgeübt. Das ganze soziale Leben der Afghanen mit allen Sitten und Einrichtungen steht seit Jahrhunderten so sehr unter iranischem Einfluß, daß es schwer ist, einen unverfälschten nationalen Typus herauszufinden. Persien hat überhaupt die höheren Kreise der asiatischen Gesellschaft trotz der Scheidewand, welche durch den Haß zwischen Sunniten und Schiiten aufgerichtet war, stets bedeutend beeinflußt. „Wie der südöstliche Europäer," sagt Vambéry, „in den Hauptstädten Deutschlands, Frankreichs und Englands den Focus seiner Bildung sucht, ebenso wird jener afghanische Prinz oder Gentleman als Muster der feinen Sitte betrachtet, der länge Zeit am Hofe der Kadscharen inmitten der persischen Intelligenz geweilt hat. Konstantinopel ist zu weit für den Afghanen, und Indien kann es sich deshalb nicht zum Muster nehmen, weil der dort herrschende christlich-britische und hindu bramanische Geist der Bildung ihm gleich verhaßt und verpönt ist."

Der zahlreichste Volksstamm des afghanischen Turkestan sind die Usbegen, die Reste der usbegisch-mongolischen Hochflut, welche einst über das Land dahinbrauste, etwa 400000 Seelen stark. Ihre Stämme

haben sich bereits ziemlich vermischt, aber bei Kundus und Tasch-Kurgan überwiegen doch noch die Angehörigen des Stammes Kattagan, sowie bei Balch und Masari-Scherif jene der Stämme Ming und Suraj. Die Nachkommen der baktrischen Ureinwohner, die Tadschiks, höchstens noch 100000 Seelen stark, haben sich in die Städte zurückgezogen und das offene Land den Usbegen überlassen. Alle übrigen im afghanischen Turkestan vorkommenden Völkerschaften stehen den Usbegen und Tadschiks an Zahl bedeutend nach. Sie zählen zusammen kaum 50000 Seelen, so daß die Gesamtbevölkerung des Vilajets auf etwa 550000 Seelen geschätzt werden kann.

Die Usbegen treiben Ackerbau und Viehzucht. Sie bauen Sommer- und Winter-Weizen, Gerste, Dschugara, Hirse, Reis, Sesam, Klee u. s. w. Der Ackerbau steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe, „aber die große Fruchtbarkeit des Bodens (meistens Löß), welcher z. B. bei Weizensaat das 25fache Korn



Dilour Chan, Zahlmeister in der afghanischen Armee.

giebt, gleicht dies aus, und die Bevölkerung des afghanischen Turkestan ist imstande, nach Deckung ihres eigenen Getreidebedarfs stets noch ein bedeutendes Quantum an die Nachbargebiete abzugeben. Obstzucht wird auch getrieben, und könnte bei rationeller Pflege große Erfolge erzielen, aber die vielen vorhandenen Gärten enthalten jetzt meist wild wachsende Obstbäume, und die Bevölkerung besitzt nicht die geringste Idee von einer Obstkultur. Die Viehzucht erstreckt sich auf Pferde, Kamele, Schafe und einiges Rindvieh, und die Usbegen sind trotz der unaufhörlichen Aussaugung durch die Beamten des Emirs im Besitze großer Pferde- und Schafherden, sowie vieler Kamele von eigener Rasse, welche die baktrianische genannt wird.

Von Handel und Industrie ist heute in dem einst durch beide blühenden Lande nichts mehr zu merken, so daß die Rohprodukte, welche die Viehzucht liefert, zuweilen kaum Käufer finden. Es gilt dies

namentlich von der Schafwolle, von welcher so große Mengen auf den Markt kommen, daß der vorhandene Bedarf weitaus gedeckt wird. Die Teppichfabrikation, immer noch der bedeutendste Industriezweig des Landes, ist in Verfall geraten, und für einen Artikel, in welchem leicht Millionen umgesetzt werden könnten, finden sich jetzt kaum Käufer, denn der inländische Markt ist damit überfüllt und an Export ist bei den Schwierigkeiten, mit denen der Handelsverkehr mit entfernteren Städten zu kämpfen hat, gar nicht zu denken. Hier und da trifft man auch Seidenraupenzucht, doch ist dieselbe bisher noch sehr unbedeutend.

Die Reichtümer, welche das Land besitzt, werden überhaupt fast gar nicht ausgebeutet. Der Bergbau würde sehr lohnend sein, denn Rubine (die berühmten Steine von Badachschan), Lapislazuli, Türkise (aus Nischabur) sind reichlich vorhanden, aber die Bergwerke, welche einst große Ausbeute lieferten, sind vernachlässigt und verfallen.

In den Importhandel teilen sich England und Rußland, aber die Karawanen, denen man auf den Straßen begegnet, sind selten nach Städten des afghanischen Turkestan unterwegs, sondern benutzen das Land blos als Durchzugsstraße auf dem Wege nach Buchara.

Volkreiche Städte liegen dicht nebeneinder: Masari-Serif, Tachtapul, Tasch-Kurgan, Kundus, Balch, Sari Pul ꝛc. Was wir schon auf unserer Wanderung vom Amu zum kleinen Irak Paß zu beobachten Gelegenheit hatten, gilt von allen diesen Niederlassungen: es sind am Ufer von Flüßchen oder Bächen gelegene Oasen, um welche sich weithin die Sandwüste der Turaner Niederung ausbreitet. Auf die hohe Wichtigkeit der Flüsse weist schon der Umstand hin, daß die meisten Städte nach dem Flusse benannt sind, an dem sie liegen, so z. B. Balch, Kundus, Sari Pul u. s. w. Überall sind von den Flüssen Kanäle nach den anbaufähigen Landstrecken geleitet, um dieselben zu bewässern. Die größten Bewässerungskanäle befinden sich bei Masari-Scherif und Tachtapul; sie führen den Feldern und Gärten das Wasser des Balch zu. Sehr wasserreich sind nur wenige Flüsse. Der Kundus ist der einzige, der die Sandsteppe im Süden des Amu-Darja durchbricht und sich mit diesem vereinigt. Alle anderen Flüsse des afghanischen Turkestan verschwinden gleich dem Murghab und Herirud im Sande, nachdem sie ihr letztes Wasserquantum an die Felder an ihren Ufern abgegeben haben. Für die Bewässerung des Landes ist es ein großer Vorteil, daß der Ackerboden „Löß“ ist, welcher nur sehr wenig Wasser aufsaugt, und daß die Flüsse sehr viel mineralische Bestandteile enthalten, welche die Fruchtbarkeit der Felder fördern. Neben den letzteren finden sich aber sowohl in den Flüßchen als in den Kanälen auch eine Menge organischer Substanzen, da die Bevölkerung allen Schutt und Unrat hineinwirft, wodurch die vielen Fieber, welche dort herrschen, ihre Erklärung finden.

Zu den Fiebermiasmen welche die Luft verpesten, gesellt sich das ungesunde Klima. Im Sommer kommen sehr große Temperaturschwankungen vor. Bisher stehen zwar zu wenig Beobachtungen zur Verfügung, als daß sich Maximum und Minimum der Temperatur in den einzelnen Monaten mit Genauigkeit bestimmen ließe, aber nach den vorhandenen meteorologischen Angaben ist der Januar der kälteste Monat, die Temperatur schwankt in den Wintermonaten (Dezember, Januar, Februar) zwischen 21° C. und — 8° C. Nach den vorhandenen Angaben ist ferner die mittlere Temperatur des ganzen Jahres 14,4° C., und im Juni und Juli, den heißesten Monaten, wurde während der Mittagsstunden eine Temperatur von 32 bis 45,6° C. beobachtet. Im Sommer wehen am häufigsten Südwinde, im Winter östliche und südliche Winde.

Die Gegenden, welche wir bisher durchwandert, bilden sozusagen das Herz des afghanischen Turkestan. Nach Osten und Westen reihen sich ihnen Gebiete an, welche mehr oder minder den vom Chulmfluß durchströmten sowohl an Fruchtbarkeit als an Bevölkerung nachstehen. Einzelne dieser Duodez staaten haben einst in Zentral-Asien eine Rolle gespielt. Es sind dies westlich von Masari-Scherif: Maimene, Andchui und Balch, östlich von demselben: Kundus, Badachschan, Wachan, Schignan, und weiterhin noch Karategin und Scheher-i-Sebs.

Maimene ist die Hauptstadt des kleinen Chanates gleichen Namens. Sie zählt etwa 16000 bis 18000 Einwohner, meist Usbegen. Außer der Hauptstadt gehören zu dem Chanat noch 10 Dörfer, und die Gesamtbevölkerung desselben, Ansässige und Nomaden, beziffert sich auf etwa 100000 Seelen. Vambéry schildert die Hauptstadt als äußerst schmutzig und schlecht gebaut. Sie bestand, als er sie besuchte, aus 1300 Lehmhütten, einem aus Ziegeln gebauten, verfallenen Basar, drei aus Lehm gebauten Moscheeen und zwei Medresse. Mitten im Gebirge gelegen, wird Maimene erst sichtbar, wenn man ihm bis auf die Entfernung von einer Viertelstunde nahe gekommen ist. Als Festung dürfte es modernen Geschützen gegenüber von keiner Bedeutung sein. Die Stadt ist von Erdmauern umgeben, welche 12 Fuß hoch und

5 Fuß breit sind, und vor diesen befindet sich ein schmaler, nicht sehr tiefer Graben. Die Zitadelle liegt zwar auf einem ziemlich hohen und steilen Hügel, aber Geschütze könnten leicht auf die sie umgebenden Berge gebracht werden, welche höher sind als die Zitadelle und dieselbe völlig beherrschen. Den Ruf als starke Festung, dessen sich Maimene in Zentral-Asien erfreut, dürfte es daher wohl nur der Tapferkeit seiner Bevölkerung, sowie dem Umstande zu verdanken haben, daß es noch nie von einem Heer, welches über moderne Geschütze verfügte, belagert wurde. Die Usbegen von Maimene sind ein kühnes, kriegerisches Volk, und die 6000 bis 8000 gut bewaffneten und gut berittenen Reiter, die sie ins Feld stellen können, haben den Afghanen mehr als einmal zu schaffen gemacht. Maimene war die einzige Stadt, welche Dost Mohamed vergebens belagerte, als er im Jahre 1862 gegen Herat zu Felde gezogen war.

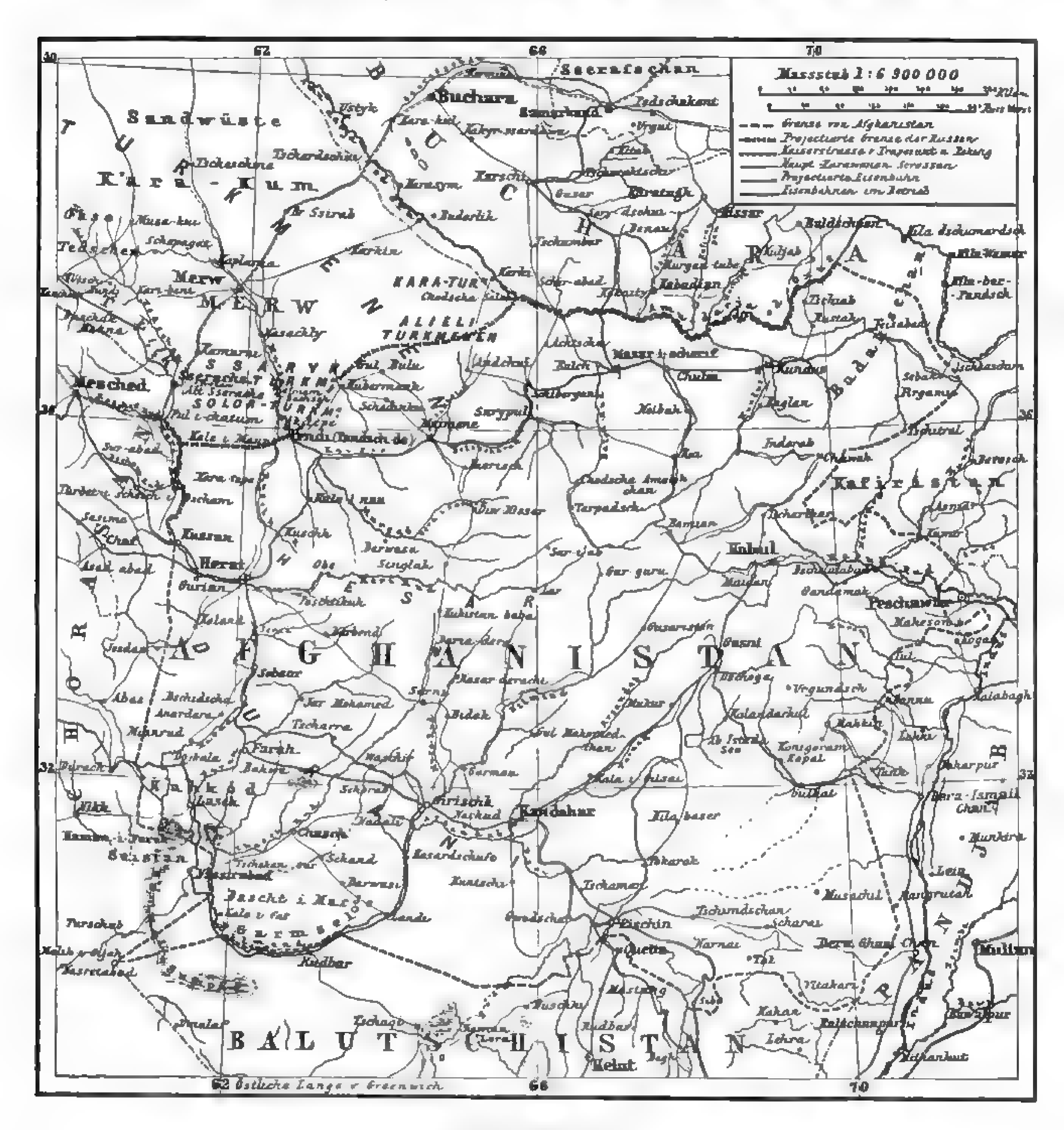
Durch gut bebautes Land gelangt man von Maimene nach Ssibergan, einer gleichfalls überwiegend von Usbegen bewohnten Stadt, welche etwa 12000 Einwohner zählt. Sie ist von großen Gärten umgeben, und General Ferrier bezeichnet sie als eine der schönsten Städte des afghanischen Turkestan. Als Ssibergan noch ein unabhängiger Staat war, konnte es 3000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter ins Feld stellen, im Notfall noch 1000 Mann mehr. Auch die Usbegen von Ssibergan gelten als tapfere Leute, und sie haben früher mit der Bevölkerung des benachbarten Siripul wiederholt Kriege geführt. Die Stadt ist nicht befestigt, besitzt aber eine Zitadelle.

Von Ssirbergan gelangen wir nach Andchui, das früher die Hauptstadt eines selbständigen Chanates gleichen Namens war. Hier sind die Usbegen in der Minderheit, drei Viertel der etwa 15000 Seelen zählenden Bevölkerung sind persische Affschars. Als Vambéry Andchui besuchte, zählte es etwa 2000 Häuser und 3000 Zelte, die in der Umgegend zerstreut waren. Während Maimene sich eines vortrefflichen Klimas erfreut, ist jenes von Andchui verrufen, und ein persischer Vers sagt von Andchui: „Bitteres Salzwasser, brennenden Sand, giftige Fliegen, auch Skorpione hat Andchui; rühme es nicht, da es ein Bild der wirklichen Hölle ist.“ Sehr ungesund ist das Trinkwasser, welches dem am Andchui vorbeifließenden kleinen Bach entnommen wird. Das Wasser ist salzig und im Sommer für den Fremden fast untrinkbar, aber die Eingeborenen sind an den schlechten Geschmack gewöhnt. Obwohl der Bach der Gegend nur wenig Wasser zuführt, ist dieselbe doch gut bebaut und man sieht überall Gärten, Getreide- und Reisfelder. Vor 50 Jahren sah die Gegend noch besser aus. Damals war Andchui noch eine Stadt von 50000 Einwohnern und der Sitz eines lebhaften Handels mit schwarzen Schaffellen (dem sogenannten Astrachan), welche mit den sehr geschätzten feinen Schaffellen Bucharas erfolgreich konkurrierten und großen Absatz in Persien fanden. Da erschienen die Afghanen vor der damals zu Buchara gehörigen Stadt und erstürmten dieselbe nach viermonatlicher Belagerung, worauf sie geplündert und zerstört wurde.

Nordwärts führt von Ssibergan eine Straße nach Aktsche (Achtscha) und von dort nach Osten, nach Balch und Masari-Scherif. Aktsche, eine Stadt mit 8000 usbegischen Einwohnern, besitzt ein Kastell und ist mit Mauern und Gräben umgeben. So weit das Auge zu sehen vermag, erblickt es die Ebene mit prächtigen Gärten bedeckt. An der Straße nach Balch, welche durch sumpfiges, dicht mit Gebüschen, aus denen mächtige Tamarisken hervorragen, bewachsenes Land führt, liegen Scheichabad und Menlik. Dann öffnet sich das herrliche, wegen seiner Fruchtbarkeit berühmte Thal von Balch, der Hauptstadt des afghanischen Turkestan. Ferrier war entzückt von der Lage der Stadt, deren Umgebung eine Kornkammer Zentral-Asiens ist, von wo in schlechten Erntejahren schon oft große Länderstrecken in Turkestan ihren Getreidebedarf bezogen, aber die so reizend gelegene Stadt hat ein sehr ungesundes Klima, da viele der alten Bewässerungskanäle jetzt versumpft sind. Überdies herrscht hier im Sommer eine so drückende Hitze, daß die ganze Bevölkerung, auch die Ärmsten nicht ausgenommen, schon in den Frühjahrsmonaten die Stadt verläßt und nach dem höher gelegenen, kühlern Masari-Scherif zieht. Auch das massenhafte Vorkommen gefährlicher Skorpione vermehrt die Unannehmlichkeiten eines Aufenthaltes an der Stätte des alten Baktra.

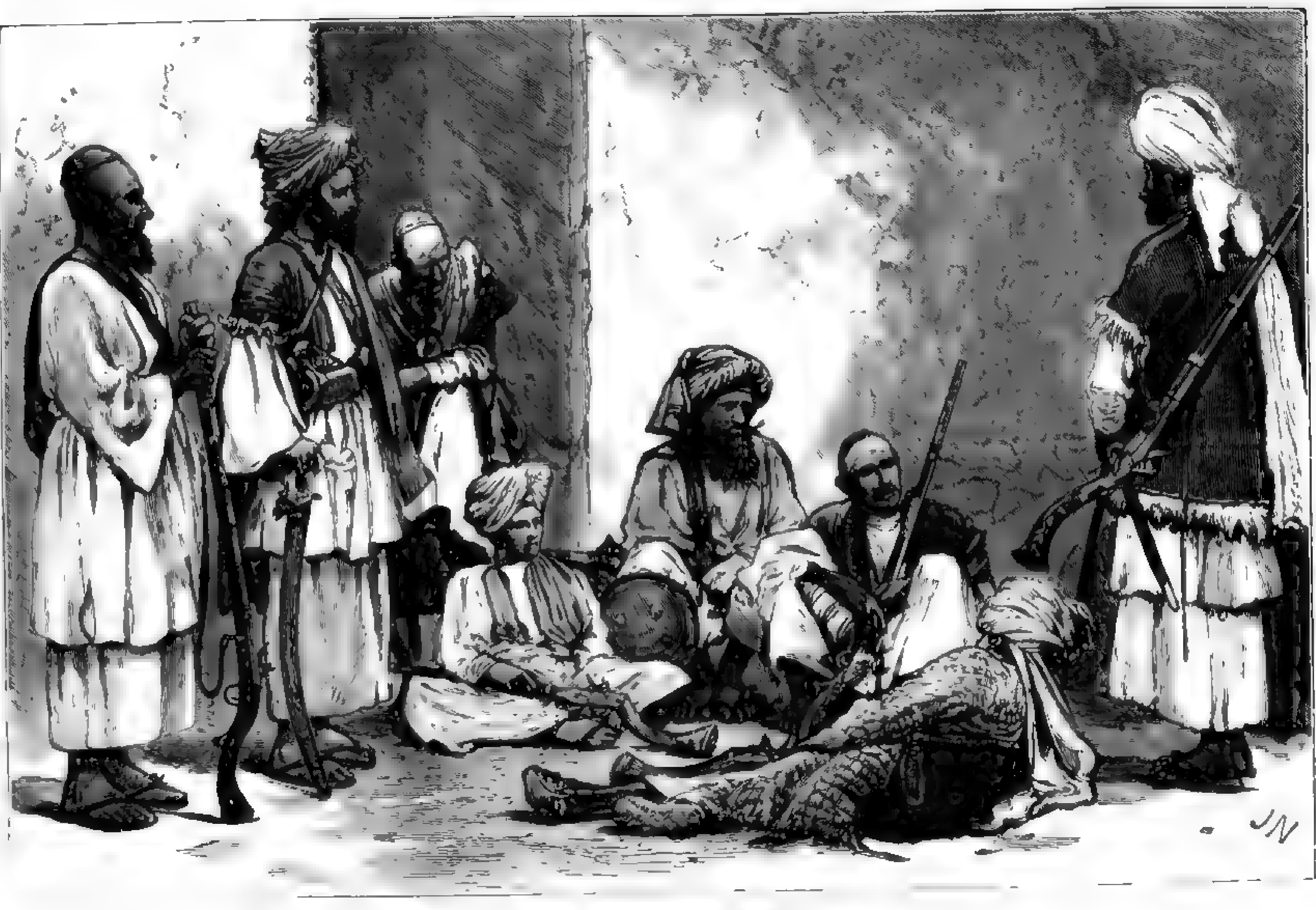
Die Ruinen des alten Balch, der „Mutter der Städte“, wie die Asiaten es nannten, erstrecken sich über die ganze Gegend zwischen dem jetzigen Balch und Masari-Scherif. Nur an einigen Erdhügeln kann man erkennen, wo einst Baktra stand. Nachgrabungen würden dort zweifellos große Resultate erzielen, aber unter den jetzigen Verhältnissen ist an ein solches Unternehmen nicht zu denken. Gar viel könnten uns die vorhandenen Ruinen erzählen. Von hier ist die Lichtlehre Zarathustras ausgegangen, hier war später eine der Pflanzstätten islamitischer Kultur, woran noch der Beiname der Stadt, Kubbet-el-Islam (Kuppel des Islam) erinnert.

Wenn man sich von Balch nach Norden wendet, verschwindet gar bald die liebliche Landschaft. Harter Steppenboden, in welchem nur einige Tamariskengebüsche ein kümmerliches Dasein fristen, zieht



Karte von Afghanistan.

sich bis zum Amu-Darja hin, und auch nach Osten hat die Landschaft ein ähnliches Aussehen: von Chulm bis Kundus, bis zum Ufer des Ak-Serei-Flusses trifft man nirgends natürliche Vegetation, obwohl der



Volkstypen aus dem östlichen Afghanistan.

Boden, wie die künstlich bewässerten Partieen beweisen, durchaus nicht unfruchtbar ist. Am Ak-Serei aber beginnt ein Landstrich mit ungemein üppiger Vegetation, der auch dicht bevölkert ist. Wood erinnerte das Thal des Ak-Serei bei Kundus wegen seiner mit dichtem Dschungelgras bedeckten sumpfigen Ufer an das Delta des Indus, aber der sumpfige Boden bei Kundus geht bald in prächtiges Weideland über, das sich gegen Norden bis Chasret-Imam, in die Nähe des Amu-Darja ausdehnt. Dort ist das Klima auch wieder gesunder als in dem fieberbehafteten Kundus, wo der sumpfige Boden dazu gezwungen hat, die Straßen auf Piloten zu bauen.

Das Bild, welches Wood von der Stadt Kundus entwirft, ist nicht sehr anziehend. Die Bevölkerung wohnt teils in Erdhütten, teils unter Zelten, und mitten zwischen den Hütten liegen Gärten und Kornfelder, so daß der Ort nichts weniger als einer Stadt ähnlich sieht. Am Ostende von Kundus erhebt sich ein elender Lehmwall, vor welchem sich ein trockener Graben befindet — die „Festung" Kundus. Die Zitadelle liegt am Nordostende dieser Festung. Sie ist aus ungebrannten Ziegeln erbaut, mit einem Graben umgeben, der nötigenfalls mit Wasser gefüllt werden kann, und die Mauern sind mit Schießscharten versehen. Als Wood die Stadt besuchte, war die Zitadelle die Winterresidenz Murad Begs, des damaligen Herrschers in Kundus, aber trotzdem befand sie sich gleich der Stadt in verwahrlostem Zustand. In der Zitadelle befanden sich mehrere Geschütze, aber alle waren nicht armiert; die Stadt übertraf an Elend und Schmutz alle anderen Städte des afghanischen Turkestan und bildete einen grellen Kontrast zu dem benachbarten freundlichen Chulm.

Außer diesen Gebieten, in denen die Macht des Emirs, der dort starke Besatzungen hält, eine wohl befestigte ist, werden zum afghanischen Turkestan noch mehrere nördlich vom Hindukusch gelegene Länder gezählt, welche zu Afghanistan nur in einem sehr losen Abhängigkeitsverhältnis stehen, oder über welche der Emir wenigstens eine Oberhoheit beansprucht, obwohl sie von der Bevölkerung nicht anerkannt wird. Es sind dies vor allem Badachschan, Schignan und Wachan. Die Grenzen dieser Länder nach West, Nord und Ost sind nicht genau bestimmt, ihre Bewohner sind vorwiegend Tadschiks. Bis hinauf ins hohe Gebirge hat sich das iranische Element erhalten und sich auch als herrschendes behauptet, während es in den am mittlern und untern Lauf des Amu Darja gelegenen Ländern den türkischen Völkern unterthan wurde, obwohl es auch dort stellenweise die Hauptmasse der Bevölkerung bildet.

An Kundus grenzt im Osten Badachschan oder Bedachschan, ein zum größern Teil noch unbekanntes Land, welches unter einem von Afghanistan abhängigen Mir oder König steht, der seinen Stammbaum von Alexander dem Großen herleitet. Der Erste, der in dieses Land eindrang, und dessen Aufzeichnungen Jahre lang die einzige Quelle für die Kenntnis von Badachschan bildeten, war Leutnant John Wood. Er war von Kundus über Khanabad und Talikhan nach Osten gezogen und hatte sich von dort aus durch den Paß von Lattabanda nach Badachschan begeben. Eine großartige Fernsicht eröffnet sich auf der Höhe dieses Paßes: ringsum sieht man hohe, schneebedeckte Gebirgsmassen, gegen Norden die Berge von Karategin, gegen Osten die Chodscha-Mohamed-Berge, welche Badachschan von Darwas und Schignan scheiden. Nachdem er den Lattabanda-Paß überschritten, gelangte Wood nach dem hochgelegenen Kila-Afghan, welches durch seine vielen Quellen (angeblich über 400) berühmt ist. Von Kila-Afghan zog Wood durch die Karabulak-Ebene und das freundliche Meschidthal, durch welches in vielen Windungen der Bach Varsatsch fließt, über den Berg Agurdurah in das Taischhanthal. Das Land war völlig unbewohnt und wilde Schweine die einzigen lebenden Wesen, welche Wood sah, der auch beim Überschreiten der Berge einem Pfade folgte, den Schweineherden ausgetreten hatten. Das fruchtbare Argu-Plateau war verödet, und Faisabad, die alte Hauptstadt von Badachschan, fand der Reisende in Ruinen; das südlicher gelegene Dscherm an der Koktscha war an seine Stelle getreten. In dem letztern blieb Wood mehrere Wochen, obwohl die etwa 1500 Einwohner zählende Stadt kein besonders angenehmer Aufenthaltsort war. Die Bevölkerung war sehr arm, oft wohnte ein halbes Dutzend Familien unter einem Dache. Die Häuser hatten flache Dächer, welche auf dicken Erdmauern ruhten und zuweilen noch durch Pfeiler gestützt wurden. So armselig die Gegend aussieht, so birgt sie doch große Schätze. In dem obern Teil des Koktschathales, welcher Karan genannt wird und als unwegsames, gefährliches Gebirge verrufen ist, befinden sich berühmte Lapislazuli-Minen, welche schon seit vielen Jahrhunderten ausgebeutet werden. Die Gewinnung des kostbaren Steines, der dort in drei Arten, lichtblau, dunkelblau und grün vorkommt, erfolgt trotzdem noch auf sehr primitive Weise, und der Ertrag der Minen, in denen meist nur im Winter gearbeitet wird, ist ein sehr geringer. Im Koktschathale befinden sich ferner auch Eisenbergwerke, aus welchen viel Eisen, in dessen Verarbeitung die Badachschaner sehr geübt sind, nach fernen Gegenden ver-

sandt wird, und am Amu-Darja befinden sich Rubinminen. Wood wollte auch noch die Rubinminen besuchen, welche am andern Ufer des Amu-Darja, etwa 4 Meilen hinter Ischkaschim liegen, aber er mußte sich damit begnügen, von fern die Berge gesehen zu haben, welche die Minen einschließen, denn der Amu-Darja war bei Ischkaschim zugefroren und das Eis noch nicht so stark, daß man ein Überschreiten des hier etwa 32 Meter breiten Flußes hätte wagen können. Ein kalter Wind weht in dieser Gegend, und Wood hatte mit demselben bereits zu kämpfen, als er auf der Weiterreise das etwa 2000 Meter über dem Meeresspiegel gelegene Dorf Jaul erreichte. Unter dem eisigen Hauch dieses Windes, welcher Bad-i-Wakhan, Wind von Wachan genannt wird, weil er von den Bergen Wachans herüberweht, erstirbt alle Vegetation, nur Wallnußbäume gedeihen hier noch vortrefflich, während Maulbeerbäume nur noch in verkümmerten Exemplaren vorkommen. Weiter hinauf, in einer Meereshöhe von über 2400 Meter, trifft man nur noch die weiße Pappel und die rote Weide als einzige Repräsentanten des Pflanzenreiches.

Ischkaschim besteht aus 40, längs des Flusses zerstreuten Häusern. Sechs Meilen unterhalb des Dorfes ist eine bequeme Furt, welche die Grenze zwischen Ischkaschim und dem Distrikt Kutschih-Garan (d. i. enge Höhlen) bildet, in welchem sich die berühmten Rubinminen befinden. Von Ischkaschim bis zu der Furt führt der Weg durch ein breites, wohl bebautes Thal, und auch das rechte Ufer jenseits der Furt war einst dicht bevölkert und fruchtbar. Heute sieht man nur noch Ruinen der Ortschaften, welche einst dort standen, und die Felder, die zu diesen Ortschaften gehörten, werden jetzt von Leuten bestellt, welche am andern Ufer wohnen und eine Tagereise von hier entfernt sind.

In den Gebirgsthälern am Koktscha, welche unter dem Namen Jamgan zusammengefaßt werden, findet man außer Lapislazuli und Eisen auch Silber, Kupfer, Blei, Schwefel, Amoniaksalz u. s. w. In früherer Zeit wurden alle diese Schätze, welche der Boden birgt, eifrig ausgebeutet, jetzt aber ist der Bergbau sehr zurückgegangen.

Die Stadt Dscherm, südöstlich von Faisabad gelegen, hieß früher Golan und war noch in den dreißiger Jahren die Hauptstadt von Badachschan. Dscherm besitzt das beste Fort des ganzen Landes. Die Bevölkerung bilden Tadschiks, Usbegen und sunnitische Araber. Die Stadt ist von großen Gärten umgeben, in denen sich zahllose Aprikosen- und Maulbeerbäume befinden. Die Provinz Dscherm zerfällt in 8 Distrikte: Dscherm, Sardeo, Sargilan, Wardodsch, Kaschfin, Andschuman, Kuran und Paraischan. Die Ebene, welche der Fluß Wardodsch durchströmt, bevor er sich mit dem Koktscha vereinigt, (Jandara auch Baharak) genannt, ist eine der fruchtbarsten und am dichtesten bevölkerten Gegenden Badachschans. Bei der Einmündung des Wardodsch in den Koktscha befindet sich die Schaschpulbrücke, und nachdem man diese überschritten, verengert sich das Thal immer mehr und zieht sich schließlich als schmale Schlucht bis Faisabad hin.

Sehr ausführliche Mitteilungen über Badachschan verdanken wir dem Panditen Munphul Men Munschi, welcher sich mehrere Jahre im Lande aufhielt. Er schildert dasselbe mit begeisterten Worten, preist seine Reichtümer und die Fülle von Produkten aller Art, welche die Tier- und Pflanzenwelt und nicht minder die Bergwerke liefern. Seinem Urteil nach giebt es in der ganzen Welt kein besseres Land als Badachschan. Von dem rauhen Klima, unter welchem Wood zu leiden hatte, weiß er nichts, preist vielmehr auch das Klima als vortrefflich. Wie es komme, daß das Volk trotz der vielen Reichtümer, welche sein Land birgt, arm sei, läßt er aber unaufgeklärt. Wichtiger als diese, offenbar mit zu freundlichen Farben gemalte Schilderung des Landes sind seine Mitteilungen über die politischen Verhältnisse desselben. Badachschan zerfiel damals in 16 Provinzen, richtiger vielleicht Lehnsstaaten, da einzelne unter der Verwaltung von Verwandten des Mir standen, deren Würde erblich war, wie z. B. in dem erst kurz vor der Ankunft des Panditen unterworfenen Wachan, in Ischkaschim, Schignan und Roschan. Unter der unmittelbaren Herrschaft des Mir stand nur die Provinz Faisabad, in welcher er residierte. In den anderen Provinzen waren seine Statthalter, welche sich ebenfalls den Titel Mir beilegten, ziemlich uneingeschränkte Herrscher, zahlten entweder gar keinen oder nur geringen Tribut und hatten dem Oberherrn gegenüber überhaupt keine andere Verpflichtung, als ihm im Kriegsfalle ihre Truppen zur Verfügung zu stellen. Die Bevölkerung bestand teils aus Sunniten, teils aus Schiiten. Die schiitischen Tadschiks wohnten im Gebirge und bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung; im eigentlichen Badachschan bestand die Bevölkerung aus Türken, Tadschiks und Arabern, welche sämtlich Sunniten waren und entweder türkisch oder persisch sprachen. Die Türken bezeichnet der Pandit als den tapfereren, intelligentern und wohlhabendern Teil der Bevölkerung.

In ihrem Äußern haben die Bewohner von Badachschan große Ähnlichkeit mit den nördlichen Indern. „Einer derselben," erzählt Shaw, „besuchte mich in Yarkand. Mein Munshi sowohl als ich glaubten seinem Äußern nach, er sei ein Kaschmiri, und wir ließen ihn, um seine Nationalität zu prüfen, durch einen unserer Leute plötzlich in der Kaschmirsprache anreden, aber er verstand sie offenbar nicht. Er sagte uns auf persisch, er sei ein Badakhschi, und wir überzeugten uns später, daß er die Wahrheit sprach. Nun ist aber sein Kaschmiri-Äußeres sehr interessant, da es zeigt, daß sein Volk mit den Ariern verwandt ist, denn die Kaschmiris bilden einen sehr stark markierten Typus, wie die Juden. Wer sie gesehen hat, wird nie Bedenken tragen, die Nationalität eines derselben vor Gericht zu beschwören. Andere Badakhschis, die ich sah, kommen ihnen im Äußern sehr nahe, aber keiner so auffallend wie dieser, der wirklich, ohne daß er es nur irgend beabsichtigt hätte, meinen Munshi täuschte, der unter Kaschmiris geboren und erzogen war."

Nach Wood ist Badachschan wiederholt von Reisenden besucht worden, und eine lange Reihe von Berichten ermöglicht, ein möglichst ausführliches Bild von diesem Lande zu entwerfen. Unter der Regierung Dschandar-Schahs besuchte Badachschan der Kafir Jamshed, dessen Berichte von Dr. Leitner der Öffentlichkeit übergeben wurden. In der Stadt Badachschan wurde damals ein lebhafter Sklavenhandel getrieben. Es gab dort zwei Serais, deren eines als Herberge für Karawanen diente, während das andere als Lager für zum Verkauf ausgestellte Sklaven benutzt wurde. Unter den letzteren befanden sich viele Afghanen, aber auch persische Kaufleute. Ob der Gefangene Sunnit oder Schiit ist, kommt nur insofern in Betracht, als man Sunniten gegenüber zu dem Mittel greift, welches auch die Turkmenen anzuwenden pflegen, um den Vorschriften des Koran gerecht zu werden und keinen Rechtgläubigen als Sklaven zu verkaufen: Der gefangene Sunnit wird so lange geschlagen und gefoltert, bis er sich als Schiit bekennt, worauf er anstandslos verkauft werden kann. In dem Serai sind Männer und Frauen zum Verkauf ausgestellt, aber stets werden die Sklaven streng nach Geschlechtern geschieden und Männer und Frauen, auch solche höhern Alters, nie in demselben Raum verwahrt. Jamshed berichtet, daß die Sklavenhändler in großen Scharen zum Menschenfang auszuziehen pflegten und ununterbrochen Sklaventransporte eintrafen. Der Preis der Menschenware war infolge dessen auch sehr gedrückt, denn man zahlte für einen Sklaven höchstens 10 Tomans (etwa 90 Mark). Obwohl die Händler von Badachschan alles, was ihnen in die Hände kam, zu Sklaven zu machen suchten, so hielten sich doch auch Fremde im Lande auf, Hindus und Juden, welche sich ungehindert überall bewegen konnten. Man duldete sie und ließ sie nach Belieben Handel treiben. Unter den 150 großen Kaufläden, welche sich unterhalb der Zitadelle befanden, waren manche im Besitze von Hindus und Juden, von denen die ersteren namentlich als Bankiers sich hier niedergelassen hatten.

In der Stadt befanden sich viele Gärten, in denen Pfirsiche, Weintrauben, Äpfel, Melonen und andere Fruchtgattungen, alle von guter Qualität, vorhanden waren. Die Häuser der Einwohner waren mit Kuppeln aus Lehm versehen, der Palast des Mir einem Mausoleum ähnlich. Bei den Audienzen, welche der Mir in einer großen Halle erteilte, war er prächtig gekleidet, trug goldgestickte Gewänder (die Stickereien waren inländische Arbeit), um den Leib einen Kaschmirshawl, englische Stiefel, einen goldenen Gürtel, in welchem 2 Pistolen staken, und ein Schwert englischen Ursprungs. Er führte ein sehr ausschweifendes Leben, kümmerte sich wenig um Wohl und Wehe seiner Unterthanen und verbrachte den größten Teil seiner Zeit auf der Jagd und bei Gelagen. Es war daher kein Wunder, wenn es im Lande um Verwaltung und Rechtspflege schlecht bestellt war. Von den höchsten bis zu den untersten Beamten handelte jeder wie es ihm gut dünkte und führte ein wahres Willkürregiment. Überall herrschte Verwirrung und Unordnung, und sogar das Heer war von derselben nicht verschont geblieben. Die Leibgarde des Mir bestand aus 200 Mann Infanterie, 200 Mann Kavallerie, 30 Artilleristen mit 6 Kanonen und einem 25 Mann starken Musikkorps, welches über 3 Trompeten, 8 kleine und eine große Trommel und einen Chang verfügte.

Jamshed besuchte auch die am Kokhaflusse gelegene Stadt Rustak. In dem dortigen Fort befanden sich 3 Geschütze, 30 Infanteristen, 12 Artilleristen und eine Menge Pferde. Es waren 2 Serais und 12 Kaufläden im Fort, aber Sklavenhandel wurde in demselben nicht getrieben.

Von späteren Reisenden, welche durch Badachschan kamen, folgte Mirza, den Major Montgomerie ausgesandt hatte, demselben Wege, welchen seiner Zeit Wood eingeschlagen, und reiste auch in derselben Jahreszeit wie jener. Seine Reise brachte nicht viel Neues, umsomehr dagegen die Reise des Havildar, der im Jahre 1870 über den Hindukusch von Süden her in Badachschan eindrang. Von Kaschkoro-Tschitral am Dara Taruk, südlich vom Hindukusch, zog er durch den Nuksan-Paß nach Badachschan. Es war erst

Mitte September, aber trotzdem lag schon sogar am Fuße des Nuksan-Berges Schnee, und eisige Winde und schneidende Kälte erschwerten den ohnehin schon genug beschwerlichen Aufstieg durch den steilen Paß. Von der Paßhöhe, welche Havildar am Morgen des 16. September erreichte, stieg er hinab nach Dagul und kam 2 Tage später in das Dorf Sebok, das eigentlich aus 8 kleinen Dörfern besteht, welche über einen Raum von etwa einer Meile Länge zerstreut sind. Von Sebok zog er dann über Safaid Dara auf dem rechten Ufer des Kokscha-Flusses weiter nach Faisabad, das er in 7 Tagen erreichte. Auf dem Rückweg wich er bei Sebok von seiner frühern Tour ab und zog über das Dorf Sangletsch und durch den 16000 (?) englische Fuß hohen Dara-Paß, wo eine heiße Quelle entspringt, nach Tschitral.

Havildar konnte über große Umwälzungen in Faisabad berichten. Dschandor-Schah, der ausschweifende Herrscher, der auf dem Throne saß, als Jamshed Badachschan bereiste, hatte in Mahmud Chan einen Nachfolger gefunden, welchen Havildar als einen gebildeten Mann schildert. Der neue Herrscher war aber beim Volke nicht beliebt, denn da er dem Emir von Afghanistan Tribut zahlen mußte, sah er sich gezwungen, hohe Steuern zu erheben, während sein Vorgänger, der keinen Tribut gezahlt, das Volk mit Steuern nicht belästigt hatte. Von großem Einfluß war der Thronwechsel auf den Sklavenhandel. Während noch Mirza, der 2 Jahre vor Havildar nach Faisabad kam, den Sklavenhandel als sehr bedeutend bezeichnete, hatte er unter dem neuen Herrscher fast aufgehört. Früher beteiligte sich der Mir selbst an dem Handel. Mahmud-Chan aber hielt sich demselben fern, und Havildar konnte sich überzeugen, daß nur noch einige Kaufleute aus Buchara sich mit dem schändlichen Gewerbe beschäftigten.

Vasallen von Badachschan sind die Herrscher von Wachan, Ischkaschim, Gharan, Roschan und Schignan. Wachan (Wokhan, auch Darja Pandsch, d. i. die fünf Flüsse) ist ein armes Land. Es ist vielleicht das Land der Oxiani, von dem die Historiographen Alexander des Großen berichten. Die Einwohner, die Wakhschi, sind schiitische Tadschiks; sie treiben Ackerbau und Viehzucht, namentlich die letztere, und besitzen große Herden fettschwänziger Schafe, welche die zur Fabrikation der Kaschmir-Shawls nötige Wolle liefern. Außer Schafen züchten sie hauptsächlich Pferde, dagegen ist Hornvieh bei ihnen selten. Der Mir von Wachan residiert in dem kleinen Orte Kila-Pandschah, in welchem sich auch die ganze, c. 200 Mann zählende Armee des Fürstentums befindet. Eine Haupteinnahme des Fürsten bilden die Zölle und Steuern, welche von den das Land durchziehenden Handelskarawanen erhoben werden, denn Wachan ist das Durchgangsthor für den gesamten Handel zwischen Kaschmir einerseits und Afghanistan mit dem westlichen Turkestan andererseits. Jeder, der durch das Land reist, muß außer den hohen Zöllen für die mitgeführten Waren von dem Mir die Erlaubnis zur Durchreise, die Erlaubnis zum Mieten von Führern, Trägern und Lasttieren u. s. w. erkaufen. Das Land ist nicht groß: es besteht nur aus 3 Thälern, jenem, welches der aus dem Pamirkul-See kommende Quellfluß des Amu Darja durchströmt, nebst 2 kleinen Seitenthälern. Der obere Teil des Hauptthales ist schwach bevölkert, dagegen liegen in dem untern Teil, wo sich auch die Hauptstadt Kila-Pandschah befindet, die Ortschaften dicht beisammen. Die Niederlassungen reichen nur bis zur Grenze jenes Gebietes, in welchem der Steppencharakter vorherrscht. In den Ortschaften sind die Häuser eins dicht neben dem andern gebaut, ausnahmslos aus Stein und Lehm, mit flachen Dächern. In keinem Hause fehlt ein großer Ofen, der hier im Winter sehr nötig ist, weil die Kälte einen hohen Grad erreicht. Wegen der rauhen Witterung kleidet sich auch die Bevölkerung in dicke Wollstoffe und trägt wollene Röcke (schogas) und ebensolche Beinkleider. Die Kulturstufe, auf welcher die Wachaner stehen, ist eine sehr niedrige. Dem Namen nach sind sie zwar Mohamedaner, Schiiten, aber sie kümmern sich wenig um die Vorschriften ihrer Religion. Das Menschenleben hat bei ihnen einen sehr geringen Wert, und ein Sklave gilt nicht mehr als irgend ein Haustier: man schätzt ihn einem Pferd, ja einem Hunde gleich. Der Sklavenhandel steht in Blüte, und die Unsicherheit, welche hier herrscht, sichert ihm noch ein langes Bestehen. Die Kandschuts aus dem Gilgitthal und die nordwärts wohnenden Kirgisen unternehmen häufig Einfälle in Wachan, und da der Mir selbst der größte Sklavenhändler ist, wird den Raubzügen zur Erbeutung von Sklaven nicht gesteuert.

In jüngster Zeit wurde Wachan von Oberst Gordon bereist, den die Captains Biddulph und Trotter und Dr. Stoliczka begleiteten. Außer einigen astronomischen Beobachtungen zur Bestimmung einzelner Orte der Reiseroute hat die Expedition, welche das Land in Eilmärschen durchzog, keine Aufnahmen ausführen können. Der Ausgangspunkt der Expedition war Jangi Hissar in Ost-Turkestan, von wo man am 21. März 1875 aufbrach. Nach einem mühevollen Marsch über die Kisil-Jart-Kette, wo im Kaskasu-Paß tiefer Schnee lag, gelangte man in den ungemein steilen Dorat-Paß, und dann in einen Engpaß am Tangitar, durch welchen man die Lasttiere nur mühsam hindurchbrachte. Die Straße ist hier so gefährlich,

daß wenige Männer einer ganzen Armee den Durchzug verwehren könnten. Dann ging es weiter über das Tschitschitlik-Plateau, wo man sich zu einem Umweg gezwungen sah, da der gerade Weg nach Taschkurgan durch den Paß Kok Mainak durch Schneemassen gesperrt war. Auf steilen Wegen stieg man in das Schindi-Thal hinab und zog dann den Strikul aufwärts bis zu dem alten Fort Taschkurgan. Durch das Aksuthal und über die kleine Pamir, wo äußerst heftige Winde wehten, zwischen schneebedeckten Gebirgen dahin erreichte man endlich in 3 Tagmärschen Sarhadd, das höchstgelegene Dorf des Wachanthales, wo man mit Resaidar Mohammed Afsal Chan zusammentraf, der in Eilmärschen von Jangi-Hissar vorausgezogen war, um Mir Futeh Ali Schah, dem Herrscher von Wachan, die bevorstehende Ankunft der Reisenden zu melden. Mit ihm kam Ali Murdan Schah, der älteste Sohn des Mir, der von seinem Vater zur Begrüßung der Fremden abgesandt war. Man zog im Sarhaddthale weiter, welches von hohen, meist steil abfallenden Felsen eingeschlossen wird, deren Gipfel jedoch durch Nebel und Wolken dem Blick entzogen waren. An beiden Ufern des Flusses lagen hier und da Ortschaften, auf der Strecke von Sarhadd bis Kila Pandschah etwa 400 Häuser. Bei der Anlage der Häuser ist hauptsächlich auf Schutz gegen die hier stets heftig wehenden Winde Bedacht genommen. Man gelangt zunächst in den Stall, in welchem einige Pferde oder Kühe untergebracht sind, und aus diesem durch einen engen gewundenen Gang in einen kleinen Raum in der Mitte des Hauses, wo sich ein aus Lehm erbauter Ofen befindet. Hölzerne Pfeiler stützen dort die Balken, auf denen das gewölbte Dach ruht, in welchem über dem Ofen eine Öffnung angebracht ist. Dieser Raum ist der Feuerplatz, und in ihn münden die Thüren aller Wohngemächer der Familie, welche jedoch auch wieder unter einander durch Thüren verbunden sind. Den größern Teil des Hauses nehmen die Frauen für sich in Anspruch, welche den ganzen Haushalt leiten. Sie gehen unverschleiert, kleiden sich fast wie die Männer, lassen aber ihr Haar in langen Flechten über den Nacken herabfallen. Was den Frauen an Schönheit fehlt, ersetzen sie durch munteres, freundliches Wesen, sie werden aber sehr rasch alt und ihr Haar grau, was nach ihrer Meinung eine Folge ihrer großen Armut ist. Die Bevölkerung ist in der That sehr arm, Schmucksachen scheinen hier unbekannt zu sein, Geld sieht man selten, alles was die Leute besitzen ist ein Produkt ihrer Hände Arbeit. Sie züchten Rinder, Schafe, Ziegen und Jaks; ihre Pferde sind eine kleine, aber ausdauernde Rasse und stammen aus Badachschan.

Die Reisenden zogen durch das Sarhadd-Thal weiter, das hinter Sas sich zu einer großen Ebene erweitert, in welcher der von der Großen Pamir herabkommende Pandschah-Fluß sich mit dem Sarhadd vereinigt und den Amu Darja bildet. Am linken Ufer desselben liegt in einem 2 (engl.) Meilen breiten Thale Kila-Pandschah, die Fünfhügelstadt (Pandsch heißt im Persischen fünf), die Residenz des Fürsten von Wachan. Der Fürst wohnt mit seinem Gefolge in einem auf dem größten Hügel von Stein und Lehm erbauten Fort, welches von hohen Mauern mit vielen Türmen umgeben ist. Von den fünf Hügeln sind nur noch vier bewohnt, der fünfte ist mit Ruinen und Gräbern bedeckt. Auf zwei Hügeln befinden sich kleine Festungswerke, einen dritten nimmt die eigentliche Stadt Kila Pandschah ein, welche von einer starken Mauer umschlossen wird. Die ganze Bevölkerung zählt zwar nur etwa 150 Seelen, aber die Befestigungen sind sehr stark, und die Fürsten von Badachschan haben ihre aufrührerischen Vasallen schon oft vergebens belagert. Das Haus, in welchem der Fürst wohnt, unterscheidet sich von jenen seiner Unterthanen nur durch seine Größe, die Anlage ist dieselbe, man gelangt auch in die fürstlichen Wohngemächer nur durch den Stall.

Nach 13tägigem Aufenthalt in Kila Pandschah trat die Expedition die Rückreise an, nachdem sie in dem armen Lande mit Mühe und Not den nötigen Proviant aufgetrieben hatte. Um einen andern Teil des Landes kennen zu lernen, zog Gordon nicht durch das Sarhadd-Thal, sondern folgte dem Lauf des nördlichen Pandschah. Zwischen den Dörfern Sang und Hissar fand man eine in einem Steinbau eingeschlossene heiße Quelle, welcher Heilkraft zugeschrieben wurde. Sie besaß eine Temperatur von 120° F., aber es kommen in dieser Gegend, in der heiße Quellen sehr häufig sind, noch andere von höherer Temperatur vor. Hinter dem Dorfe Langar Kisch kam man an verfallenen Hütten vorbei, in denen einst Kirgisen wohnten. Dieselben sind schon vor Jahren fortgezogen, und jetzt soll nicht ein Kirgise mehr dem Fürsten unterthan sein. Hinter dem Karawanenhalteplatz Boharak beginnt die große Pamir, und etwa 8 Meilen oberhalb dieses Platzes mündet in den Pandschah auf dem rechten Ufer ein Fluß, der ihm an Größe gleichkömmt. Die Reisenden zogen durch ein grasreiches, etwa 1 Meile breites Thal und stiegen auf einer vortrefflichen Straße durch den Bilaor Paß, bei welchem der von Norden kommende Ab-i-Kargoschi in den Pandschah einmündet, zu einer grasbewachsenen Ebene empor. Hinter der Kargoschi-

Ebene, von welcher der Ab-i-Kargoschi herabfließt, liegt die Alitschor-Pamir, auf welche der Fürst von Wachan Ansprüche erhebt, die jedoch faktisch schon zu Schignan gehört.

Die Pamir (Pam - Ebene, mir Herrscher), der „Beherrscher der Ebene“ oder wie sie andere auch nennen: „Das Dach der Welt“ ist der Vereinigungspunkt der mächtigsten Gebirge Asiens. Im Nordosten hängt die Pamir mit dem Tsian-Schan zusammen, im Nordwesten zweigen sich von ihr der Alai Tau, der Karatschje-Tau und verschiedene andere, diesen parallele Ketten ab, im Südwesten stößt sie mit dem Hindukusch zusammen, und im Südosten steht sie in Verbindung mit dem Mustagh, durch diesen mit dem Himalaya Gebirge, mit dem Korakorum-Gebirge und dem westlichen Künluen. Wohin wir blicken, überall sehen wir Länder und Gebirgszüge, welche vor einem Vierteljahrhundert noch ganz oder doch zum großen Teil unbekannt waren. Vor 30 Jahren war der Tsian-Schan noch ganz unerforscht, und so lange er verschlossen blieb, mußte auch das östlich gelegene Ost Turkestan unbekannt bleiben. Von Westen her konnte eine Erforschung nicht stattfinden, solange die Steppenchanate - Chiwa, Buchara, Chokand — mit ihrer fanatischen und unduldsamen Bevölkerung noch unabhängig waren und man bei einer Reise durch dieselben sein Leben aufs Spiel setzte. So sind denn auch die Quellen des Amu-Darja nicht von dem Unterlaufe des Flusses her erforscht worden, sondern lange vor der Erschließung des Stromes durch das Vordringen der Russen sind kühne englische Reisende über den Hindukusch an den obern Amu Darja gelangt. Leutnant Burnes und John Wood hatten hier die Bahn gebrochen, indem der Erstere über Kabul bis Kundus gelangte, der Letztere die Quellen des Amu Darja entdeckte. Wood war der erste Europäer (nach Marco Polo, dessen Schilderungen er überall bestätigt fand), der die Pamir betrat, denn der oberste Teil des Amu Darja-Thales muß bereits zu dieser gerechnet werden. Genauere Nachrichten über die Pamir brachten Hayward und Shaw, welche durch Ost Turkestan an den östlichen Absturz des Plateaus gelangten. Um dieselbe Zeit war ein Asiate, der schon erwähnte Mirza (auch Mirza Sudsch genannt) im Auftrage des Majors Montgomerie quer durch die Pamir gedrungen, indem er von Badachschan ausging und glücklich nach Kaschgar gelangte. Im Oktober 1868 hatte er Badachschan verlassen und kam am 5. Februar 1869 in Kaschgar an. Obwohl der Ruhm, die Pamir zuerst durchquert zu haben, nicht ihm, sondern Abdul Meschid gebührt, der schon 8 Jahre früher die Pamir in der Richtung von Süden nach Norden durchzogen, so war er doch der Erste, dessen Reise für die Wissenschaft von Bedeutung war, da seine Beobachtungen seinem Auftraggeber ermöglichten, eine Karte der von ihm durchreisten Gegenden zu entwerfen.

Im Jahre 1870 wurden mehrere Expeditionen auf das Hoch Plateau unternommen. Forsyth bewogen handelspolitische Zwecke zu einer Reise von Leh nach Yarkand, welche er in Begleitung von Shaw antrat, dem wir eine Längenbestimmung von Yarkand verdanken, Ibrahim Chan zog von Kaschmir nach Dardistan, überschritt den Hindukusch im Darkot Paß, gelangte in das Thal des Amu Darja und wandte sich dann über die Pamir nach Osten, bis zum Pamir kul und über Sarykul nach Jam Hissar vordringend; schließlich zog von Peschawer aus der Munschi Faiz Baksch durch Afghanistan, überschritt den Hindukusch, kam über Balch, Badachschan und Wachan zur Pamir und durch diese nach Ost Turkestan.

Als die russische Grenze näher an die Pamir heranrückte, beteiligte sich auch Rußland an der Erforschung des interessanten Hochplateaus. Als die bedeutendsten Leistungen von russischer Seite sind zu nennen die Majewsche Expedition, welche 1878 in die westliche Pamir kam, die Forschungen von L. Kostenko, der im Jahre 1873 an einer Militär-Expedition gegen die Karakirgisen teilnahm, in jüngster Zeit aber die Reisen des Hofrats Regel und des Geologen Iwanoff, des Generalstabs-Hauptmanns Putjata und des Topographen Benderski im Jahre 1883.

Das nördliche Grenzland von Wachan ist Schignan, das einst ein viel größeres Reich bildete als jetzt, da auch das westlich von Darwas gelegene Hissar und sogar einige Landstriche auf dem linken Ufer des Amu Darja dazu gehörten. Damals hieß das Land auch nicht Schignan, sondern Schaganian. Es wird im Westen von Darwas, im Osten von Sarykul, einer kaschgarischen Provinz begrenzt, und erstreckt sich in der Richtung von Süd nach Nord von Wachan bis zum Alai Plateau. Die Bevölkerung bilden schiitische Tadschiks.

Darwas, Schignan, Hissar und Karategin gehören heute noch zu den unbekanntesten Teilen Hoch Asiens, aber auch über sie haben in den letzten Jahren manche Reisen Licht verbreitet, und auch aus Gebieten, welche noch kein Europäer betreten hat, liegen jetzt wenigstens auf Berichten der Nachbarbevölkerung beruhende Schilderungen vor.

Der Zuln'ar-Paß



Der Khyber-Paß.

Die zuvor in Europa kaum dem Namen nach bekannten Landschaften Gharan, Schignan und Roschan sind zuerst von einem Mitgliede der Forsyth'schen Expedition, dem Assistent Surveyor Abdul Subhan bereist worden, der auch einen großen Teil des Laufes des Amu-Darja unterhalb Kila-Pandschah feststellte. In Gharan fand Abdul Subhan an beiden Ufern des Flusses viele Ruinen, die ebenso ein Anzeichen ehemaligen Wohlstandes sind wie die auf dem rechten Ufer befindlichen Rubinminen, welche einst den Herrschern von Badachschan ein großes Jahreseinkommen lieferten, während heute nur noch ein geringer Jahresertrag an den Emir nach Kabul abgeliefert wird.

Die Landschaft Schignan, welche sich von unterhalb Kugus-Parin bis zum Derbendturm etwa 60 Meilen am Flusse hin ausdehnt, ist nach Abdul Subhans Angaben die reichste unter allen Landschaften des obern Amu-Darja. Die Hauptstadt ist Bar-Pandschah, welches mit den Vororten etwa 1500 Häuser zählt. In ihr befindet sich ein sehr starkes Fort mit etwa 40 Fuß hohen Mauern, auf welchen sich fünf mit Schießscharten versehene Türme erheben. Im Fort liegt der von Stein erbaute Palast des Fürsten. Auf beiden Ufern des Flusses sah Abdul Subhan eine Menge Dörfer, welche von Gärten und gut bebauten Äckern umgeben waren. Im Ghund-Thal befinden sich etwa 700, im Schakdara-Distrikt etwa 500 Häuser. Das 2 Tagereisen von Bar-Pand'chah entfernte große Fort Ratsch ist der Sitz des Gouverneurs des Schakdara-Distriktes. Die Flüsse Schakdara und Ghund vereinigen sich und bilden den Sutschan, einen großen Zufluß des Pandschah, in den er bald nach der Vereinigung auf dem rechten Ufer einmündet.

Der Derbend-Turm bildet die Grenze zwischen Schignan und Roschan. Das Thal erweitert sich unterhalb des Turmes bis auf 5 Meilen Breite, und es mündet in den Pandschah der reißende Murghab (Aksu) ein. Die Hauptstadt von Roschan, Wamar, liegt 3 Meilen unterhalb der Mündung des Murghab in einer sehr fruchtbaren Gegend, von Obstgärten und Getreidefeldern umgeben. Die Stadt, bei der sich ein großes Fort befindet, zählt etwa 100 Häuser.

Abdul Subhan kam längs des Pandschah-Amu-Darja bis zum Dorfe Pigisch, dem äußersten bisher von Osten aus erreichten Punkt. Etwa 3 Meilen unterhalb Pigisch befindet sich beim Dorfe Bar-Roschan die Landesgrenze, und eine Tagereise entfernt Wasnud, das erste Dorf in Darwas.

Mit Darwas betreten wir das Gebiet, in dem sich die Interessensphäre des Emirs von Afghanistan mit jener des Emirs von Buchara kreuzt. Eine feste Grenze zwischen beiden Ländern ist nur dort vorhanden, wo sie mit dem Amu-Darja zusammenfällt, sobald sie diesen verläßt, wird das Land streitig zwischen den Nachbarstaaten. Auch Badachschan war eine Zeitlang ein Streitobjekt zwischen Afghanistan und Buchara; umsomehr mußte ein solches auch das am andern Ufer des Flusses gelegene Darwas werden, dessen Grenzen nach West, Nord und Ost ganz unbestimmt waren.

Die Reisen des russischen Hofrats Regel in den Jahren 1881 bis 1883 haben auch den Schleier, der bis dahin Darwas verhüllte, zum Teil gelüftet und uns mit den darwasischen Ufern des Amu-Darja bekannt gemacht. Der Norden und Osten des Landes ist bis heute noch völlig unbekannt.

Nordwärts grenzt an Darwas ein Land, welches seiner ganzen Beschaffenheit nach zu den bisher geschilderten Duodezstaaten gehört, obwohl es zu Afghanistan in keinerlei Beziehung steht: das zwischen der Hissar- und Darwaskette gelegene Karategin.

„Die Tradition sagt, daß die ersten Ackerbauer und die Stammväter der jetzigen Bevölkerung die Kirgisen Kara und Tegin gewesen seien, von denen auch das Land seinen Namen erhalten hat; gegenwärtig beschäftigen sich die nomadisierenden Kirgisen in Karategin sehr wenig mit Ackerbau. Wenn es auch unmöglich ist, die Zeit zu bestimmen, wann aus einer nomadisierenden eine seßhafte, ackerbautreibende Bevölkerung geworden, so ist doch, angesichts der Entwickelung des Ackerbaues in Karategin, anzunehmen, daß die dortigen Bewohner schon einige Jahrhunderte mit der Bodenkultur vertraut sind. Über die Geschichte von Karategin ist auch nichts bekannt. Aus allen Erzählungen klingt stets der eine Grundton hindurch, daß Karategin bis zum Jahre 1868 vollkommen unabhängig gewesen sei und unter der oligarchischen Verwaltung eines Scha aus den Nachkommen Alexanders von Macedonien gestanden hätte. Da es aber stets sehr viele Prätendenten dieser Art gab, so rief der Tod des Scha beständig Fehden hervor, welche endlich in dem Volke das Verlangen nach einer festern Staatsordnung wachriefen. Andererseits harrten aber auch die benachbarten Fürsten von Buchara und Chokand des günstigen Augenblicks, um Karategin ihren Besitzungen einzuverleiben. Das gelang dem jetzt regierenden Emir von Buchara Musafar-Chan. Im Jahre 1868 versuchte der unabhängige Regent des Kuljab, Ssary-Chan, mit Karategin ein Schutzbündnis gegen den Emir von Buchara abzuschließen. Aber der damalige Scha, Musafar, hielt das

Bündnis für zu gefahrvoll für sich und schickte den betreffenden Brief des Ssary-Chan nach Buchara. Über diesen Treubruch empört, brach Ssari-Chan in Karategin mit bewaffneter Macht ein und nahm Musafar gefangen. Da aber gleichzeitig auch der Emir von Buchara gegen Ssary-Chan ins Feld zog, so war der letztere gezwungen, nach Kuljab zurückzukehren, um sein eigenes Land zu verteidigen und den gefangenen Scha, Musafar, als seinen Regenten in Karategin einzusetzen. Anderthalb Monate später wurde Karategin von einem andern Gegner, von den chokand'schen Truppen unter Schir Ali eingenommen, während der Emir von Buchara gleichzeitig Kuljab eroberte. Ssary-Chan gelang es nach Kabul zu entfliehen, Musafar-Scha wurde aber als Kriegsgefangener dem Chan von Chokand, Chudojar, übergeben. Aber auch Schir Ali blieb nicht lange in Karategin. Als sich die Truppen des Emir von Buchara, nach der Einnahme von Kuljab, der befestigten Stadt Obi-Charm näherten, floh Schir-Ali mit seinem kleinen Detachement nach Chokand, die Bucharen besetzten Karategin und setzten auf Befehl des Emirs Mahomet-Rachim Spuk als Regenten ein. Seitdem steht Karategin in voller Abhängigkeit von Buchara und wird ebenso verwaltet, wie die anderen, zu Buchara gehörenden Provinzen."

Gegenwärtig befinden sich in Karategin etwa 400 Niederlassungen mit 36672 Höfen, was auf eine Bevölkerung von etwa 380000 Seelen schließen läßt. Der Ackerbau steht auf hoher Stufe, denn jeder Karateginer ist Ackerbauer, und er geht seines Landes, das von der Regierung eingezogen wird, sofort verlustig, wenn er es länger als 3 Jahre brach liegen läßt. Der Entwickelung der Viehzucht steht das Klima im Wege, welches die Beschaffung von Winterfutter für große Herden unmöglich macht, dagegen liefert die Jagd reiche Beute, und sie könnte eine wichtige Einnahmequelle der Bevölkerung werden, wenn die Regierung nicht aus dem Pelzhandel ein Monopol machte und die Jäger zwänge, ihr alle Felle zum halben Preise zu überlassen.

„Dieses breite, ziemlich hohe Plateau wird in der Richtung von Osten nach Westen von dem Flusse Ssurch-ob (rotes Wasser), einem rechten Nebenfluß des Amu-Darja, durchschnitten. Der Ssurch-ob kommt aus dem Alai-Gebirge und ist der bedeutendste Fluß in Karategin. Auf seinem Laufe nimmt er viele Zuflüsse auf, unter denen die wichtigsten sind: Janku, Jarchitsch, Chait, Ssaluk Ssar-bug, Mundshigarf — auf dem rechten Ufer, und Mugau, Chadyrion, Kalja-Kon, Wahija oder Chuljas — am linken Ufer. An den Ufern und in den Schluchten erblickt man selbst an den unbedeutendsten Zuflüssen größere und kleinere Ansiedelungen, deren man in Karategin gegen 400 zählen kann. Die Residenz des Regenten (Scha) ist die auf einem Hügel am rechten Ufer des Ssurch-ob sich ausbreitende Ansiedelung Harm mit 340 Höfen. Unter den anderen Ansiedelungen sind nur noch folgende befestigt: Kaljai-ljabi-ob, Jarchitsch, Obi-Harm, Schilmok, Schmghitsch, Jafutsch, Ssamssalyk-Boni und Ssufijam; eine jede derselben zählt etwa 100 bis 360 Höfe, sie sind namentlich als militärische Verteidigungsplätze wichtig und bilden auch die Mittelpunkte der administrativen Verwaltung, an deren Spitze ein Bey (Mir) steht. Trotz der unbedeutenden Breite des Flußes Ssurch-ob — dieselbe beträgt im mittlern Karategin gegen 20 Faden — ist über denselben auf seinem ganzen Laufe nur eine einzige, und zwar hölzerne Brücke, bei dem Dorfe Ssari-pul, drei Werst unterhalb der Residenz Harm, geschlagen. An allen übrigen Stellen passieren die Bewohner den Fluß schwimmend, und zwar mit Beihilfe eines ledernen Sackes (gupßar), in welchen die Kleidungsstücke, und zuweilen, wenn dieser Sack groß genug ist, Handelsartikel hineingepackt werden. Die Oberkleider ablegend, pflegen die Karateginer den Sack aufzublasen, sich dann rittlings auf denselben zu setzen und so über den Fluß hinüberzuschwimmen. Diese Überfahrt geht sehr rasch von Statten. Am andern Ufer angekommen, entleert der Schwimmer den gupßar und setzt dann seine Reise fort. In den größeren Dörfern, wie z. B. in Puldung, Kaljai-ljabi-ob, 30 Werst oberhalb Harm, sind besondere Landungsstationen eingerichtet, wo man für eine unbedeutende Entschädigung, z. B. für eine Schale Früchte, Mehl, Korn oder Öl, ein gupßar beliebiger Größe erhalten kann. Diese originelle Art des Übersetzens ist nur bei den Bewohnern am Fluße Ssurch-ob gebräuchlich; auf den übrigen kleineren Zuflüssen befinden sich überall hölzerne, von den Bewohnern selbst, ohne Unterstützung der Regierung erbaute Brücken. Mit den benachbarten Ländern (Darwas, Kafarningen, Matscha, Ferghana) ist nur im Sommer, vom halben Mai bis zum halben September, über die 12000 bis 14000 Fuß hoch liegenden Gebirgspäße (agba) eine Kommunikation möglich. Übrigens sind diese Wege auch im Sommer nur schwer zu passieren. Im Winter werden die Päße durch ungeheure Schneemassen vollkommen verweht und versperrt."

Karategins Abgeschlossenheit von der Welt hat auf den Charakter der Bevölkerung großen Einfluß ausgeübt. Ehrlichkeit ist eine der ersten Tugenden der Karateginer, und das Vieh kann ohne Hüter auf von den Wohnungen weit entfernten Weiden allein gelassen werden, ohne daß man befürchten muß, es

werde ein Stück gestohlen werden. Diebstahl ist im Lande völlig unbekannt. Dabei ist jedoch auch die geistige Entwickelung des Volkes sehr zurückgeblieben. Eigene Münzen besitzen die Karateginer nicht, und die der Nachbarländer kennen nur wenige. Längenmaße sind auch völlig unbekannt, die Kopfbedeckung dient als Hohlmaß; Basare und überhaupt Verkaufsläden trifft man im ganzen Lande nicht. Wie lange wird es aber noch währen, und auch das idyllische Dasein, dessen Karategin sich bisher erfreute, wird sein Ende finden. Von Ost und West nahen stets aufs Neue wieder seinen Grenzen die unermüdlichen Pioniere europäischer Kultur, die Forschungsreisenden, und immer näher rückt die russische Grenze heran, innerhalb welcher über kurz oder lang auch Karategin als neuer Bestandteil des Zarenreiches einer bessern Zukunft entgegengehen wird.

Afghanistan. Land und Leute.

Afghanistan besitzt, wie wir bereits sowohl im Turkmenengebiet nördlich von Herat, als auch im sogenannten afghanischen Turkestan zu beobachten Gelegenheit hatten, keine mit Sicherheit gezogenen politischen Grenzen. Nur an der Süd- und Südwestgrenze ist im Jahre 1872 diesem Übelstand abgeholfen worden. Die englische Schiedsrichter-Kommission bestimmte damals die Linie, welche Afghanistan im Westen von der persischen Provinz Seistan und im Süden von Beludschistan trennen sollte. Diese Linie beginnt unter 61° 5' östl. L. und 31° 30 nördl. Br., durchschneidet den Hamun-Sumpf, zieht sich dann nach Osten zum Hilmend, dessen Ufer sie einige Zeit sich anschmiegt und sich endlich bis 61° 15' östl. L. und 30' nördl. Br. nach Südwest wendet; sie durchschneidet dabei den Hamun-Sumpf, läuft einen spitzen Winkel bildend wieder zurück zum Hilmend, den sie bei Bend i kamal chan erreicht und ihm über Rudbar hinaus folgt, bis sie sich endlich durch die Belutschi-Wüste zum Meridian von Quettah zieht und von dort in südöstlicher Richtung der indischen Grenze zustrebt.

Die Unsicherheit der übrigen Grenzen Afghanistans ermöglicht nur eine annähernde Schätzung seines Flächenraums, welcher etwa 721000 □ Kilometer betragen dürfte. Das ganze Land präsentiert sich uns als ein Hochplateau, welches den Übergang von dem indischen Tiefland zu dem Gebirgssystem des westlichen Asien bildet, nach Osten der äußerste Ausläufer des iranischen Hochlandes, wie nach Süden hin Beludschistan die äußerste Grenze seiner Ausdehnung ist. Terrassenförmig steigen aus der Indus-Ebene die parallelen Gebirgsketten empor, immer höher, immer steiler und mauerartiger werdend, bis endlich das wild zerklüftete Soliman-Gebirge seinen Höhepunkt erreicht. Dort erhebt sich der Tachti Sulaiman (Thron Salomos) bis zu 3444 Meter über dem Meeresspiegel, und rings um ihn steigen noch zahlreiche Piks zu nahezu gleicher Höhe empor, während die Masse des Gebirges durchschnittlich 3000 Meter Seehöhe erreicht. Diese gewaltige Gebirgsmauer bildet Afghanistans Ostgrenze und trennt es, beinahe parallel mit dem Indus laufend und durchschnittlich nur 100 Kilometer von diesem entfernt, von Englands indischem Besitz. Was jenseits des Soliman-Gebirges gegen Westen liegt, ist zu vier Fünfteln Gebirgsland, welches zum Teil aus völlig kahlen, zum Teil aus bewaldeten Felsen besteht, welche zuweilen weit ausgedehnte Hochplateaus bilden. In den Thälern, welche die einzelnen Hochplateaus von einander scheiden, kommt jeden Augenblick ein anderer Landschaftscharakter zum Ausdruck: bald sind sie, in harmonischem Zusammenhang mit den schroffen Felsformationen, wüst und öd und mit Steingerölle besäet — bald wieder bilden sie ein reizendes Landschaftsbild mit fruchtbaren Feldern und grünenden Wiesen, herrliche Oasen in der kahlen Öde des Gebirges.

Terrassenförmig wie es von Osten aufgestiegen, senkt sich das Plateau gegen Süden nach Beludschistan und erreicht dann im Osten seine größte Depression an der persischen Grenze im Hamunsumpf, der nur noch 365 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Dann beginnt aber, bei Herat, schon wieder eine Riesenmauer, gleich jener des Soliman-Gebirges, aufzusteigen, der Kuhi Kaitu, das Ghur-Gebirge, der Sija-Kuh, der Kuhi Babi und die ganze gewaltige Masse des Hindukusch, welche in dem sich allmählich zum Amu-Darja senkenden Plateau eine Scheidewand nach Norden errichtet. Diese Gebirge bilden die Verbindungsbrücke zwischen dem zentral-asiatischen Hochland und dem Gebirgsstock des Kaukasus, denn der Kuhi Baba entsendet nach Westen drei Gebirgszüge, deren mittlerer, der Sefid-Kuh oder das Ghur-Gebirge, von den Quellen des Murghab und Herirud zwischen beiden Flüssen sich hinzieht, oberhalb Herat sich nach Chorassan erstreckt und, nachdem er sich nach und nach immer mehr gesenkt, endlich im Elburs wieder zu bedeutender Höhe ansteigt. Die südlichste der vom Kuhi Baba ausgehenden Gebirgsketten, der Sijakuh (schwarzes Gebirge), zieht bis zum Meridian von Herat parallel dem Sefid-Kuh nach Westen, bildet mit dem ebenfalls vom Kuhi Baba ausgehenden Aimak-Gebirge, welches sich vom Hilmend nach Norden zieht, das große Bergland Ghur und entsendet Ausläufer über die persische Grenze, welche sich gleich dem Sefid-Kuh mit den Gebirgen Chorassans vereinigen.

Der Sefid-Kuh (das weiße Gebirge) ist der Paropamisus der Alten, aber dieser Name wird häufig auf die östlicheren Gebirgszüge, den Kuhi Baba und einen Teil des Hindukusch ausgedehnt. Jedenfalls liegt der Paß, durch welchen das Heer Alexander des Großen nach Süden zog, der Chawk, weit östlich im Hindukusch. Der Paß ist 13200 Fuß hoch und die östlichste Eingangspforte aus dem afghanischen Turkestan in das Thal von Kabul. Am Ende des 14. Jahrhunderts sind durch ihn auch die Horden Timurs nach Süden gezogen.

Eine ebenfalls Sefid-Kuh und Ghur-Gebirge genannte Gebirgskette zieht sich an der Südseite des Kabulthales hin. Man nennt sie zum Unterschiede von der oben genannten auch Spin-Gur, mit welchem Namen die Afghanen sie zu bezeichnen pflegen.

Längs der Nordufer des Kabulflusses ziehen die Ausläufer eines Gebirges, welches vom 7000 Meter hohen Puscht-i-ghar abzweigt und das Bergland Kafiristan im Süden einrahmt, während die vom Puscht-i-ghar nach Westen sich hinziehende Masse des Hindukusch es von Norden umschließt. Dieser mächtige Gebirgszug trennt das Industhal vom Thale des in den Kabul mündenden Kunar.

Die Höhenzüge und Plateaus des Landes und die in dasselbe führenden, zum Teil schwer zugänglichen Pässe machen Afghanistan zu einer natürlichen Festung. Überall bietet sich der Verteidigung ein günstiges Terrain, und die Terrassen von Kabul und Ghasni, die wichtigsten Stellen des Landes, sind durch besonders starke Wälle geschützt. Die drei parallelen Ketten des Soliman-Gebirges bilden mächtige Schutzmauern gegen Indien, und ein über sie gegen Kabul vordringendes Heer sieht, kaum daß es ein Hindernis auf seinem Wege überwunden, sofort ein neues, noch größeres auftauchen. Etwa 50 Pässe führen zwar in das Innere des Landes, aber für Lasttiere und für Fuhrwerke, namentlich für Geschütze, sind nur zwei passierbar, der Guleri- und der Kurumpaß. Hat das feindliche Heer diese beiden Pässe überwunden, so hat es aber erst einen verschwindend kleinen Teil seiner Aufgabe vollbracht. Vom Guleri-Paß durch das Gomal-Thal weiter vordringend, kommt es noch zu einer langen Reihe von Pässen, in denen der Verteidiger günstige Gelegenheit zum Widerstande hat, und auch wenn endlich das Plateau von Ghasni erreicht ist, liegt die Straße nach Kabul noch nicht offen.

Ein Heer, welches durch den Kurum-Paß in das Thal des Kurum-Flusses eindringt, hat hinter demselben zunächst den Darwasa- und Paiwar-Paß zu überwinden, und gelangt dann zu dem wichtigsten Paß im Sefid-Kuh, dem Schutargadan-Paß, welcher 11500 Fuß hoch liegt.

Auf dem Wege von Peschâwer über Dschellâlabad nach Kabul ist der berühmte Cheiber-Paß zu passieren, der über die Cheiber-Berge führt und 26 Meilen lang ist. An einem durch die enge Schlucht brausenden Gebirgsbach dahin windet sich die Straße im Zickzack zwischen den steilen Felsen durch, und die Afghanen hatten schon frühzeitig dafür gesorgt, daß die von Natur starke Verteidigungslinie durch Anlage von Befestigungen noch verstärkt wurde. Hinter dem Dorfe Kadam, wo die kahlen Felswände schon so nahe aneinander rücken, daß zwischen ihnen nur ein freier Raum von etwa 450 Fuß Breite bleibt, beginnt der eigentliche Paß. Während der nächsten 10 Meilen führt die Straße zwischen Felsen hindurch, welche senkrecht wie Wände bis zu 1300 Meter Höhe emporsteigen, während das Thal sich stellenweise bis auf 40 Fuß Breite verengert, meistens aber nicht viel über 200 Fuß breit ist. Am Ende dieses schwierigen Defilés liegt auf einem über 2400 Fuß hohen Felsen das Fort Ali-Musdschid, dessen sich, da es den Paß

vollständig beherrscht, das feindliche Heer bemächtigen muß, bevor es seinen Marsch fortsetzen kann. Etwa 2 Meilen hinter Ali-Musdschid beginnt das breite Thal von Lala Beg, welches 6 Meilen lang ist. Am Ende desselben befindet sich eine der engsten Stellen des Passes, der dort kaum so breit ist, daß zwei beladene Kamele einander ausweichen können. Von dort geht es zum Ende des Cheiber Paßes, zum Lundichana-Paß empor, auf steilen, verwahrlosten Pfaden, auf welchen Zugtiere nicht mehr vorwärts kommen können. Die Engländer welche bekanntlich wiederholt den Durchzug durch den Cheiber-Paß erzwangen, waren außer stande, Kanonen über den 3573 Fuß hohen Lundichana zu führen. Sobald dieser jedoch überschritten ist, bessert sich die Straße, und in einer Höhe von 1400 Fuß erreicht der Paß unweit des Dorfes Lalpura sein Ende.

Nach Norden führen vom Kabulthal viele Päſſe, von denen jedoch mehrere vergletschert und jetzt unpassierbar sind. Der kürzeste und zugleich beste Weg zum Amu-Darja führt durch den uns bereits bekannten Bamjan-Paß, der 12 480 Fuß Höhe erreicht, und von dem sich der 12900 Fuß hohe Irak Paß abzweigt. Dieser Paß war die Straße, auf der in früheren Zeiten die Eroberer nach Süden zogen, und auch die Horden Dschingis Chans und Nadir Schahs sind hier in Kabulistan eingedrungen. Eine zweite Straße führt von Kabul über Tscharikar und Kuschan zum Amu Darja, doch soll sie nicht das ganze Jahr passierbar sein. Der Paß, den sie überschreitet, heißt bei seinem Beginn Gorband-, weiterhin Kuschan- und am Nordende Girdschak-Paß (auch Hindukusch-Paß). Bei Tscharikar zweigt eine Straße nach Nordwest ab und führt über Berwan und Ulan zum Sarulan-Paß, hinter welchem bei Dosach eine Straße zu jener durch den Kuschan-Paß zurückführt. Weiter ostwärts liegen noch mehrere Päſſe, welche nach Naryn und Kundus führen, der Badjga-, Schaptal-, Basarak-, Jatumak-, Saryja- und Chawk- (oder Chawak-) Paß, durch welchen letztern Alexander der Große und später Timur nach Süden gezogen sind.

Die Päſſe im nordwestlichen Teil des Landes haben wir bereits kennen gelernt. Nach Persien führt von Lasch, nördlich vom Hamun-See, eine Straße durch den Godar-i-Lardi-Sird-Paß. Die Südgrenze gegen Beludschistan liegt dagegen völlig offen, und einem Vormarsch auf Kandahar, eine der wichtigsten Städte des Landes, stehen in der Schurarud-Steppe und an dem Flusse Dori keine großen Hindernisse entgegen.

Außer diesen Päſſen verdienen von den aus dem Industhal nach Afghanistan führenden noch folgende Erwähnung: der Draban- und der Schangau-Paß, ersterer nördlich, letzterer südlich vom Tacht-i-Sulaiman, der Dechna-, Kaurach-, Wichowa-, Burkoj-, Drug-, Lundi- und Saunra Paß. Am Südabhang des Soliman-Gebirges vermittelt der Bolan-Paß den Übergang aus Beludschistan nach Afghanistan über Quettah.

Der größte Fluß Afghanistans, der jedoch nur seine Nordgrenze bildet und die in losem Abhängigkeitsverhältnis stehenden Länder Badachschan, Schignan und Wachan durchfließt, ist der Amu Darja, der Oxus der Alten. Auf dem linken, afghanischen Ufer münden in ihn der aus Balch kommende Dehas und der Chulm, die ihn jedoch nur zur Zeit der Schneeschmelze erreichen und während der übrigen Zeit des Jahres schon vorher im Sande verschwinden, der Ak-Serai mit dem Kundus, und der Kokscha, auf dem rechten Ufer fließt ihm der Murghab (Aksu) zu. Der Hindukusch trennt das Stromgebiet des Amu-Darja von den Gewässern des eigentlichen Afghanistan.

Im Hesare-Gebirge entspringt ferner der uns bereits bekannte Murghab, welcher auf dem rechten Ufer unweit Bala-Murghab den Kaisor, auf dem linken Ufer bei Pul i Kischti den Kuschk aufnimmt und dann nordwestwärts nach Merw fließt, hinter welchem er in den Sandwüsten zwischen Merw und Chiwa verschwindet. Der vom Sija-Kuh kommende Herirud fließt anfangs in westlicher Richtung, südlich an Herat vorbei, dessen Ebene einen großen Teil seines Wassers zu ihrer Bewässerung verbraucht, bildet dann, nach Norden fließend, die Grenze gegen Persien und verschwindet nordwestlich von Sserachs, von wo ab er den Namen Tedschen führt, im Sande der Wüste.

Der bedeutendste unter den in den Indus mündenden Flüssen Afghanistans ist der Kabul. Er entsteht durch die Vereinigung dreier Quellflüsse, des Logar, Kabul und Pandschir. Der Logar, der auf dem Sefid-Kuh entspringt, ist der südlichste derselben, der Pandschir der nördlichste; er entspringt im Chawk-Paß, unweit der Silberminen, welche sich dort befinden, und nimmt vor seiner Vereinigung mit dem Logar und Kabul noch drei vom Hindukusch herabkommende Flüßchen, den Gorband und Kohdam auf dem rechten, und den Tagao auf dem linken Ufer auf. Mitten zwischen dem Logar und Pandschir eilt der Vereinigungsstelle der Kabul zu, der unweit vom Unai Paß bei Saritschaschma entspringt. Die Quelle liegt 11500 Fuß hoch. Brausend und tobend stürmt der Fluß aus dieser bedeutenden Höhe hinab in das

nur 1000 Fuß über dem Meere gelegene Industhal. Sein Fall ist ein sehr starker, aber er muß trotzdem, um seine Mündung zu erreichen, Wasserfälle und Kaskaden bildend sich in zahllose größere und kleinere Abgründe hinabstürzen, denn die Höhendifferenz zwischen seiner Quelle und seiner Mündung bedingt einen Fall von über 40 Fuß auf jeder Meile seines 244 Meilen langen Laufes.

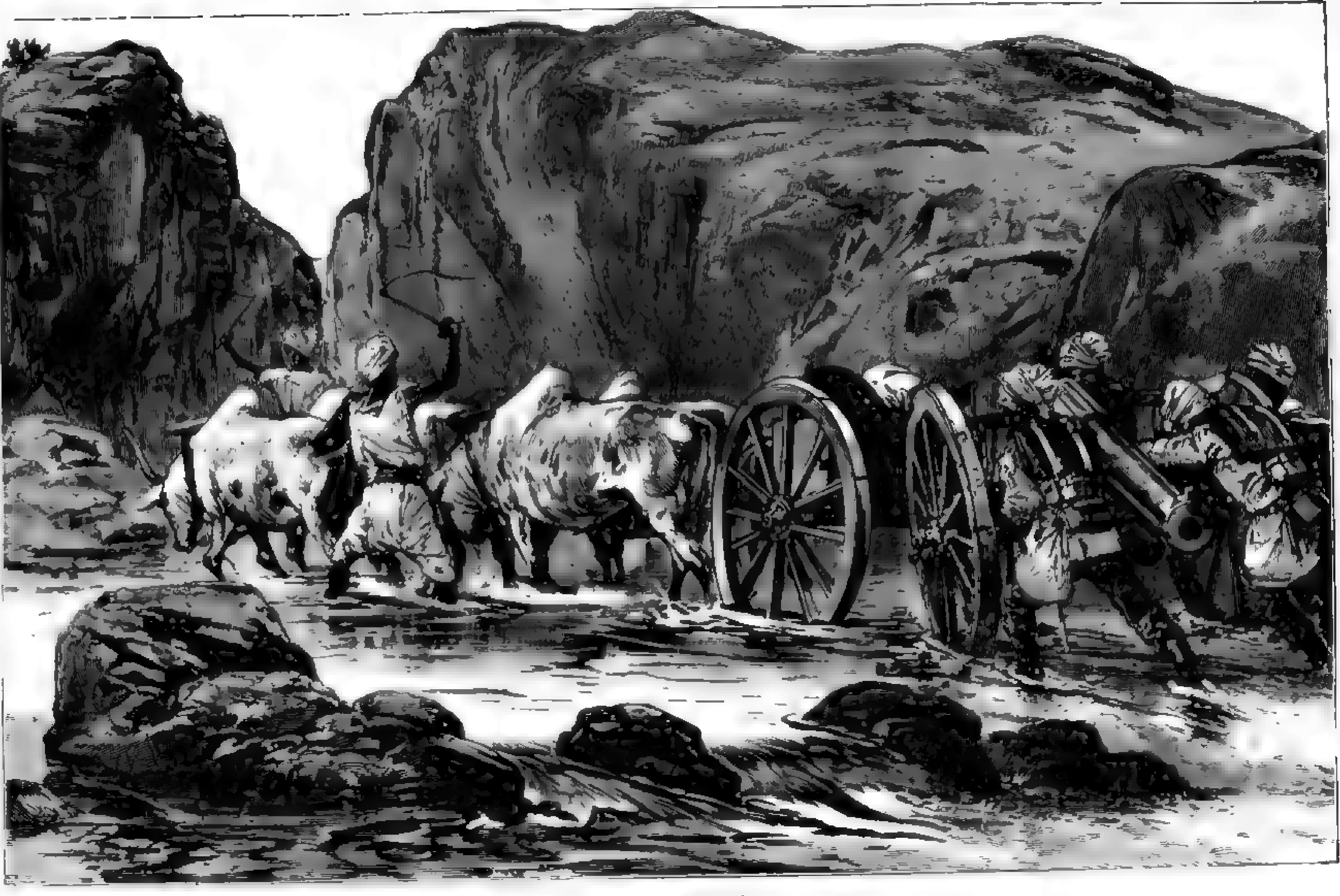
Der Kabul ist nicht auf der ganzen von ihm durchflossenen Strecke ein reißender Gebirgsfluß, stellenweise fließt er auch ziemlich ruhig dahin. Bei der Stadt Kabul ist er noch ein Bach, aber auf beiden Ufern führen ihm nun Bäche und Flüßchen ihre Wassermassen zu, und er schwillt rasch mächtig an. Felsen versuchen ihm den Durchgang zu versperren, sie engen ihn ein, und Klippen türmen sich vor ihm auf, aber er windet sich bei Dschellälabad unaufhaltsam durch die Felsenbarrikaden hindurch, in reißendem Lauf ein Hindernis nach dem andern bezwingend. Erst nachdem er die Berge Afghanistans



Im Dosa-Kuschtuk-Paß.

verlassen und die Indusebene erreicht hat, mäßigt sich wieder sein Ungestüm, und ruhig dahinfließend teilt er sich in mehrere Arme.

Auf seinem langen Lauf durchströmt der Kabul wilde, von kahlen, schroffen Felsen eingeschlossene Gebirgsthäler, aber auch blühendes, gut angebautes Land. Bei Dschellälabad tritt er in eine Ebene, in welcher saftige Wiesen vortreffliches Weideland bieten und die weithin mit Reis- und Mais-Feldern und mit Zuckerrohr und Baumwollpflanzungen bedeckt ist. Dann kommen aber wieder Strecken, auf denen man stundenlang weder ein Dorf, noch einen der befestigten Höfe, welche die Afghanen Ghurries nennen, antrifft und man durch die unwirtlichste Gegend nur mühsam vorwärts gelangt. Bergauf, bergab windet sich die Straße, jetzt durch dunkle Schluchten dahin, dann über hohe Bergrücken, von denen aus man ringsum nichts als eine kahle Öde erblickt, und wieder hinab in einen engen Paß, durch welchen der Fluß braust, der zur Zeit des Hochwassers seine Ufer überschwemmt und den schmalen Pfad mit Sand und Geröll bedeckt hat. Gewaltige Felsblöcke, welche das Hochwasser zurückgelassen, versperren da oft den



Furt im Bolan-Paß.

Weg, und häufig muß der Fluß überschritten werden, da auf dem Ufer, dem man bisher folgte, ein Fortkommen nicht mehr möglich ist. Eine der schlimmsten Wegstrecken längs des Kabulflusses ist der Weg durch das eigentliche Kabulthal, in welchem die Hauptstadt liegt. Die englischen Truppen, die mit Geschützen und Train dort hindurchgezogen, können davon erzählen.

Es befinden sich im Kabulfluß mehrere Furten, die auch von Fußgängern passiert werden können; die am leichtesten passierbare ist jene von Dschellálabad, aber bei den meisten anderen ist der Übergang schwierig, und namentlich Truppen haben dabei mit großen Mühseligkeiten zu kämpfen.

Ein Vordringen auf dem Flusse selbst in Booten ist unmöglich, denn der Kabul ist nicht schiffbar. Die vielen Klippen und Felsblöcke, die in seinem Bette liegen, würden schon für sich allein alle Schifffahrt unmöglich machen, auch wenn der Fluß nicht so reißend wäre. Man befährt ihn nur mit Holzflößen, welche auf aufgeblasenen Schläuchen ruhen, und auch englische Truppen sind schon auf solchen primitiven Fahrzeugen befördert worden.

Der Kabul mündet in den Indus bei Attok. Oberhalb seiner Mündung befindet sich eine Furt, die seit den ältesten Zeiten von den Heeren aller Eroberer, welche über den Hindukusch nach Indien vordrangen, benutzt wurde. Schon das Heer Alexander des Großen soll auf dieser Furt den Indus überschritten haben. Damals hieß der Kabulfluß bei den Griechen Kophen oder Kophes. Der Name, unter dem wir ihn kennen, ist jedoch im Lande nicht gebräuchlich, wenigstens nicht für den ganzen Fluß. Die Afghanen bezeichnen mit dem Namen Kabul nur den Quellfluß dieses Namens auf der Strecke, welche er bis zur Hauptstadt durchfließt. Weiterhin wechselt der Fluß mehrmals seinen Namen und nimmt jedesmal, wenn einer seiner größeren Nebenflüsse einmündet, den Namen desselben an.

Der zweitgrößte Fluß Afghanistans ist der Hilmend, der auf dem Hindukusch entspringt. Als wilder Bergstrom durchbricht er das Pagman-Gebirge und nimmt durch ödes Bergland seinen Lauf nach Südwesten. Nachdem er eine Zeitlang, westwärts fließend, die Grenze zwischen Afghanistan und Beludschistan gebildet, wendet er sich bei Bend-i-kamal Chan nach Norden, bildet von Kuchek an die Grenze zwischen Afghanistan und Seistan und verschwindet nach einem etwa 700 Meilen langen Lauf im Sebaran-See im nordöstlichen Teil des großen Hamun-Sumpfes. Bis Girisch ist er ein richtiger Bergstrom, dann schwindet aber seine Wildheit, und in der wasserarmen Jahreszeit führt er schon bei Girisch so wenig Wasser, daß er an mehreren Stellen durchwatet werden kann. Zahlreiche Kanäle leiten sein Wasser nach den benachbarten Feldern und schwächen den Hauptstrom immer mehr, der erst im Juni, wenn der Schnee im Hochgebirge schmilzt, wieder zu steigen beginnt. Dann aber schwillt er, durch zahllose Bergbäche verstärkt, so gewaltig an, daß er die Ufer überflutet und stellenweise bis auf eine Meile Breite das Thal bedeckt.

Ein großer Teil des Hilmendthales und der Zuflüsse desselben gehört noch zu den unbekanntesten Gegenden Afghanistans, obwohl er eine alte Kulturstätte ist. Die Kultur, die einst hier zur Blüte gelangte, ist allerdings schon fast ein halbes Jahrtausend vernichtet. Die wilden Horden Tschingis-Chans und Timurs haben auch hier gehaust, und überall sieht man Ruinen, welche an ihre traurige Wirksamkeit erinnern. Auf dem Ghur-Plateau, von welchem der Kasch-Rud herabkommt, der sich mit dem Hilmend kurz vor dessen Verschwinden im Hamun-Sumpf vereinigt, herrschten einst im 12. und im 13. Jahrhundert mächtige Fürsten, denen Chorassan und Afghanistan unterthan waren und die noch über das Land jenseits des Indus bis Lahore geboten. Wo heute nur kahle Gebirge und mit Steinen besäte Felder vorhanden sind, dort befanden sich damals fruchtbare Felder und grüne Wiesen, denen große Berieselungsanlagen, deren Spuren noch erkennbar sind, die nötige Feuchtigkeit zuführten. Hoch droben im Gebirge findet man eine große Fläche mit Ruinen bedeckt, welche gar viel von der geschwundenen Pracht der Städte erzählen könnten, welche einst in der jetzigen Einöde standen, in welcher hohes Riedgras und Tamariskengebüsche am Ufer des Hilmend die einzige Vegetation bilden.

Das Hochland Ghur war an Wasser nicht arm, denn viele Flüsse kommen von demselben herab und ergießen sich in die Sümpfe und Seeen im Norden Seistans. In den Hamun-i-Farah ergießt sich der Farah-Rud, der zur Zeit des Hochwassers bis 600 Fuß breit wird, in der trockenen Jahreszeit aber beinahe versiegt, westwärts von seiner Mündung liegt jene des vom Südabhang des Sijah-Kuh kommenden Char-Rud, der kurz vorher auf dem linken Ufer den Kusch Rud und auf dem rechten mehrere aus Persien kommende Zuflüsse aufgenommen hat; in den Sebaran-See ergießen sich der schon erwähnte Kasch-Rud, der am Südabhang des Sijah Kuh entspringt, nächst dem Hilmend der bedeutendste Fluß des westlichen Afghanistan, und der Chuspas-Rud.

Für die Schifffahrt sind alle diese Flüsse und auch der Hilmend mit seinen zahlreichen Nebenflüssen nicht geeignet. In seinem untern Lauf durchfließt der Hilmend meist wüstes Land, wo der Sandboden den größern Teil seiner Wassermasse aufsaugt. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind auf dem rechten Ufer die vom Sijah-Kuh kommende Keila-Musa, auf dem linken Ufer der Argandab. Letzterer entspringt auf der Terrasse von Ghasni, und von seinem obern Lauf ist noch wenig bekannt. Unterhalb der Stadt Kandahar, an der er vorbeifließt, vereinigt er sich mit dem Tarnak, der bei Neurak große Wasserfälle bildet und vor seiner Mündung in den Argandab die vereinigten Gewässer des Argesan und Dori aufnimmt.

An Seeen ist Afghanistan, trotzdem es gebirgig ist, sehr arm. Auf dem Hochplateau, von welchem der Tarnak und Argesan herabkommen, befindet sich der kleine See Ab-Istadah (das schlafende Wasser), der keinen Abfluß hat und in den sich der Ghasnifluß ergießt. Unbedeutende Seeen liegen noch am Ostabhang des Ghur-Plateaus, dagegen bildet die Südwestgrenze gegen Persien ein großes Wasserbecken, der Hamun-See, welcher mit dem Hilmend die persische Provinz Seistan umschließt. Der See, welcher von der Uferbevölkerung Meschrleh-Sistan genannt wird (in persischen Schriften heißt er Loukh, und arabische Geographen nennen ihn Zareh-See), ist der Aria palus der Alten. Der Name Hamun-Sumpf paßt für den größern Teil desselben besser als der Name See, denn er ist ein flaches, großenteils mit Schilfrohr bestandenes Becken mit dunklem, schlecht schmeckendem Wasser. Der russische Reisende Lenz, welcher im Jahre 1858 an seinen Ufern weilte, will beobachtet haben, daß bald der nördliche, bald der südliche Teil des Seees austrocknet und die Grenzen desselben sich beständig verändern. Elphinstone, der die ersten Nachrichten von dem See durch einen Mullah erhielt, berichtete, daß er einen Umfang von 150 englischen Meilen habe und in seiner Mitte der steile Berg Kohi-Zur, d. i. Berg der Kraft, das Schloß Rustans sich erhebe. Zweifellos ist der südliche Teil des Seees nur der Rest eines größern Wasserbeckens, das sich einst in dieser Gegend befand, jetzt aber völlig ausgetrocknet ist. Zuweilen bildet sich auch in der Mitte des Seees eine Landenge, welche denselben in zwei Teile teilt. Von afghanischer Seite münden in ihn, wie bereits erwähnt, der Hilmend, der Kasch-Rud, der Farah Rud und der Char-Rud.

Im übrigen Teil des Landes befinden sich keine Seeen. Wir stoßen auf solche erst wieder am äußersten Südostabhang des Hindukusch, im östlichen Teil Kafiristans, wo sich einige kleine Seeen befinden, gleichsam die äußersten Vorposten der Seeenkette, welche die Pamir und das Alai-Gebirge durchzieht.

Ebensowenig als er die Bildung von Seeen beeinflußt, kommt der Alpencharakter Afghanistans in seinem Klima zum Ausdruck. In der Umgegend des Hamun-Seees herrscht eine drückende Hitze, namentlich in den weiten Sandflächen am Südende des Seees, im Distrikt Garmsil und jenseits des Hilmend in der Schurarud-Steppe. In dem glühenden Sand versiegen dort alle Quellen, und alle Vegetation erstirbt. Ein ähnliches Klima haben weiter ostwärts die Thäler zwischen dem Soliman- und Tschappar-Gebirge, in Siwistan. Auf diese Provinz bezieht sich der persische Vers: „O Gott, warum schufest Du die Hölle, da Du doch Siwistan hattest?“ Auch droben im Hochland herrscht stellenweise eine bedeutende Hitze. In Kandahar ist z. B. die Durchschnittstemperatur + 36,60° C. im Sommer und + 9,4° C. im Winter, aber zuweilen wird die Hitze im Sommer ganz unerträglich. Einen Übergang von dem heißen Klima des Industhales zu dem kühlern des Hochlandes bildet das Thal von Dschellalabad. Durch dieses gelangt man aus der heißen Region, welche die Eingeborenen Ghermsil nennen, in die kalte, Serdsil genannte, von Kabul. Als kalt kann die letztere jedoch streng genommen auch nicht bezeichnet werden, das Klima von Kabul mit seinem regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten, der dem unsern entspricht, ist vielmehr in jeder Beziehung ein vortreffliches, und im Kabulthal finden wir in den Gärten alle Fruchtbäume der gemäßigten Zone, reich mit Früchten beladen. Hochalpenklima herrscht erst auf dem Plateau von Ghasni. Dort folgt einem kurzen Sommer mit kühlen Tagen und Nächten ein langer Winter, während dessen alle Gewässer mit Eis bedeckt sind und viel Schnee fällt, welcher die Wege ungangbar macht.

Schon Sultan Baber pries das Klima von Kabul. Die Luft ist angenehm, berichtet er. Ich glaube, es ist kein zweiter Ort wie Kabul in der Welt. Man kann dort im Sommer nicht ohne einen Mantel aus Schaffell schlafen. Im Winter ist die Kälte, ungeachtet des vielen Schnees, nicht übermäßig. Samarkand und Tauris sind ihres Klimas wegen berühmt, können aber mit Kabul nicht verglichen werden.

Im Hindukusch haben die Thäler ein warmes, die Höhen ein sehr rauhes Klima, und jenseits des Gebirges im afghanischen Turkestan ist das Klima der westlichen Teile von jenem der östlichen wesentlich verschieden. Während in den am untern Amu Darja gelegenen Landstrichen Balch und Kundus, welche

gut bewässert und gut bebaut sind, ein mildes Klima herrscht, haben Badachschan und Wachan kurze Sommer und lange, rauhe Winter, und heftige Sturmwinde brausen über die kahlen Hochebenen dahin.

Will man, sagt Elphinstone, den Charakter des Klimas für das ganze Land zusammenfassen, so ist Afghanistan ein dürres, dem Regen, den Nebeln oder Wolken wenig unterworfenes Land. Die Hitze ist nach einem Durchschnittsmaßstab an verschiedenen Stellen größer als in England, und geringer als in Indien. Der Unterschied der Temperatur zwischen Sommer und Winter und selbst zwischen Tag und Nacht ist größer als in irgend einem dieser Länder. Nach der Größe, Stärke und Thätigkeit der Einwohner zu urteilen, müssen wir das Klima dem menschlichen Körper für zuträglich erklären.

Sobald man den Indus überschritten hat und sich in die Gebirge Afghanistans vertieft, sieht man wie mit einem Schlage eine neue Welt vor sich. Man hat eine Völkerscheide überschritten, und alles, was man vor sich sieht, steht im schroffsten Gegensatze zu dem, was man hinter sich gelassen hat. Obwohl zum Teil durch die fortgeschrittene Entwickelung Afghanistans veraltet, paßt doch das, was Karl Ritter vor 50 Jahren über das Verhältnis zwischen Indien und Afghanistan schrieb, im großen und ganzen auch noch auf die heutigen Verhältnisse der beiden Nachbarländer. Der Westen, schrieb Karl Ritter in bezug auf das Industhal, steht mit dem Osten im größten Gegensatze. Bei den dortigen Völkern ist Ringen nach Unabhängigkeit und Freiheitssinn der vorherrschende Trieb ihrer Unternehmungen, der sie von allen ihren Nachbaren im Orient unterscheidet, und in dieser Art nur noch dem Araber in seiner Heimat zukommt. Tapferkeit, das Mittel, jene zu behaupten, ist ihre Haupttugend, die den Zustand der Roheit nicht aufhebt . . . Im Verhältnis zu Indostan ist hier kühler, frischer Himmel, romantische Bergnatur, Menschenleere, aber die energischen schönen Gestalten mit europäischer Gesichtsbildung stechen grell gegen die indischen ab. Das Volk geht nicht mehr halbnackt, wie die Seiks, oder in weißem Musselingeflatter, wie die Hindu, sondern in dunkelfarbigen Wollkleidern, in braunen Ledermänteln und zottigen Schafpelzen, wie es der Wechsel des Klimas verlangt. Im Gegensatz der Feigheit und Gleichmütigkeit des so lange schon unterjochten Indiens tritt hier überall Thätigkeit, Schnellkraft des Körpers und Geistes, Unruhe, Verachtung der Weichlichkeit, Nüchternheit, Mangel an aller Verfeinerung hervor. Dort sieht man nur die Macht und den Einfluß der Gebieter, hier ist das Volk selbst Herr, und keine Spur von Herrschaft zeigt sich, durch welche der Wille des Einzelnen gehemmt würde. Dort ist Erschlaffung und Stillstand, hier stürmende Bewegung, dort Luxus, hier auch das einfachste Gewerbe noch in seiner Kindheit, und die höchste Nüchternheit des Lebens. Alle Kraft geht im politischen Leben auf, das, in Despotie, Anarchie, Independenz geteilt, voll Widersprüche, Intriguen, Fehden, Kämpfe ist. Der Hindu als Krieger ist eine lächerliche Gestalt für den Afghanen, dessen Krieger hingegen überall Achtung gebietet. So der Mensch, so die Landesnatur als die Wiege der Völker. Auf der Ostseite des Indus ist die größte Gleichförmigkeit, Milde, Fruchtbarkeit, der Luft, des Bodens, die sich nur denken lassen; jenseits des Indus ist das Land der Kontraste; Jahreszeiten Wechsel, Winter und Frühling, sausende kalte Stürme, Schneeschmelzen u. s. w., die man in Indostan nicht kennt. Die große Sicherheit und Einförmigkeit des bengalischen Klimas steht in gleichem Kontraste mit dem ewigen Wechsel der Atmosphäre in Afghanistan, wie dies weite Flachland des Indus und Ganges zu dem Terrassenboden von Afghanistan mit dessen Wechsel von hoch und tief, kalt und warm, Fels und Sand, Öde und Fruchtbarkeit. Es ist in tausend isolierte Thäler, Absätze, Stufen zerteilt, die alle Übersicht erschweren, weil kein leitender Strom sie durchzieht, sie nur vom einheimischen Volke gebaut sind, das ebenso zerteilt, nicht nach einem gemeinsamen Ziele strebt, sondern auch zwei Gehänge hat, nach zwei Polen gezogen wird, nach den Ebenen, Schätzen und Thronen von Delhi und Ispahan.

Gleiche Kontraste finden wir beim Vergleich der Pflanzenwelt des Hochlandes mit jener der Länder jenseits des Indus. Im Hochland finden wir einen fast europäischen Vegetationscharakter. Hinter Peschawer kommt die Dattelpalme nicht mehr vor, und mit ihr verschwinden noch eine Menge Baumarten, welche weiter südlich massenhaft vorkommen. Sie weichen zurück vor den Bäumen des europäischen Nordens, den Eichen, Birken, Pappeln, dem Nadelholz, die hier allerdings nur wenige Wälder bilden, und vor einer Menge europäischer Fruchtbäume, die zum großen Teil wild wachsen. Auch die Weinrebe ist hier einheimisch, und während in den Landesteilen, welche ein wärmeres Klima besitzen, Zuckerrohr, Baumwolle und Tabak gedeihen, werden fast überall Weizen, Mais und Gerste gebaut, und die Obstgärten liefern Früchte von vorzüglicher Güte in Menge.

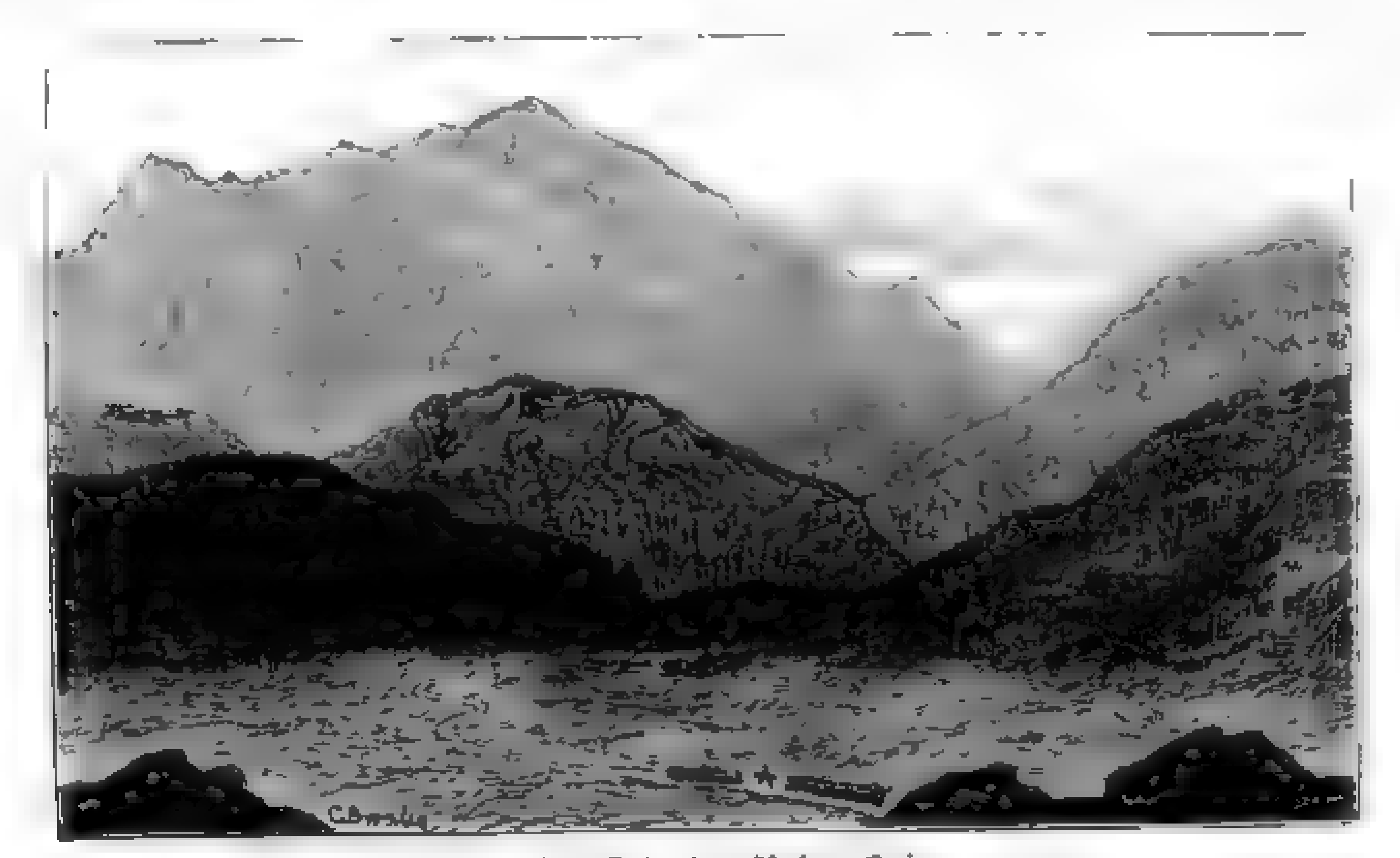
Die Obstarten aus den Thälern Kabulistans sind berühmt. Kabul selbst liefert sehr geschätztes Steinobst, vorzügliche Maulbeeren und einen Wein, der jenem von Madeira ähnlich und noch bedeutender

Veredelung fähig ist. Kandahar liefert Feigen in Menge, und die Pflaumen von Gasni werden bis tief nach Indien versandt, wo sie unter dem Namen Buchara-Pflaumen in den Handel kommen. Burnes hebt besonders die verschiedenen Arten Aprikosen, Pfirsiche, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen u. s. w. hervor, die er in der Umgegend von Kabul sah. Wein soll, wie er behauptet, in solcher Menge vorhanden gewesen sein, daß man drei Monate lang das Vieh mit den Trauben fütterte.



Im Bolan-Paß.

Was von der Pflanzenwelt gilt, das gilt auch von der Tierwelt. Der Elefant ist auch in gezähmtem Zustande selten; der Emir besitzt nur c. 15 Elefanten, die er in Indien gekauft hat. Der Tiger, der in Bengalen den Schrecken der Bevölkerung bildet, kommt in Afghanistan nicht vor, dagegen trifft man im Hindukusch Löwen, Bären, Leoparden und Wölfe, die jedoch sowohl an Größe als an Wildheit



Auf der Höhe des Bolan-Passes.

den Raubtieren Indiens weit nachstehen. Das Kameel, das in Indien, wo Boden und Klima ihm nicht ungünstig sind, nicht zu den einheimischen Tieren zählt — die ersten Kameele wurden am Ganges durch Sultan Akbar eingeführt —, gehört im Norden zu den Haustieren, im Flachlande ist aber das einhöckerige Dromedar vorherrschend. Die Pferdezucht ist nicht sehr entwickelt, obwohl das Land an Pferden reich ist,

dasselbe gilt von der Zucht der Rinder, wogegen Schafe und Ziegen in großen Herden vorhanden sind, und Schaffelle und Schafwolle überall sowohl im Handel als in der Industrie Verwendung finden. In den Gebirgen Gard'chistans trifft man auch große Herden wilder Schafe und Ziegen.

Afghanistans Gebirge bergen noch viele Schätze, welche bisher fast gar nicht ausgebeutet wurden. An Eisen- und Kupfererzen sind fast alle Gebirge reich, im Hindukusch wird Silber, Kupfer, Blei, Zink, Zinnober, Antimon und Schwefel gefunden, und der Kabul führt Goldsand. Außerdem sind große Kohlen- und Steinsalzlager in verschiedenen Gegenden vorhanden, aber es ist bisher noch so gut wie gar nichts geschehen, um den Mineralreichtum des Landes zu verwerten, man hat vielmehr noch Bergwerke, welche von altersher bestanden, wie die schon mehrmals erwähnten Rubinminen bei Ischkaschim u. a. so vernachlässigt, daß ihr Ertrag von Jahr zu Jahr geringer wird.

Afghanistan ist nach alledem ein Land, das imstande wäre, eine große Bevölkerung zu ernähren, aber es ist trotzdem im Verhältnis zu seinem Flächeninhalt, welcher jenem Englands gleichkommt, sehr schwach bevölkert. Eine rein afghanische Bevölkerung trifft man in keinem Distrikt, überall sind die Afghanen mit Angehörigen anderer Stämme gemischt. In den Provinzen jenseits des Hindukusch, im afghanischen Turkestan wohnen überhaupt keine Afghanen; letztere halten sich dort nur als Beamte des Emirs oder als Soldaten auf. Von Herat längs der persischen Grenze bis zu den Ufern des Hamun-Sees und in der Provinz Sistan wohnen Tadschiks, welche dort die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bilden, und im Südosten, in einem großen Teil der Provinz Siwistan wohnen Belutschen.

Die Tadschiks Afghanistans sind dieselben Leute iranischen Stammes, welche auch im russischen Turkestan und den noch unabhängigen zentralasiatischen Chanaten die seßhafte Bevölkerung bilden. Die Türken haben allen zwischen dem Tigris und obern Amu-Darja zerstreuten Iraniern den Namen Tadschiks beigelegt. Man hat sie in Ost-Turkestan lange als Fremdlinge betrachtet, und erst durch die Gebrüder Schlagintweit ist in den fünfziger Jahren die Ansicht zur Geltung gelangt, daß die Tadschiks in Ost-Turkestan tatarisierte Arier seien. Heute steht zweifellos fest, daß sowohl die türkisch sprechenden Tadschiks in Ost-Turkestan, als auch die der persischen Sprache sich bedienenden Tadschiks Afghanistans arischen Ursprungs sind. Ihre dunkle Hautfarbe, die scharf ausgeprägten Gesichtszüge und das schmale Jochbein bilden überall untrügliche Erkennungszeichen, an denen man die Tadschiks von Türken unterscheiden kann. Daß sie in Ost-Turkestan die Urbevölkerung bildeten, bestätigen chinesische Annalen, welche ihrer schon vor 1800 Jahren als Bewohner der noch jetzt von ihnen bevölkerten Gegenden Erwähnung thun, aber auch am Amu-Darja waren sie zweifellos die Ureinwohner. Außer durch ihren Gesichtstypus unterscheiden sie sich durch ihre Sprache und ihre Beschäftigung scharf von den nomadisierenden Turkstämmen, unter denen sie wohnen. Sie lieben eine ruhige Beschäftigung, haben überall feste Wohnsitze und treiben Ackerbau oder irgend ein Gewerbe. „Sie sind," sagt Elphinstone, „ein mildes, mäßiges, betriebsames Volk; sie haben sich in vielen Beziehungen den Afghanen gleichgestellt, aber sie haben mehr von den guten Eigenschaften dieses Volkes, als von seinen Fehlern." Die wohlbebauten Umgebungen der großen Städte sind überall von Tadschiks bewohnt. Man trifft sie zwischen den Niederlassungen der Ghildschi um Kabul, ferner um Ghasni, Kandahar, Herat u. s. w., während man in den wilden Gebirgsgegenden nur sehr selten einen Tadschik trifft.

Als die Afghanen um die Mitte des 14. Jahrhunderts das von Tadschiks bewohnte Land im Westen eroberten, drückten sie die eingeborene Bevölkerung nicht, wie dies in anderen Teilen des heutigen Afghanistan geschah, zu Hörigen herab, sondern die Tadschiks traten zu den Vornehmen aus dem Stamme der Duranai in das Verhältnis von Klienten (hamsayah). Einzelne Stämme, wie die im Bergland von Kabul wohnenden, welche etwa 40000 Familien stark sind, und die im Thal des Logar zwischen den Ghildschi angesiedelten haben sich auch noch eine günstigere Stellung bewahrt. Sie sind ein kriegerisches Volk, das es für unehrenhaft hält, im Bette zu sterben, und sie liefern dem Emir ein vortreffliches Fußvolk. Die am Logar wohnenden Tadschiks, welche sich in ihren Sitten und Gebräuchen fast gar nicht von den Afghanen unterscheiden, sind viel geachteter als ihre übrigen Stammesgenossen.

Weit weniger geachtet als die Tadschiks sind die Hindker, welche indischer Abstammung, aber zum Islam bekehrt sind. Sie wohnen besonders zahlreich in Peschawer und Batschaur und als Hörige im Gebiete der Jussufzai. Sie sprechen eine Art Hindostanisch, der im Pendschab verbreiteten Mundart ähnlich, und sind sowohl im Charakter als in ihren Sitten und Gewohnheiten den Hindus gleich.

Hindus trifft man in ganz Afghanistan. Sie sind in den Städten als Kaufleute, Bankiers und Makler, auch als Goldschmiede und Kornhändler thätig, und viele haben schon Stellungen am Hofe der

Emire, namentlich in der Finanzverwaltung erlangt, für welche sie als geborene Kaufleute besonders befähigt sind.

Afghanen bewohnen nur etwa die Hälfte des Landes. Ihr eigentlichstes Gebiet ist das Hochplateau, welches sich vom Soliman-Gebirge westwärts bis Herat erstreckt. Sie nennen sich selbst in ihrer Sprache Paschtun und zerfallen in eine Menge größerer und kleinerer Stämme, welche erst seit etwa 150 Jahren, die meisten allerdings nur sehr lose, zu einem Staatswesen vereinigt sind.

Der Stamm wird von den Afghanen mit einem turkmenischen Worte „Uluß" genannt, und jeder teilt sich in Unterabteilungen, welche Chel heißen. Das Wort Chel wird dem Namen der Unterabteilung angehängt. Von einer Solidarität ist nicht nur bei den Stämmen, sondern auch bei den Unterabteilungen einzelner Stämme keine Spur, und es kommt häufig vor, daß eine Chel alle Beziehungen zu den anderen desselben Stammes abbricht. Bei einigen sind durch die lange Dauer der Absonderung alle Spuren einer frühern Zusammengehörigkeit schon so sehr verwischt, daß sie gar nicht mehr bestimmen können, welchem Uluß sie einst angehört haben.

Einen so demokratischen Zug, wie er das ganze Staatswesen der Afghanen kennzeichnet, finden wir außerhalb ihres Landes in ganz Asien nicht wieder. Im Westen ist zwar die demokratische Verfassung schon sehr abgeschwächt, und die Stämme stehen dort unter der Herrschaft von Chanen, aber solch ein Chan ist keineswegs ein Alleinherrscher, sondern in allem an die Zustimmung der Ältesten gebunden, und seine Herrschaft würde ein rasches Ende finden, wenn er einmal versuchte, etwas zu unternehmen, ohne vorher die Ältesten befragt zu haben.

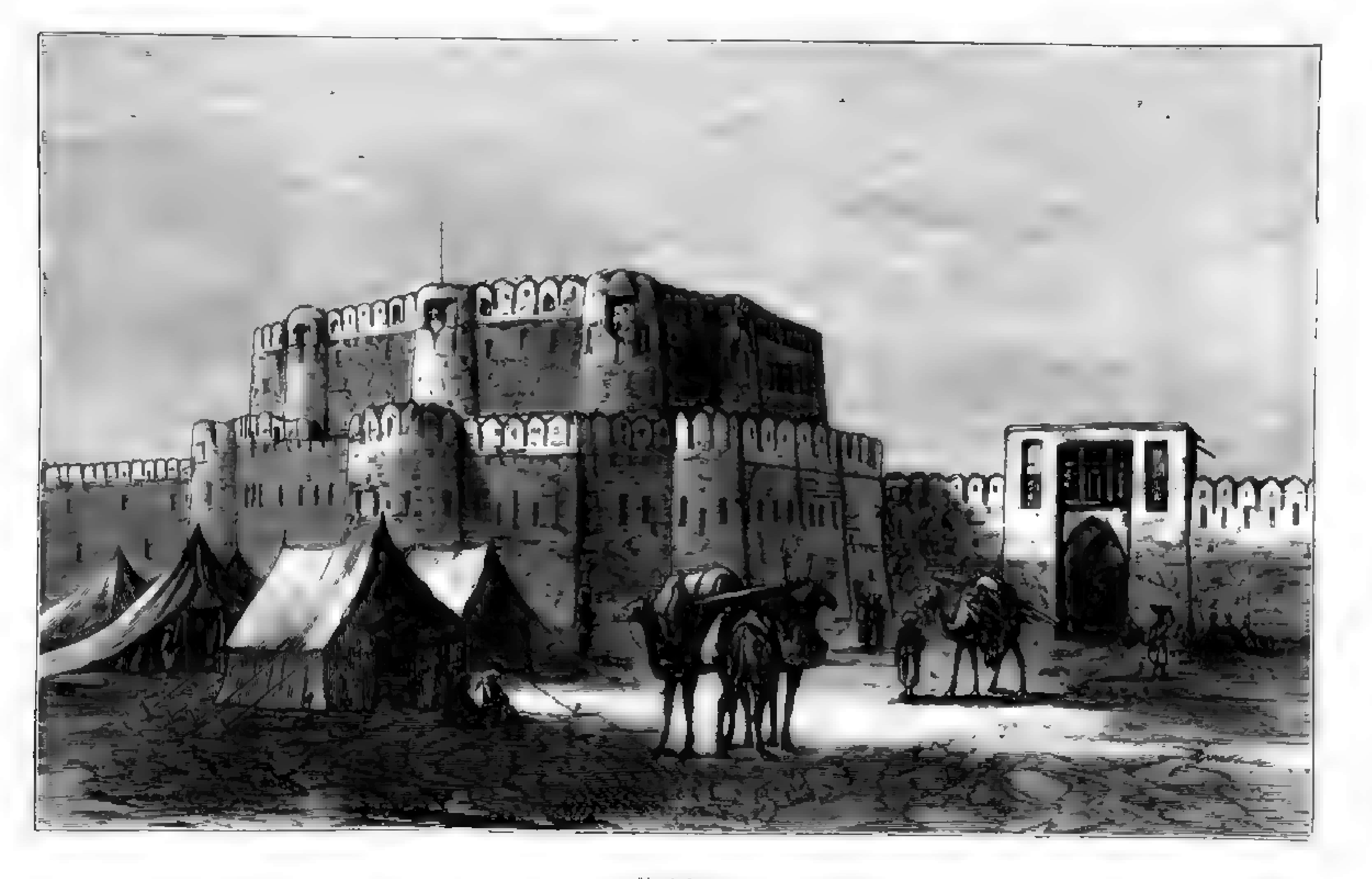
Solche Zustände konnten sich nur dadurch erhalten, daß der Mehrzahl der Afghanen ein eigentlich seßhaftes Leben bisher fremd geblieben ist. Wo Ackerbau getrieben wird, dort sind meist Tadschiks ansässig; die Afghanen ziehen das Hirtenleben dem des Ackerbauers vor. In den wenigen Städten, welche Afghanistan besitzt, bilden daher auch die Afghanen nur einen verschwindend kleinen Teil der Bevölkerung, während auch hier die Tadschiks das stärkste Kontingent stellen.

Dem scharf ausgeprägten Freiheitssinn der Afghanen entspricht es, daß Sklaven bei ihnen sehr selten sind. Sie verabscheuen den Menschenraub zum Zwecke des Verkaufs der Geraubten, und ihr größtes Schimpfwort lautet Adamfurush, Menschenverkäufer. Eine Art von Hörigen ist durch die Unterjochung der früheren Einwohner entstanden, jedoch auch nur im östlichsten Teil des Landes, während im Westen die Tadschiks nach wie vor im Besitz ihrer Felder blieben.

Eigentliche Hörige trifft man in Swat, der nördlich von Peschawer gelegenen Landschaft, durch welche der Fluß Swat dem Indus zuströmt. Der Stamm der Jussufzai, der dieses Land erobert hatte, verteilte das den Eingeborenen abgenommene Ackerland unter seine Chel, und die bisherigen Besitzer gelangten in Abhängigkeit von dem neuen Herrn ihres Grund und Bodens. Sie bestellen nach wie vor die Äcker, erhalten jedoch zu ihrem Lebensunterhalt nur einen Teil ihres Ertrages und müssen den Rest dem Herrn abliefern. Dieser kann sie nach Belieben züchtigen, und niemand zieht ihn zur Rechenschaft, wenn er einen seiner Hörigen tötet, aber im allgemeinen werden dieselben doch nicht schlecht behandelt.

Der Stamm der Jussufzai[48]) bewohnt außer den Thälern des Swat noch die Ebene im Norden des Kabulflusses. Er nennt sich selbst Aspzoi oder Asupzoi, der Name Jussufzai oder Eusufzai wurde erst durch Elphinstone bekannt. Zur Zeit Alexander des Großen wohnte in dieser Gegend, wie Arrian erzählt, ein Volk, das sich Aspasici nannte, aus welchem Namen durch die bei den Mohammedanern übliche Buchstabenumwandlung Aspzoi entstanden sein mag. Die Jussufzai sind als tapfere Leute bekannt und traten stets gern als Söldner in die Dienste benachbarter Fürsten, so daß man sie zu Tausenden in den Heeren der Fürsten von Kaschmir und des nördlichen Indien fand. In langen Kriegen mit den Dalasaks hatten sie diese aus ihren Wohnsitzen vertrieben und unterwarfen sich dann nach und nach alles Land einerseits bis zum Indus, andererseits bis zum Fluß Kuttar im heutigen Kafiristan. Die Bevölkerung wurde teils ausgerottet, teils trat sie zu den neuen Herren in das obenerwähnte Verhältnis von Hörigen. Diese wurden gewaltsam zum Islam bekehrt und man nannte sie fortan Hindker, zum Unterschied von den dem Brahmaismus ergebenen Hindu. Da die Versuche der Dalasaks, das ihnen entrissene Land zurückzuerobern, zu unaufhörlichen Unruhen führten, verpflanzte Kaiser Dschehangir dieselben nach verschiedenen Orten des Dekan und siedelte in ihren Niederlassungen Familien aus Dhalpor an.

[48]) H. W. Bellew, The races of Afghanistan, being a brief account of the principal nations inhabiting that country. Calcutta, Thacker, Spink and Co., 1880, Seite 67.



Kandahar



Afghane in Kriegsausrüstung.

Das eroberte Land war seiner Zeit unter die einzelnen Chels geteilt worden. Innerhalb einer jeden Chel wird seitdem alle zehn Jahre das ihr gehörige Land durch das Los aufs neue verteilt. So ist einer jeden Unterabteilung die Möglichkeit geboten, für einige Zeit die besten Ländereien zu erlangen. Elphinstone erwähnt zwar einen Fall, in dem die Partei, zu deren Ungunsten das Los entschieden hatte, sich dagegen auflehnte, aber in der Regel vollzieht sich der Austausch der Ländereien, welcher vêsh, Teilung, genannt wird, ohne Streit, in der größten Ruhe und Ordnung.

Im Lande der Jussufzai wird zwar Ackerbau getrieben, aber dasselbe hat doch im ganzen ein rauhes und unwirtliches Aussehen und seine Bewohner gehören zu den in der Kultur am weitesten zurückgebliebenen Stämmen Afghanistans. Was von ihnen gilt, das gilt überhaupt von allen östlichen Stämmen, namentlich von den Cheiberstämmen der Afriden, Shinawarai und Wurukzai, sämtlich sehr kriegerischen Stämmen, die aber jetzt zu den britischen Behörden in Indien leidlich freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Den Emir erkennen sie zwar als Oberherrn an, aber die Oberhoheit ist nur eine nominelle, denn Gebote des Emirs bleiben unberücksichtigt, sobald sie nicht durch Waffengewalt unterstützt werden oder der Emir die Ältesten der Stämme durch Geldspenden gewinnt. Die Cheiberstämme haben stets von den Herrschern in Kabul unter dem Titel von Subsidien einen Jahrgehalt bezogen, wofür sie sich verpflichteten, den Weg durch den Paß offen zu halten und Durchreisende gegen Überfälle zu schützen, aber das Wegelagern war den Cheiberstämmen sosehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie sehr oft die eingegangenen Verpflichtungen außer acht ließen. Sobald wieder einmal in Afghanistan Unruhen herrschten, was ja nicht zu den Seltenheiten zählte, war der Durchzug durch den Paß unmöglich. Auch die englische Regierung fand es später für angezeigt, durch jährliche Geschenke sich die Freundschaft der Ältesten zu sichern, aber mit nicht besserem Erfolg als der Emir. Elphinstone fällte über sie ein sehr hartes Urteil und sprach ihnen allen Sinn für Treue und Ehre ab, aber dieses Urteil ist längst durch die Erfahrungen von Alexander Burnes und anderen Engländern, die später mit den Cheiberstämmen in Berührung kamen, widerlegt worden. Burnes, der viel Gepäck mit sich führte, das die Habgier der Eingeborenen reizen konnte, hatte keine andere Schutzwache als 12 Araber, aber es kam nicht der geringste Versuch zu seiner Beraubung vor. Burnes erklärt daher, daß er die Cheiberstämme besser und freundlicher gefunden habe, als er nach dem, was er von ihnen gehört, hoffen durfte.

Wie schwer den Cheiberstämmen mit Gewalt beizukommen sei, erfuhren die Engländer schon im afghanischen Feldzug des Jahres 1839, der sie gleichzeitig belehrte, daß sie mit Geld die Treue der Stämme ebensowenig erkaufen könnten, wie dies dem Emir möglich war. Nach der Einnahme von Ghasni war eine kleine Abteilung englischer Truppen nebst etwa 3000 Shiks durch den Cheiber-Paß vorgerückt, nachdem man von den Ältesten der Stämme die Erlaubnis zum Durchzug erkauft hatte. In und bei dem Fort Ali Mesdschid mußten aber die Shiks zurückbleiben, weil die Cheiberer ihnen als den ärgsten Feinden ihres Glaubens den Zug durch den Paß nicht gestatten wollten. Die englische Abteilung zog ungehindert durch den Paß, aber die zurückgebliebenen Shiks, in deren Lager bei Ali Mesdschid Krankheiten große Verheerungen anrichteten und sie arg dezimierten, wurden später von den Cheiberstämmen überfallen und niedergehauen. Nur 200 Mann gelang es, zu entkommen. Da die Cheiberer auch nach diesem Überfall den Engländern freundlich entgegenkamen und bereit waren, ihnen auch fernerhin den Durchzug zu gestatten, so war anzunehmen, daß sie in ihrem Vorgehen keinen Vertragsbruch sahen, sondern der Meinung waren, daß sie für das empfangene Geld wohl den Engländern, aber nicht auch den Shiks den Durchzug gestattet hatten. Die Niedermetzlung der englischen Bundesgenossen konnte trotzdem nicht ungesühnt gelassen werden, und es wurden von Dschellálabad zwei Regimenter Sepoys zur Züchtigung der Cheiberer abgesandt. Die Truppen stießen auf erbitterten Widerstand und mußten in dem Passe jeden Fußbreit Weges sich erkämpfen, wobei ein großer Teil ihres Gepäckes in die Hände der Feinde fiel. Es gelang zwar, Ali Mesdschid zu verproviantieren, aber die Engländer sahen ein, daß ihnen der Besitz dieses, den Paß sperrenden Forts wenig nütze, wenn die Cheiberer feindlich blieben und man sich bei jedem Durchzug mit den Waffen den Weg bahnen mußte. Sie knüpften deshalb schon nach wenigen Tagen Unterhandlungen an, und es kam ein Vertrag zustande, in dem die Cheiberstämme sich verpflichteten, den Engländern den Paß stets offen zu halten, wogegen diese ihnen jährlich 30 000 Rupien zahlen sollten.

Wenn es galt, ihre Rechte auf den Paß, ihr kostbarstes Besitztum, das ihnen eine reiche Einnahme sicherte, zu verteidigen, waren die Cheiberstämme stets einig, sonst aber befehdeten sie sich häufig gegenseitig. Da die Maliks, die Ältesten, welche an ihrer Spitze stehen, keine große Macht besitzen, so hat bei Streitigkeiten ihr Ausspruch nur dann eine Bedeutung, wenn beide Parteien bereit sind, sich demselben zu unter-

werfen. Wenn ein Teil mit dem Ausspruch unzufrieden ist, verschafft er sich sein begründetes oder vermeintliches Recht selbst, und so nehmen die kleinen Fehden nie ein Ende.

Die Cheiberer kommen häufig nach Peschawer und bringen dorthin Holz und Kohlen, im Frühling auch Schnee zum Verkauf, wodurch sie viel Geld verdienen. Auch der Handel mit den Matten, welche sie verfertigen, bildet für sie eine gute Einnahmequelle. Man gestattet ihn nicht mehr, bewaffnet das britische Gebiet zu betreten. Sie müssen, wenn sie sich nach Peschawer begeben wollen, an der Grenze ihre Waffen abliefern und erhalten dieselben erst bei der Rückkehr wieder, eine Vorsichtsmaßregel, welche den raub- und streitlustigen Stämmen gegenüber umsomehr angezeigt ist, als kein Angehöriger derselben unbewaffnet sein Haus zu verlassen pflegt. Man sieht sie in ihrer Heimat nie ohne die lange Flinte, und das lange, Tschuwai genannte Afghanenmesser fehlt nie in ihrem Gürtel.

Die Bevölkerung des Cheiber-Passes teilt sich in die 3 Stämme der Afriden, Schinawarai und Wurukzai, welche zusammen etwa 150 000 Seelen zählen sollen. Die Shinawarai sind der kleinste der 3 Stämme. Die Grenzen der Cheiber-Stämme bilden gegen Norden der Paß, gegen Westen der Sefid Kuh, gegen Süden Bangasch, im Nordosten die Ebene von Peschawer, und nach Süden erstrecken sich ihre Niederlassungen bis in die Nähe des Indus.

Der größte Afghanenstamm, dessen Niederlassungen sich auch über das größte Gebiet erstrecken, sind die Duranai, welche bereits zu den westlichen, kultivierteren Stämmen gehören. Sie sind der Stamm, aus dem die Herrscher des Landes hervorgingen, die auch nach ihnen den Namen der Duranischen Dynastie führen. Die Fürstenfamilie hieß Sadozai und gehörte dem Chel Popalzai an. Früher hieß der Stamm Abdallai, seinen jetzigen Namen Duranai erhielt er erst durch Achmed Schah. Er teilt sich in die Chels Popalzai, Barkfei, Allekosei, Atschikfei, Nursei, Alliki, Iskhasei, Khaugan und Maku. Die Barkfei sind nächst den Popolzai, dem Chel der Fürstenfamilie, die bedeutendsten, sehr kriegerische Leute, welche das Land südlich von Kandahar bewohnen. In Kandahar wurden stets die Duranerfürsten Afghanistans gekrönt, weshalb die Engländer, als sie im Jahre 1839 Kandahar besetzten, ihren Schützling Schah Schudschah ebenfalls dort krönen ließen, allerdings ohne große Akklamation seitens der Bevölkerung zu finden.

Die Duranai sind teils Ackerbauer, teils Hirten, wie es der Boden, auf dem sie leben, mit sich bringt. In manchen Teilen ihres Gebietes ist nur Viehzucht möglich, andere dagegen, wie die Umgegend von Kandahar und die Thäler des Hilmend, gehören zu den fruchtbarsten Gegenden Afghanistans, und die dortige Bevölkerung ist durch Ackerbau wohlhabend geworden. Dies ist nicht ohne Einfluß auf Sitten und Lebensweise des Volkes geblieben. Hier ist nirgends eine Spur von der Wildheit und Roheit der östlichen Afghanenstämme, und in den Familien der vornehmen Duranai findet man Reichtum, Luxus, durch persische Einflüsse verfeinerte Sitten und einen ziemlichen Grad von Bildung. An die Stelle der Zügellosigkeit der östlichen Stämme, welche keinen aus ihrer Mitte als Oberhaupt anerkennen wollen und auch dem Emir nur gezwungen und widerwillig Folge leisten, sind hier geordnete Zustände getreten, der Adel genießt hohes Ansehen, und sein patriarchalisches Regiment genügt zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung. Hier hat der Emir die Hauptstütze seiner Macht, denn die Duranai sind ihm treu ergeben, und der Adel führt überall die Regierung in seinem Namen.

Man rühmt die Gastfreundschaft, aber auch die Heimatsliebe und das stark ausgeprägte Nationalbewußtsein der Duranai. Sie sind, sagt Elphinstone, ihrem Lande außerordentlich ergeben, sie reisen wenig und verlangen immer nach Hause zurückzukehren; sie kommen nie als Abenteurer oder Kaufleute nach Indien, und selten findet man sie außerhalb ihres Vaterlandes ansässig.

Der von Viehzucht lebende Teil der Duranai hält sich hauptsächlich in den Bergen zwischen Herat und Sistan auf, aber auch südöstlich von Kandahar wird viel Viehzucht getrieben. Ein Teil der Duranai, dessen Wohnsitze sich am Norduser des Hilmend befinden, verläßt dieselben im Frühjahr, um nach dem Paropamisus auszuwandern, und es bleiben dann nur wenige in den Niederlassungen zurück. Diese nomadisierenden Duranai wohnen in Zelten aus grobem schwarzen Tuch, in denen sich ein abgesonderter Raum für die Frauen befindet. Solch ein Zelt ist durchschnittlich 20 bis 25 Fuß lang, 10 bis 12 Fuß breit und 8 bis 10 Fuß hoch, und gewährt hinreichenden Schutz gegen Sturm und Unwetter. Die Lager der Nomaden sind nicht groß, sie umfassen gewöhnlich 10 bis 30, selten mehr als 50 Zelte. Ein mit Steinen eingefaßter Platz in der Nähe des Lagers, stets westwärts von demselben, dient als Moschee.

Die einzigen Städte im Gebiete der Duranai sind Kandahar und Herat, und Kandahar ist zugleich die einzige Stadt Afghanistans, deren Bevölkerung fast ausschließlich aus Afghanen (meist vom Stamme der Duranai) besteht. Die Mehrzahl der Vornehmen des Stammes besitzt Häuser in Kandahar

und lebt zeitweilig in der Stadt. In den Städten ist trotzdem die Aristokratie ohne Einfluß, und die Verwaltung ruht sowohl dort als in der nächsten Umgebung in den Händen der Beamten des Emirs. Nur auf dem Lande ist alle Macht mit der Würde des Chans jeder einzelnen Chêl vereinigt, welcher den Titel Sirdar führt, und unter welchem im Kriege die Maliks und Muschirs die Unterabteilungen der Chêl anführen.

Eine Brücke im untern Tarnakthal bezeichnet die Grenze zwischen dem Gebiet der Duranai und jenem des zweitgrößten Afghanenstammes, der Ghildschi, auch bekannt unter dem Namen Ghilzai. Ihr Gebiet erstreckt sich im Norden bis über Kabul hinaus und bis Dschellalabad, im Osten bis zum Soliman-Gebirge, im Süden wird es durch die Wüste begrenzt, im Westen durch das Gebiet der Duranai. Innerhalb dieser Grenzen liegen die Städte Kabul und Ghasni. Die Gildschi waren einst der berühmteste Afghanenstamm und haben in der Geschichte dieses Volkes eine große Rolle gespielt. Jetzt sind sie wegen ihrer Raubgier gefürchtet und erinnern durch viele ihrer Sitten und durch ihr wildes, jedem Zwang abholdes Wesen an die Jussufzai. Teils bilden sie wie diese demokratische Republiken, teils stehen sie unter der Herrschaft von Chanen. Sie teilen sich in die Chêls Turan und Buran. Im westlichen Teil ihres Gebietes, wo sie an die Duranai grenzen, und besonders in der Umgebung von Kabul und von Ghasni gleicht ihre Regierung vollständig jener der Duranai, und die Beamten des Emirs besitzen Macht genug, die Ordnung dort aufrecht zu erhalten. Je weiter nach Osten, desto mehr ähneln jedoch die inneren Zustände jenen der Jussufzai, die Obrigkeiten sind machtlos, an die Stelle des Rechtes tritt die Selbsthilfe, und Streitigkeiten, welche in blutige Kämpfe ausarten, sind an der Tagesordnung.

Die größte Zersplitterung herrscht unter dem im nördlichen Teil des Suliman-Gebirges wohnenden Stamm Wasirai, der in eine Menge kleiner, auf demokratischer Grundlage beruhender Republiken zerfällt und auch dem Emir nur mehr nominell unterthan ist. Die Jirgah, die Volksversammlung, übt das Richteramt aus, sie soll jedoch wenig Gelegenheit dazu finden, da Verbrechen unter der von Viehzucht lebenden, armen Bevölkerung sehr selten sind. Streitigkeiten werden durch die Familienältesten geschlichtet. Um den Tachti-Sulaiman herum wohnen die Shiranai, deren Nachbaren die Zmarrai sind, welche alle ein gleich ungebundenes Nomadenleben führen. Ackerbau trifft man in den Thälern, in denen sie sich aufhalten, selten.

Kleinere Afghanenstämme sind noch die südlich von den Gildschi wohnenden Kaker, die Wardak, die Chattak. Die letzteren haben eine Kulturstufe erreicht, welche sie wesentlich von allen anderen östlichen Stämmen unterscheidet. In ihren Händen befinden sich die Salzbergwerke von Kalabagh, und viele Chattak trifft man als Kaufleute und Salzlieferanten sowohl in Peschawer als auch in Badachschan.

Die Afghanen sind alle sunnitische Mohammedaner, woher ihre große Abneigung gegen die Perser stammt. Von diesen abgesehen, sind sie jedoch gegen Andersgläubige sehr tolerant, und Hindus, die sich im Lande aufhielten, sind nie an der Ausübung ihrer Religion gehindert worden, obwohl sie dies allerdings nicht öffentlich thun dürfen. Auch für die Perser sind die religiösen Unterschiede kein Hindernis, wenn sie in Afghanistan ihr Fortkommen suchen wollen. Dem Schiiten ist es gestattet, wenn er sich in einem von Ketzern, Sunniten, bewohnten Lande aufhält, seinen Glauben zu verleugnen, und die schlauen Perser haben von dieser Klausel stets so ausgiebigen Gebrauch gemacht, daß viele sogar hohe Ehrenämter in Afghanistan erlangten. Schiiten sind außer den in den Städten ansässigen Persern nur noch die Hesare. Die gebildeten Afghanen sind sämtlich dem Sufismus zugethan. Von den Mullahs werden sie deshalb des Atheismus beschuldigt, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, da ihre Toleranz gegen Andersgläubige häufig in völligen religiösen Indifferentismus ausartet. Die Mullahs erfreuen sich großen Ansehens und haben schon oft durch ihr Einschreiten den blutigen Ausgang eines ausgebrochenen Streites verhindert. Am größten ist ihr Einfluß bei den Nomadenstämmen, während er in den Städten sehr gering ist. Trotzdem hatte der Koran in Afghanistan nie jene Bedeutung als Gesetzbuch, welche er in anderen mohammedanischen Ländern erlangt hat. Dagegen werden jene Vorschriften des Koran, welche sich auf die Verrichtung der täglichen Andachten beziehen, streng befolgt, und ihre Befolgung wird auch durch die Sittenpolizei kontrolliert. Alle strenge Beaufsichtigung hat jedoch nicht verhindern können, daß Übertretungen der Koranvorschriften, namentlich seitens der Reicheren, durchaus nicht selten sind. Das Verbot der Glücksspiele, denen übrigens die Afghanen nur wenig ergeben sind, wird ebensowenig beachtet wie jenes des Weintrinkens, doch sind Fälle von Trunkenheit sehr selten.

Die Vielweiberei, welche der Islam erlaubt, können sich hier nur die Reichen gestatten, welche imstande sind, mehrere Frauen zu kaufen und zu ernähren. In der Regel wählen die Afghanen ihre Frauen



Thor von Bala Hissar in Kabul.

unter den Mädchen ihres Stammes, doch trifft man auch persische Frauen, wogegen es für entehrend gilt, ein afghanisches Mädchen einem Fremden zum Weibe zu geben. Der Preis, der dem Vater des Mädchens gezahlt wird, richtet sich nach den Vermögensverhältnissen und dem Stande des Bräutigams, und dieser Preis wird den Verwandten des Mannes zurückgezahlt, wenn seine Witwe eine zweite Ehe eingeht, was sehr häufig geschieht, da die Afghanen es für eine Pflicht halten, die Witwe des Bruders zu heiraten. In den östlichen Landesteilen heiraten die Afghanen sehr früh, Knaben oft schon im 14., Mädchen im 10. oder 12. Lebensjahr, wogegen es im westlichen Afghanistan Sitte ist, erst im mannbaren Alter zu heiraten. Bei den nomadisierenden Stämmen, bei denen die Geschlechter nicht so streng getrennt sind, wie bei den seßhaften, sind Heiraten aus Neigung sehr häufig, und ein junger Mann kann dort, sobald er nur der Zuneigung des Mädchens sicher ist, ein Mädchen auch gegen den Willen der Eltern erlangen, indem er ihr den Schleier vom Kopfe reißt, eine Locke ihres Haares abschneidet, ihr ein Hemde überwirft und sie dann für seine Braut erklärt. Nach einem solchen Vorgehen pflegen die Eltern ihre Einwilligung selten zu versagen. Entführungen kommen auch vor, jedoch selten, denn es wird dem Entführer eines Mädchens nicht leicht, die Familie zu versöhnen, und er wird wegen seiner That wie ein Mörder verfolgt, weil eine Entführung als der größte Schimpf gilt, der einer Familie zugefügt werden kann. Umständlicher als bei der Nomadenbevölkerung sind die Verlobungen in den Städten. Dort entscheidet nicht die Liebe, denn der Bräutigam sieht die Braut erst am Hochzeitstage unverschleiert und verlobt sich mit ihr auf die Schilderungen hin, welche man ihm von ihrer Schönheit entwirft. Eine Verwandte des Mannes übernimmt in der Regel die Rolle der Ehevermittlerin, und sobald die Eltern des Mädchens ihre Geneigtheit, den Werber anzunehmen, zu erkennen gegeben haben, tritt dieser offen mit seiner Bewerbung hervor. Während des Brautstandes findet nur selten ein Verkehr zwischen den Brautleuten statt, und bei den Jussufzai sind die Bestimmungen so streng, daß es ihnen sogar untersagt ist, sich zu sehen.

Die Afghanen sind das einzige Volk Zentral-Asiens, dem der Begriff Liebe in unserem Sinne nicht völlig unbekannt ist. Die afghanische Volkspoesie ist reich an Liebesliedern, und im Munde des Volkes leben eine Menge Sagen fort, in welchen die Liebe — minnah heißt sie bei den Afghanen — eine große Rolle spielt. Auch im täglichen Leben hat man häufig Gelegenheit zu beobachten, eine wie mächtige Triebfeder die Liebe ist. Mancher junge Mann, der nicht reich genug ist, um den verlangten Kaufpreis für das Mädchen seiner Wahl zu bezahlen, verdingt sich im Hause des Vaters desselben als Knecht und dient ihm solange unentgeltlich bis der ihm vorenthaltene Lohn dem Kaufpreis entspricht, worauf er das Mädchen heimführen kann, oder er wandert vielleicht gar nach Indien aus, um das nötige Geld rascher zu erwerben.

Die afghanischen Frauen der höheren Klassen sind meist nicht ungebildet, und gewöhnlich des Lesens und Schreibens kundig. Der ungezwungenere Verkehr mit dem andern Geschlecht ermöglicht den Frauen, die hier nicht wie in anderen muhammedanischen Ländern eifersüchtig vor aller Welt abgesperrt werden, die Aneignung mancher Kenntnisse, welche ihren zwischen den Haremsmauern gefangenen Schwestern versagt bleiben.

Ihre geisterhaften Gestalten, wenn sie spazieren gehen, sagt Burnes, machen einen melancholisch; aber wenn alles wahr ist, was man von ihnen spricht, so wissen sie sich zu Hause reichlich für das traurige Benehmen auf der Straße zu entschädigen. Dort versammeln sie sich während der langen Winterabende um das Sundli, eine Art niedrigen Tisches, mit einem Tuch bedeckt und von unten durch ein Kohlenfeuer erwärmt, erzählen einander Geschichten und machen sich lustig. Sie haben ein Sprüchwort, daß die Hausfreuden zu Kabul im Winter einen jeden des Feindes draußen vergessen lassen. Unter den Afghanen üben die Frauen beträchtlichen Einfluß: Dost Mohammed Khan richtete, zu einer Zeit, wo er sehr besorgt hinsichtlich des Benehmens seiner Brüder zu Kandahar war, einen Brief an seine Schwester, die sich dort befand, und ersuchte sie, jene in den gehörigen Schranken zu halten; so zeigte er, daß man selbst in wichtigen Staatsangelegenheiten seine Zuflucht zu dem Urteil und der Klugheit der Weiber nimmt. Ein Umstand kam indes vor, während wir in Kabul waren, welcher bewies, daß wenigstens eine von Dost Mohammeds Schwestern kein Tugendmuster war. Sudu Khan Barukzye, an den sie verheiratet war, ward, als er nachts nach Hause zurückkehrte, durch den Leib geschossen. Der Mörder ward ergriffen und berichtete, schrecklich genug, daß des Fürsten Schwester ihn zur That bestochen habe. Die Prinzessin floh in das Haus eines Verwandten, und rechtfertigte, ohne zu erröten, ihr Verfahren mit dem Grunde, daß sie lange Zeit von ihrem Gemahl hart behandelt worden sei. Die Wahrheit dieser Angabe ward nicht bezweifelt, denn er war als ein schlechter Mensch wohl bekannt; doch konnte dies immer eine so unmenschliche

Vergeltung nicht rechtfertigen. Der Verwundete lebte noch einen Tag, und sein Mörder folgte ihm wenige Stunden später in die Ewigkeit nach, indem er in zwei Stücke geschnitten ward, deren eines am obern Thore des Bala Hissar, das andere am großen Basar angenagelt wurde. Ein Fleischer machte den Henker. Die Dame, deren Schuld wenigstens die gleiche war, kam ohne Strafe davon, denn der Muhammedaner kann blos das Blut dessen vergießen, durch den Menschenblut vergossen wurde. Indes giebt es Weiber in diesen Gegenden, die sich durch ihre eheliche Treue vorzüglich ausgezeichnet haben, und es wäre unrecht, wenn ich Aga, die Gemahlin des Yesdan Bukhsch, eines Hesarahäuptlings, mit Stillschweigen übergehen wollte, welche Dost Mohammed Khan zu Kabul als Geisel für ihren Gemahl zurückhielt. Die Trennung war für Beide peinlich; vorzüglich aber für den Gemahl, der in allen schwierigen Fällen gewohnt war, sich durch den Rat seines Weibes leiten zu lassen. Insgeheim sandte er Boten zu ihr, um sie zur Flucht zu veranlassen. Diese bewerkstelligte sie, indem sie ihren Anzug mit dem eines Mannes vertauschte und aus dem Fenster ihres Gefängnisses sprang. Dann bestieg sie ein Pferd und floh nach dem Besutlande zwischen Kabul und Bamjan, verfolgt von zwei Beamten des Emirs, die einige der Feinde ihres Mannes begleiteten. Sie ward eingeholt; ihr Gefährte ward getötet, aber sie selbst entkam und erreichte die erste Feste ihres Landes, von deren Mauern sie ihren Verfolgern Trotz bot und mit Stolz ausrief: „Dies ist das Land des Yesdan Bukhsch!“ Der Gemahl des edlen Weibes ward später, wie Mr. Masson berichtet hat, von Hadschi Khan Kakur barbarisch erdrosselt. Die Einfalt seines Charakters richtete ihn zu Grunde, wie schon viele seiner Landsleute; und nachdem er die Afghanen durch einen gefährlichen Feldzug geführt hatte, kam er elend ums Leben.[49])

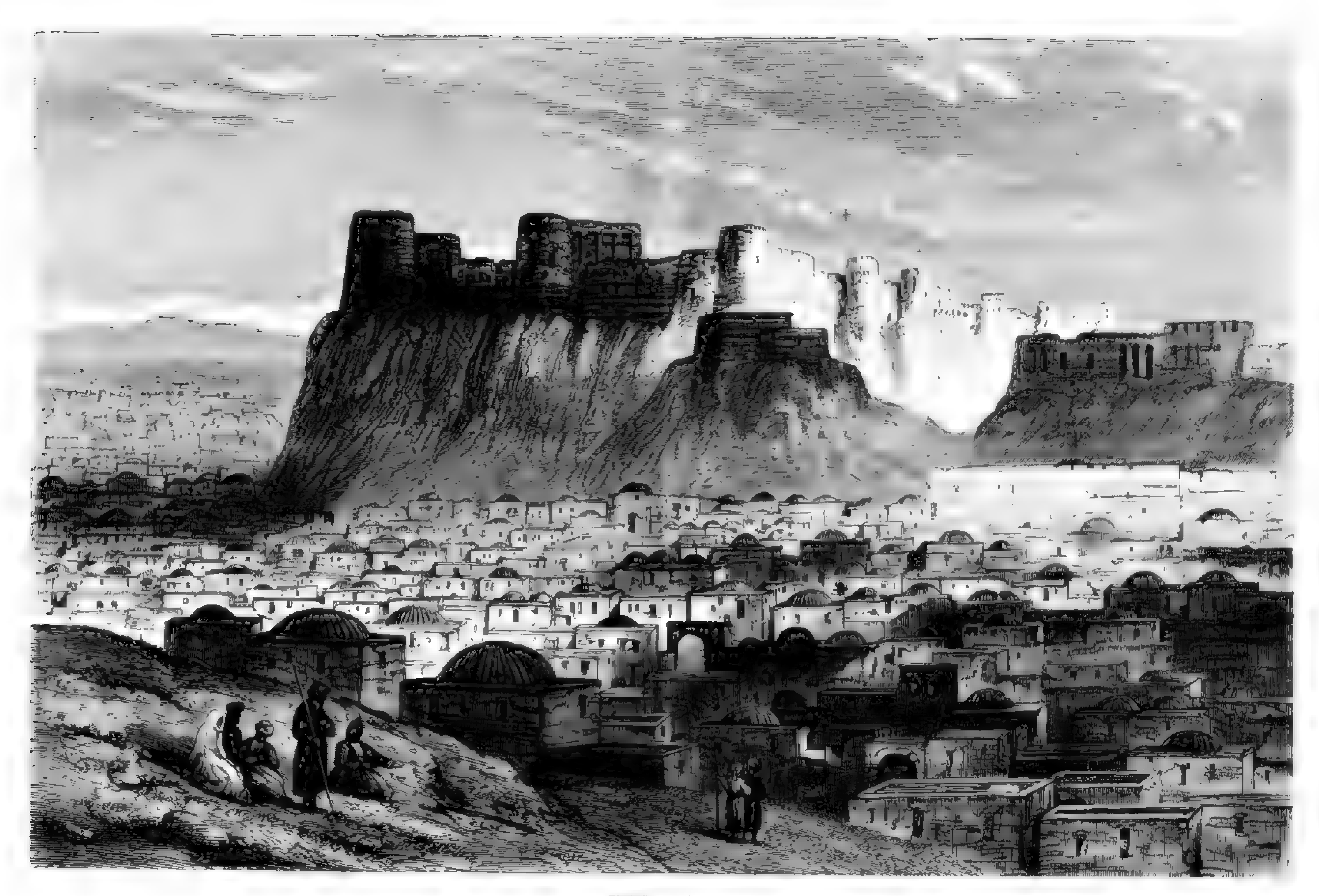
Die Urteile der Reisenden über die körperlichen Vorzüge der Afghanenfrauen lauten sehr widersprechend. Der eine nennt sie geradezu häßlich, andere finden sie hübsch, ja sogar schön. Sie tragen ein langes, meist farbiges Hemde, welches mit Seidenstickerei verziert ist, weite farbige Beinkleider und als Kopfbedeckung eine kleine, mit Goldfäden verzierte seidene Mütze von heller Farbe, über welche sie in Gegenwart Fremder einen Schleier, häufig auch ein Tuch legen. Das Haar wird von unverheirateten Frauen lang herabwallend getragen, von verheirateten aber in der Mitte gescheitelt und hängt in zwei Flechten auf den Nacken herab. Es wird häufig mit Schnüren Goldmünzen durchflochten, und die Frauen schlingen auch goldene oder silberne Ketten um den Kopf, an denen zwei große Kugeln befestigt sind, welche an den Seiten herabhängen. Schmuck ist überhaupt bei den afghanischen Frauen beliebt, sie tragen Ringe und Ohrgehänge und häufig auch, wie die Perserinnen, Ringe in der Nase.

Die Kleidung der Männer ist in den einzelnen Landesteilen eine verschiedene. An der Ostgrenze Afghanistans ähnelt sie der indischen Tracht, während bei der Städtebevölkerung und den höheren, einer gewissen Bildung teilhaftig gewordenen Klassen die Kleidung der persischen ähnlich ist. Die eigentliche Nationaltracht der Afghanen besteht aus einem langen Hemde, weiten Beinkleidern von schwarzem Baumwollstoff, Lederstiefeln, die entweder zugeknöpft oder zugeschnürt sind, und einem gegerbten Schaffell, welches mit der Wolle nach innen als Mantel umgehangen wird. Als Kopfbedeckung dient eine buntfarbige Mütze, welche den Uhlanenmützen nicht unähnlich und aus Samt, Seide, Goldbrokat und hellfarbigem Tuch zusammengesetzt ist.

Die Männer sind sämtlich große, hagere Gestalten von starkem Knochenbau. In den Zügen des langen Gesichtes, in dem die Backenknochen auffallend hervortreten, prägt sich Energie aus. Schwarzes Haupthaar und ein dichter Bart umrahmen das Gesicht, auch braunes Haar kommt häufig vor, rotes dagegen selten. Die auf dem Lande wohnenden Stämme lassen das Haupthaar lang wachsen und in Locken auf den Nacken herabfallen, in den Städten dagegen trägt man kurzes Haar. Die Gesichtsfarbe ist bei den westlichen Stämmen meist eine helle und frische, die östlichen dagegen sind gebräunt wie die Hindus. Auch sonst bemerkt man Unterschiede zwischen den westlichen und den östlichen Stämmen. Bei den ersteren sind die Gesichtszüge nicht so ausgeprägt wie bei den letzteren, man trifft zuweilen sogar auffallend weiche Züge, und die meisten westlichen Afghanen sind nicht so schlank wie die östlichen, und zeigen Anlage zu Beleibtheit.

Man hat die Afghanen lange Zeit für jüdische Abkömmlinge ausgegeben, und wollte in ihnen sogar die verlorenen zehn Stämme wiedergefunden haben. Was die ethnischen Beweise für diese kuriose Verwandtschaft betrifft, sagt Vambéry, so legte man besonders Gewicht auf die scharfen und häufigen

[49]) Alexander Burnes, Kabul. Schilderung einer Reise nach dieser Stadt und des Aufenthaltes daselbst in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Aus dem Englischen von Theodor Ölckers. Leipzig, C. O. Weigel, 1843, Seite 231



Zitadelle von Herat.

Kehllaute, an welchen die Sprache der Afghanen überaus reich ist, nicht minder aber auch auf die große gebogene Nase, welche sie als physiognomisches Mittelstück von allen anderen Asiaten unterscheidet. Diese Sprachentheorie bedarf keiner ernsten Widerlegung, eben aus derselben läßt der Afghanen indo-arische Abkunft sich mit völliger Sicherheit herleiten. Noch weniger beweisend ist das corpus delicti der Nase, denn deren hohe und adlerartige Form paßt ganz zu dem kühnen, dezidierten Aussehen dieses Volkes und steht in vollem Einklange mit seinem wild martialischen Charakter — welcher den Juden keineswegs nachgerühmt werden kann — wie mit ihrem unbändigen Freiheitssinn. Männliche Schönheit ist den Afghanen nicht zu bestreiten. Ob im schlichten, faltenreichen Leinwandkleide eines Hirten, ob im nach römischer Sitte über die Schulter geworfenen togaähnlichen Leintuch, ob im Kriegsornate eines Sirdars — der Afghane wird immer unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen und als Prototyp eines asiatischen Kriegers uns Bewunderung abringen. Sie sind geborene Krieger. Der Hirt hat statt der Schalmei eine lange Flinte auf dem Rücken, der Ackersmann geht dem Pfluge mit dem Schwerte nach, der Kaufmann führt ein kleines Arsenal mit sich, und gar der Krieger! Er ist von modernen und antiken Hau-, Stich- und Stoßwaffen derartig bedeckt, daß er selbst im Schlafe sich von einem großen Teil derselben nicht trennt.

Alle Stämme zeichnet eine große Wißbegierde aus, namentlich ein Streben, sich über die Verhältnisse bei anderen Völkern aufzuklären, und sie lassen keine Gelegenheit, ihren Ideeenkreis zu vermehren, ungenutzt vorübergehen. Obwohl die Afghanen selten ihr Land verlassen und wenig mit den Nachbarvölkern verkehren, hat doch sowohl von Osten als von Westen her indische und persische Kultur bei ihnen Eingang gefunden, aber sie ist in dem wilden Gebirgsland gleichsam versteinert und hat sich nirgends weiter entwickelt, so daß man heute noch eine Menge indischer und persischer Sitten und Gebräuche, welche in Indien und Persien längst im Laufe der Zeit eine völlige Umwandlung erfahren haben, rein und unverfälscht in der Form antrifft, in welcher sie vor hundert und mehr Jahren in jenen Ländern vorhanden waren.

An Schulen ist in Afghanistan kein Mangel. Man trifft fast in jedem Dorfe einen Mullah oder, wie er in den östlichen Landesteilen genannt wird, Achund, der sich mit dem Unterricht der Jugend beschäftigt, dieselbe lesen und schreiben und die üblichen Gebete lehrt. Wer seine Kinder nicht in die Schule schicken will, wird allerdings nicht dazu gezwungen, und darum ist die weitaus größere Mehrzahl der Bevölkerung ohne alle Schulbildung. Des Lesens und Schreibens sind etwa 25% kundig.

Die Mullahs, welche zugleich die Vorbeter der Gemeinde sind, besitzen außer der Kenntnis des Korans sehr selten noch ein anderes Wissen. Ihre pekuniäre Lage hängt von der Wohlhabenheit ihrer Gemeinde ab. In der Regel ist ihnen ein Stück Land angewiesen, von dessen Ertrag sie ihren Unterhalt bestreiten, bei den nomadisierenden Stämmen aber erhalten sie zu gleichem Zwecke eine kleine Herde Schafe und Ziegen, und hier und da wohl auch noch kleine Geschenke von den Eltern ihrer Zöglinge. Den Unterricht erteilen sie in der afghanischen Sprache, und nur in den Persien benachbarten Landesteilen, wo das Persische sozusagen die zweite Landessprache ist, werden die Kinder auch noch in dieser unterrichtet. Die vornehmen Afghanen dagegen, unter denen z. B. in Kabul und Kandahar das Persische ebenso die Umgangssprache ist, wie sich in manchen europäischen Ländern die vornehmen Kreise des Französischen bedienen, lassen ihren Kindern in den Stadtschulen gründlichen Unterricht im Persischen zuteil werden, und sorgen auch dafür, daß dieselben sowohl mit den persischen Klassikern als auch mit der arabischen Grammatik vertraut werden. In neuerer Zeit lassen es die Vornehmen bei dieser höchsten Bildung, welche das Land ihren Kindern zu bieten vermag, nicht bewenden, sondern senden dieselben zur Fortsetzung ihrer Studien nach Indien. Auch diejenigen, welche sich zum Amte eines Mullah ausbilden wollen, ziehen nach Indien, wo in Lahore eine Hochschule besteht, auf welcher in allen muhammedanischen Wissenschaften Unterricht erteilt wird und wo, wie in allen höheren Schulen Zentral-Asiens, durch reiche Stiftungen auch für den Unterhalt der Studierenden gesorgt ist.

Gegen Fremde ist der Afghane mißtrauisch, aber dem Gast, den er in seinem Hause aufgenommen hat, kommt er mit der größten Höflichkeit entgegen. Ein ungemein zeremonielles Wesen kennzeichnet den Afghanen im Verkehr mit anderen. Die Begrüßungsformeln sind durch die Sitte genau vorgeschrieben, und nie wird ein Afghane versäumen, dieselben zu gebrauchen. Mit dem Gruß „Friede sei mit Dir!“ betritt er das Haus, und der Hausherr erwidert dieselben Worte, ergreift dann die Hände des Ankömmlings, drückt sie und sagt: „Sei willkommen! Mögest Du oft wiederkommen!“ Der Fremde aber dankt für den Willkommengruß mit den Worten: „Sei glücklich!“ Darauf ladet der Hausherr den Fremden zum Sitzen ein, und die gegenseitigen Komplimente beginnen aufs neue. Ein Jeder erkundigt sich nach dem Wohlbefinden des Andern, und dabei kommt allmählich ein Gespräch in Fluß, welches nicht mehr aus eingelernten Phrasen

besteht. Verabschiedet sich der Gast, um seine Reise fortzusetzen, so lauten die Abschiedsworte des Hausherrn: „Möge Deine Reise nicht langweilig sein und Gott Dich beschützen!“ Auf der Reise sich Begegnende begrüßen sich mit den Worten: „Mögest Du nie müde werden!“ worauf die Antwort lautet: „Mögest Du lange leben!“ Bekannte, die sich begegnen, pflegen sich zuzurufen: „Bist Du kräftig? Befindest Du Dich wohl?“ — worauf der andere erwidert: „Gott sei Dank!“

Sobald dem Herkommen Genüge geschehen, ist jedoch der Afghane im Umgang nichts weniger als steif und zeremoniell. Geselligkeit ist eine Tugend, welche man bei allen Afghanen trifft. Sie lieben es, Gäste in ihrem Hause zu sehen, und benutzen den geringfügigsten Anlaß, um solche einzuladen. Bei keinem Festmahl fehlt gekochtes Hammelfleisch, es wird in seiner eigenen Brühe aufgetragen, in welcher Brotstücke herumschwimmen. Als Getränk dient Scherbet, zuweilen auch Buttermilch oder ein aus Schafmilch bereitetes Getränk. Vor Beginn der Mahlzeit wird dem Gast ein Wasserbecken gereicht, in welchem er sich die Hände wäscht, worauf ein Gebet folgt, und ebenso beschließt das Gebet das Mahl. Hierauf beginnt die Unterhaltung, die in Gesang und im Erzählen alter Geschichten und Sagen besteht, in denen Helden, Geister und Feeen eine große Rolle spielen. Wenn sich einer in der Gesellschaft befindet, der irgend ein Instrument zu spielen versteht, wird er gewiß nicht unterlassen, die Gesellschaft durch einen Vortrag zu erheitern, und er wird gleich den Erzählern am Schlusse sicher durch den üblichen Beifallsruf „Ai Schawasch!“ (Brav gemacht!) belohnt werden. Auch Tänze gehören zu den Unterhaltungen der Afghanen. An denselben beteiligen sich Männer und Frauen. Das Orchester besteht aus einem Musiker und einem Sänger, um welche die Tanzenden einen Kreis bilden und je nach dem Takte der Musik bald schneller bald langsamer sich bewegen. Sie begleiten die einzelnen Figuren, welche sie bilden, mit lauten Ausrufungen und mit Händeklatschen, tanzen zwar meist einzeln, reichen sich aber auch zuweilen die Hände und wirbeln um den Sänger und den Musiker herum. Die im Kaukasus beliebten Widderkämpfe trifft man auch in Afghanistan, doch benutzt man dort auch noch andere Tiere zu ähnlichen Belustigungen. Besonders beliebt sind die Hahnen- und Kameelkämpfe. Burnes schreibt: „Die Afghanen finden große Lust an Wachtelkämpfen. Dieselben sind eine Ergötzlichkeit für alle Klassen. Man schleppt die Hähne in Säcken herbei und hetzt sie über Getreide, das man zwischen sie wirft, gegen einander. Wenn eine Wachtel mit einer andern eine Lanze gebrochen hat, wird sie nicht mehr zu einem zweiten Kampfe benutzt. Selten trifft man Knaben, die nicht eine Wachtel in der Hand tragen, und das Volk versammelt sich haufenweise, um den Kampf dieser Vögel zu betrachten.“

Eine Hauptbelustigung ist die Jagd, und besonderer Beliebtheit erfreut sich im Winter die Wolfsjagd. Alt und Jung üben sich im Scheibenschießen, sowohl mit Feuerwaffen als mit Bogen und Pfeil, und die Schießübungen sind häufig mit Wettkämpfen verbunden, in denen der Preis des Siegers eine Mahlzeit ist. Wettkämpfe anderer Art finden bei der Hochzeitsfeier statt. Mehrere Dutzend Reiter veranstalten ein Wettrennen, dessen Ziel oft meilenweit entfernt ist. Der Preis eines solchen Rennens besteht in einem Kameel, welches der Bräutigam dem Sieger überliefert.

Die Belustigungen der vornehmen Afghanen sind im allgemeinen dieselben wie jene des gemeinen Mannes, aber der Bildungsgrad, den sie erlangt haben, beeinflußt sie doch. Die Lektüre persischer Bücher ist vielen ein angenehmer Zeitvertreib, man unterhält sich über alte und neue Litteraturerzeugnisse, man lauscht den Gesängen persischer und einheimischer Sänger oder spielt Schach oder Karten. In Kabul konzentrieren sich alle Vornehmen am Hofe des Emirs, wo sie den größten Teil des Tages zubringen. Den Aufenthalt in ihren Häusern wissen sie sich so angenehm als möglich zu machen, und man findet dort häufig große Pracht entfaltet. Der von hohen Mauern umgebene Häuserkomplex, den ein vornehmer Afghane mit seiner zahlreichen Dienerschaft bewohnt, enthält meist mehrere Höfe, in denen Bäume Schatten spenden und Springbrunnen Kühlung verbreiten. Das Hauptgebäude ist zwei bis drei Stockwerke hoch, und in seiner Mitte befindet sich ein großer Saal, zuweilen auch mehrere, nur durch leichte Holzwände getrennte Säle, welche so hoch sind wie das ganze Haus, und deren Decke auf schlanken, mit Schnitzerei und Farben verzierten Säulen ruht. Den obern Teil des Saales umschließen Galerien, in welche die Thüren der kleineren Gemächer münden. Wenn der Hausherr ein Fest veranstaltet, werden die Holzwände zwischen den einzelnen Sälen entfernt und so ein einziger großer Saal geschaffen, welcher eine bedeutende Anzahl Gäste zu fassen vermag. An der Hauptwand des Saales befinden sich keine Galerien, aber dort wird durch Malereien die Täuschung hervorgerufen, daß sie sich noch weiter fortsetzen.

Die kleineren Gemächer, welche von dem Hausherrn als Wohnräume benutzt werden, sind hübsch ausgestattet. Auch in ihnen findet man die Decke stützende Säulen, die Wände sind mit in Öl oder Wasser-

farben gemalten Blumen verziert, der Boden mit Teppichen oder mit Filzen bedeckt. Die Teppiche sind die kostbarste, streng genommen aber auch die einzige Einrichtung der Zimmer. Über die dunkelgrauen Filze sind Teppiche von Wolle, Seide oder Sammt gebreitet, unter denen sich viele befinden, welche einen hohen Wert besitzen. Viele tausend Mark kostet oft der Boden, über den man in einem solchen Zimmer schreitet. Sehr schöne Teppiche kommen von Herat, man findet aber auch zuweilen solche, die aus mehreren feinen indischen Shawls zusammengesetzt sind. Je vornehmer und reicher der Hausherr ist, desto prächtiger sind die Teppiche in seinen Wohngemächern, in denen Jeder großen Luxus entfaltet. Längs der Wände liegen auf den Teppichen Polster von Seide oder Sammt, welche die Stühle oder Sophas ersetzen. In den Wänden befinden sich Nischen, welche seltsamerweise als Vorratskammern benutzt werden und deren Inhalt neugierigen Blicken durch keinen Vorhang entzogen ist. Vorhänge pflegt man nur vor den aus geschnitztem Holz bestehenden Thüren, und auch dort nur im Winter anzubringen. Man wählt zu solchen schwere Stoffe, Sammt, mit Gold durchwirktes Tuch u. s. w.

Die Frauen bleiben diesen, für den Empfang von Gästen eingerichteten Räumen fern. Der Harem, der ihnen zum Aufenthalt angewiesen ist, befindet sich in dem hintersten, völlig abgeschlossenen Hofe, doch ist er stets durch geheime Gänge mit dem Vordergebäude verbunden, so daß sich der Hausherr aus seinen Wohnzimmern in den Harem begeben kann, ohne aus dem Hause heraustreten zu müssen.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Familienmitgliedern ist ein herzlicher. Für seine Familie giebt der Afghane sein Letztes hin, denn er ist auf nichts so stolz wie auf seine Abstammung. Man pflegt daher auch häufig, wenn von irgend einem Fremden die Rede ist, die Namen der Eltern und Großeltern desselben aufzuzählen, um so nachzuweisen, daß er ein echter Afghane ist. Knaben werden schon sehr früh dem Einfluß der Mutter entzogen, und durch ihren Umgang mit Männern erlangen sie eine Frühreife, welche sonst bei Zentral-Asiaten selten ist. Die afghanische Jugenderziehung sucht nämlich den Jüngling so bald als möglich selbständig zu machen, weshalb er auch nach zurückgelegtem zwölften Lebensjahr sein eigenes Haus bezieht. Damit die Mutter nicht störend in die Erziehung eingreifen könne, wird dem Knaben, sobald er der weiblichen Zucht entwachsen ist, streng untersagt, die Frauengemächer, in denen seine Mutter sich aufhält, zu betreten.

Die Einrichtung in den dem Emir gehörigen Palästen weicht von der Einfachheit, welche in den Häusern vornehmer Afghanen herrscht, wenig ab. Die russische Gesandtschaft, welche im Jahre 1878 in Kabul weilte, erhielt ein Haus angewiesen, welches die Lieblingsfrau des Emirs bewohnt hatte, aber die innere Ausstattung blieb, wie Jaworskij erzählt, weit hinter allen Erwartungen der Angehörigen der Gesandtschaft zurück.

Der Palast hatte, berichtet er, nahezu die Form eines Quadrates, von welchem zwei Seiten, die nördliche und südliche nämlich, von Gebäuden eingenommen waren. Das umfangreichere von den Gebäuden befindet sich auf der Nordseite des Vierecks. Es ist aus ungebrannten Ziegeln errichtet und von außen mit einer Holzbekleidung versehen. Das Gebäude ist vierstöckig. Eine umfangreiche Terrasse mit Steingeländer reicht bis zum dritten Stocke. An verschiedenen Stellen der Vorderseite sind Erker und Türmchen angebracht. Die ganze Vorderseite ist mit Holzschnitzereien verziert. Das Gebäude erinnert überhaupt an unsere „Choromy Terema", die Wohnungen der Bojaren aus der Epoche vor Peter I. Die volle Illusion wurde bloß durch das flache Dach gestört und durch die Fenster ohne Scheiben, die mit geschnitzten Läden verschlossen werden. Übrigens war im dritten Stock ein Zimmer, von uns das „Nachtisch-Zimmer" genannt, da die Süßigkeiten und Früchte gewöhnlich dorthin gebracht wurden, mit Fensterscheiben versehen. Es befanden sich im Hause sehr viele Zimmer, aber nur wenige von ihnen waren im europäischen Sinne des Wortes bequem eingerichtet. Die Möblierung war sehr spärlich: ein paar Sessel von anspruchsloser Arbeit, einige einfache Stühle und Tische, mit Tischdecken von englischem Fabrikat bedeckt; einheimische Betten mit einem Netz aus Stricken an Stelle von Federn und mit Matratzen, die mit Watte statt mit Roßhaar gepolstert waren — das war die innere Einrichtung des Palastes. Nirgends gab es einen Spiegel. Die Zimmer waren sehr klein, nur wenige hatten mehr als 4 bis 5 Ssascheñ in der Länge und 2 bis 3 in der Breite. Der Fußboden war in einigen Zimmern mit persischen Teppichen, in anderen mit einfachen Palassen, wieder in anderen mit dichten und weichen gemusterten kirgisischen Koschmas bedeckt. In einigen Zimmern waren die Teppiche mit weißem Kaliko, ebenfalls einem englischen Produkt, überdeckt. Die Decken der Zimmer waren von der in Zentral-Asien üblichen Art. Sie waren aus Schilfmatten verfertigt, welche direkt auf die Balken gelagert und von unten mit billigem Zitz beschlagen waren. Die Wände der Zimmer sind recht gut geweißt, was übrigens lange nicht in allen



Bewohner von Kabul

Zimmern der Fall ist, und an einigen Stellen mit einfachen Skulpturverzierungen aus Alabaster versehen. In den Wänden sind Nischen ausgehöhlt, wo Theeservice, Leuchter und andere Kabinettstücke standen. Nachdem ich dies Gebäude flüchtig gemustert hatte, begab ich mich in das südliche Gebäude. Es war das ein zweistöckiges Haus. Die Einrichtung war die gleiche wie im vorhergehenden Gebäude. Der zweite Stock war viel besser eingerichtet als der erste. Die Zimmer schauten hier viel gemütlicher aus, als das in dem ersten, im nördlichen Hause der Fall war. Ein besonderer Vorzug des Hauses war es, daß die Fenster desselben nicht nur auf den Hof, sondern auch auf die Südseite d. h. auf die Straße hinausgingen. Der Hof namentlich zeichnete sich dadurch aus, daß er mit außerordentlich reinem Sande bestreut war. In entschiedenem Mißverhältnis zu dieser Reinlichkeit stand das Grab irgend eines Heiligen, der, wie man erzählte, ein Anverwandter des Emirs gewesen war, das in einer der Ecken des Hofes Unterkunft gefunden hatte. Ein paar schmutzige Lappen, an dem auf dem Grabe aufgestellten Stangen hängend, schauten herausfordernd hinter der alten hölzernen Umzäunung hervor, durch welche das Gebiet des heiligen Verblichenen begrenzt wurde. Sehr auffallend war auch die völlige Abwesenheit von Baumwuchs an unserer Behausung. Ein paar Pfirsichbäume, eine sich rankende Weinrebe oder ein reichverzweigter, großblättriger Maulbeerbaum hätten doch das Bild, das das Innere unseres Palastes bot, sehr verschönern können, sie hätten die scharfen und ernsten Umrisse, die eher an eine Zitadelle als einen Palast erinnerten, abgeschwächt und dem Ganzen mehr Weichheit und, nun warum nicht gar, auch einen poetischen Charakter verliehen. Ein Wasserstrahl schließlich, namentlich als ein, wenn auch sehr einfacher Springbrunnen, wäre nicht nur in ästhetischer, sondern auch in rein physischer Hinsicht sehr angenehm gewesen, indem er die Mittagshitze mäßigen würde, die sich auch hier recht ordentlich zu spüren gab, indem sie die Lehmmauern unseres schachtelförmigen Palastes erhitzte. Aber „wo nichts ist, da hat auch der Kaiser sein Recht verloren", sagt ein weiser Spruch. Ohnehin hatte der Emir der Gesandtschaft als Zeichen seiner besondern Verehrung den Palast eingeräumt, der bisher von seiner Lieblingsfrau und ihrem Staat bewohnt gewesen war. Wir hatten aber doch etwas ganz anderes erwartet von einem Palast der durch ihren Reichtum und ihre Pracht einst so berühmten Emire von Kabul. Wir glaubten Marmor zu bekommen und Vergoldung, und grellfarbige Kacheln, Lapis-Lazuli, prachtvolle Springbrunnen, zauberhafte Gärten und dergleichen mehr. Statt dessen hatten wir Lehm, wenig Glas, keinen einzigen Baum und keinen Wasserstrahl gefunden!

Je vornehmer ein Afghane ist, desto größer ist die Zahl der Diener, die ihm zur Verfügung stehen, und welchen im Herrenhofe neben den Ställen oft mehrere Gebäude zur Wohnung angewiesen sind. Sie bilden häufig ein bewaffnetes Gefolge des Herrn, eine Art Leibgarde, da sie dem Regiment, welches er befehligt, als Soldaten angehören. Außer Kost und Kleidung erhalten sie meist einen geringen Lohn, zeichnen sich aber durch große Treue, durch Fleiß und Zuverlässigkeit aus. Die wichtigsten Botschaften werden solchen Dienern übertragen, und der Herr kann sicher sein, daß sie sich seines Auftrages gewissenhaft entledigen. Zu ihrer Legitimation bei demjenigen, an den er sie sendet, übergiebt er ihnen gewöhnlich seinen Ring oder teilt ihnen irgend etwas mit, was nur ihm und dem Adressaten bekannt sein kann, damit der letztere, wenn es ihm von dem Boten wiedererzählt wird, daran erkenne, daß er wirklich von jenem komme, von dem abgesandt zu sein er vorgiebt.

Immerhin bieten die afghanischen Wohnungen ein hohes Maß jener Bequemlichkeit und Behaglichkeit, welche der Asiate von seiner Wohnung verlangt. Behaglich auf weichen Polstern ausgestreckt den Rauch seiner Pfeife in leichten Wolken in die Luft zu blasen, Sorbet zu schlürfen und dabei ein unterhaltendes, aber ruhiges, von aller Aufregung freies Gespräch zu führen, das ist auch für den Afghanen die liebste und angenehmste Erholung. Die ganze Lebensphilosophie des Asiaten läuft ja darauf hinaus, daß er sich das Leben so angenehm als möglich zu machen sucht. Trotzdem bilden das Thema ihrer Gespräche häufig ernste Fragen, ja mit einer gewissen Vorliebe behandeln sie düstere Stoffe, und Betrachtungen über Tod und Vergänglichkeit spielen in der Unterhaltung der Gebildeten eine große Rolle. Die Unmasse von Aberglauben, die noch unter den Afghanen verbreitet ist und von dem auch die Gebildeten nicht frei sind, beeinflußt sie dabei bedeutend. „Träume," äußerte sich einst in Kabul ein Mullah zu Alexander Burnes, „sind die Seele im Fluge ohne den Leib, und Ärzte mögen sagen, wenn es ihnen gefällt, daß sie aus mangelhafter Verdauung herrühren, aber ein solches Paradies konnte nicht aus so materiellen Ursachen entspringen. In Träumen ist es, wo wir den klarsten Beweis einer allmächtigen Vorsehung finden." Burnes erzählt auch von einem alten Kaufmann, dessen Tochter vor kurzem gestorben war. Als alle Kunst der Ärzte sich machtlos erwies und die junge Frau immer mehr dahin welkte,

brachte sie der Vater aus dem Hause ihres Gatten in sein Dorf, da er hoffte, daß die frische Bergluft, in der sie aufgewachsen war, sie wieder kräftigen und ihr Leben erhalten werde. Seine Hoffnung ging leider nicht in Erfüllung, seine Tochter starb, während sie einige Verse aus einem philosophischen Gedicht vor sich hin murmelte, welches er sie einst gelehrt hatte. Die letzten Verse, welche sie aussprach, bezogen sich auf die Ewigkeit. Bald nach ihrem Tode, versicherte der Vater, seien verschiedene Umstände eingetreten, welche seinen Schmerz über ihren Verlust linderten und ihn mit demselben versöhnten. Einer seiner Nachbaren besuchte ihn und teilte ihm mit, er habe im Traume seine verstorbene Tochter gesehen, dieselbe sei wieder verheiratet und glücklich. Eine Bestätigung dieser Angabe fand der Vater bald darauf darin, daß ihm träumte, seine Vorfahren hätten nach seiner Tochter geschickt und wären hocherfreut gewesen, als dieselbe zu ihnen kam. Schon vorher hatte sich manches ereignet, woraus der Vater die Überzeugung gewann, daß es seiner Tochter im Jenseits wohl ergehe und er um sie nicht besorgt zu sein brauche. Als man bei der Beerdigung das um das Haupt der Leiche gelegte Grabtuch lüftete, um nach muhammedanischer Sitte das Haupt nach Mekka zu richten, fand man, daß das Haupt sich bereits in der Richtung befand, welcher man es zuwenden wollte. Der Mullah, welcher einige Verse aus dem Koran über dem Grabe vorgelesen hatte, schlief auf demselben ein, und ihm träumte, daß die Verstorbene ihm erschien und das Glück pries, das ihr zuteil geworden. Alle diese Anzeichen und Träume trugen dazu bei, daß der Vater seine Tochter selbst als glücklich zu preisen begann und sich über ihren Verlust tröstete.

Mit der großen Sorge um das Leben nach dem Tode, die in solchen kleinen Zügen zu Tage tritt, steht die ganze Sittenlehre des Afghanen in Widerspruch, welche wesentlich von unserer verschieden ist. Eine unentdeckte, im Geheimen begangene üble That belastet das Gewissen des Afghanen nicht, und er empfindet nur dann Reue über dieselbe, wenn sie entdeckt worden ist. „Der war mein Freund, er nahm den Schirm von meinem übeln Verhalten nicht weg," pflegt der Afghane zu sagen. All sein Streben ist daher nicht darauf gerichtet, einen Fehltritt zu vermeiden, sondern den begangenen zu verschleiern und seine Entdeckung möglichst zu erschweren.

Es ist zu bemerken, sagt Jaworskij,[34]) daß die Afghanen gerade so wie alle Zentral-Asiaten sich in ihrer Weltanschauung auf metaphysische Doktrinen stützen. Sie sind der Anschauung, daß in der Welt vier Kräfte zum Ausdruck kommen: Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit. Die Kombinationen dieser Kräfte in verschiedener Proportion bedingen die Welterscheinungen, gleichviel ob es sich hier um rein physikalische oder um die psychischen Erscheinungen des menschlichen Geistes handelt. Natürlicherweise dominieren die metaphysischen Anschauungen auch in der Medizin der Eingeborenen. Die verschiedentlichsten Kombinationen der vier benannten Kräfte oder Elemente bedingen das Wohl oder das Böse für den Menschen. Aber selbst das Temperament des Menschen ist nichts anderes als eine entsprechende Summe dieser Kräfte, insofern sie für Bildung des Geistes und des Körpers, also des Organismus überhaupt in Betracht kommen. So wird behauptet, daß in dem Fall, wo der Mensch nervös und hitzig ist, die Kräfte Hitze und Trockenheit in ihm in größerer Proportion vertreten sind, als Kälte und Feuchtigkeit. Handelt es sich um einen phlegmatischen, schwer beweglichen Menschen, so dominieren die beiden letztgenannten Kräfte. Diesen Anschauungen über die Temperamente entsprechend teilen die Ärzte das ganze menschliche Geschlecht in vier Kategorieen ein: trockene, hitzige, kalte und nasse Menschen. Jedoch dominieren stets, oder wenigstens in entschiedener Mehrzahl der Fälle, in dem Menschen zwei Kräfte oder zwei Elemente, die seiner Natur eine entsprechende physische und moralische Erscheinung verleihen. Am häufigsten findet sich in dem Menschen folgende Kombination von Elementen: die Trockenheit verträgt sich am besten mit der Wärme, die Feuchtigkeit begleitet gewöhnlich die Kälte. Von dem Standpunkte dieser Klassifikation aus bezeichnen die Afghanen sich selber als ein trockenes und hitziges Volk, die Europäer hingegen, die „Firmdschis", als kalt und naß. Wie metaphysisch diese Klassifikation aber auch erscheint, so besitzt sie doch zweifellos eine gewisse reale Grundlage, Hitze bedingt natürlich Trockenheit, Kälte Feuchtigkeit. Ein Blick auf die Karte genügt, um die kosmischen Grundlagen der philosophischen Weltanschauung der Eingeborenen begreiflich zu finden: Afghanistan ist von drei Seiten von unendlichen, wasserlosen, glühenden Wüsten umgeben; hier ist alles sehr trocken und in hohem Grade warm. Bei den Schneegipfeln des Hindukusch hingegen ist es sehr kalt und auch sehr feucht. Im ferneren berechtigt den Afghanen seine eigene wilde, leicht aufflammende Natur und auch die Leichtigkeit und Hagerkeit seines Körperbaues dazu, daß er sich der Kategorie der trockenen und hitzigen Menschen anschließt. Hingegen waren die Europäer, mit denen die Afghanen hauptsächlich zu thun hatten, Engländer, die sich, wie bekannt, durch Phlegma und relative Schwerfälligkeit auszeichnen. . . . Wie bereits erwähnt, lassen die Afghanen in der Medizin die gleichen

20*





Fort Ali Musdschid im Cheiber-Paß.

Thor und Bazar in Kabul

Grundlagen gelten, die sie für ihre philosophische Weltanschauung besitzen: Kälte, Wärme, Feuchtigkeit und Trockenheit bedingen in ihrem Einfluß auf den menschlichen und den tierischen Organismus überhaupt Schaden und Nutzen. Befindet sich z. B. in dem menschlichen Organismus ein Überfluß in bezug auf das kalte und feuchte Element, so kann ein solcher Organismus nicht für gesund gelten; der gleiche Fall tritt dort ein, wo sich ein Überschuß an dem trockenen und heißen Elemente findet. Die Prädisposition zu verschiedenen Erkrankungen wird durch die Zusammensetzung der Elemente bedingt. So kann ein trockenes und hitziges Individuum z. B. eher unter dem Einfluß der entsprechenden Kräfte, d. h. der Trockenheit und Wärme erkranken, als unter dem Einfluß der entgegengesetzten Kräfte, die hingegen auf seinen Organismus nur in wohlthätiger Weise einwirken. Diese Grundanschauungen in der Pathologie und Ätiologie bedingen eine entsprechende Therapie der erkrankten Organismen. Wenn nun die Gesundheit in Abhängigkeit steht von einem Gleichgewicht der genannten vier Kräfte, und eine Krankheit das Resultat einer Störung des Gleichgewichtes dieser Kräfte ist, so ergiebt sich das Prinzip der Therapie sozusagen von selber: „der Patient leidet an einem Überschuß von Hitze und Trockenheit, — ob nun dieser Überschuß das Resultat einer vorübergehenden Einwirkung der beiden genannten Kräfte oder durch die Organisation des Menschen selber bedingt ist, das bleibt sich gleich — um die Krankheit zu kurieren, muß seinem Organismus offenbar eine entsprechende Quantität von kalten und feuchten Elementen beigebracht werden." In dieser Art urteilen die afghanischen und die zentral-asiatischen Ärzte überhaupt. In entsprechender Weise werden auch alle medizinischen Mittel in vier Kategorieen eingeteilt: hitzige, trockene, kalte und feuchte. Das Morphium gehört zu den trockenen und gleichzeitig auch zu den hitzigen Mitteln. In bezug auf diese Stellung des Morphiums in der pharmazeutischen Klassifikation der Eingeborenen läßt sich eine gewisse reale Grundlage nicht verleugnen. Die Wirkung des Morphiums auf den Verdauungstraktus ist ja bekannt. Ganz willkürlich aber ist's, daß auch das Chinin zu dieser Kategorie gehört. Indem nun die afghanischen Ärzte den gesammten Mitteln a priori hitzige Eigenschaften beilegen, geben sie weder Morphium, noch Chinin in Fällen von fieberhaften Krankheiten und Entzündungen. Bei der Malaria wird Chinin übrigens gebraucht; der „Kunein" (Chinin) ist hier sogar sehr bekannt. Oft bitten die Fieberkranken, ohne sich weiter über ihre Krankheit auszusprechen, einfach um „Kunein". Moschus („Mjuschk") gilt ebenfalls für ein hitziges Mittel, was bis zu gewissem Grade auch begreiflich erscheint. Die Abführmittel werden als kalt und naß bezeichnet; auch das ist gewissermaßen nicht unberechtigt. Gänzlich unbegreiflich ist es aber, daß das Wasser zwar als „kalt-feuchtes" gilt, das Eis hingegen als rocken und hitzig! Der russische Thee, d. h. der schwarze Thee, ist trocken und hitzig, der grüne Thee, der aus Indien kommt, kalt und feucht (vielleicht, weil er abführend wirkt). In der Klassifikation der Arzneimittel der Eingeborenen stößt man oft auf derartige Seltsamkeiten.

Das Bergland bildet eben in seiner starren Abgeschlossenheit eine Welt für sich, in welcher sich auf allen Gebieten des sozialen Lebens eine Menge eigenartiger Anschauungen herausgebildet hat, welche nicht nur von unseren, sondern auch von jenen aller Nachbarvölker sich scharf unterscheiden. Der Islam hat zwar durch seine Koranvorschriften vielfach die Verhältnisse beeinflußt, aber, obwohl er fest im Volke wurzelt und zu Zeiten die Befolgung der religiösen Gebote mit unerbittlicher Strenge beaufsichtigt und jede Übertretung bestraft wurde, hat er doch ältere Einflüsse nicht überall zurückzudrängen und zu unterdrücken vermocht. Vielfach vermag man zu beobachten, wie neben den religiösen noch andere Einflüsse sich geltend machen und mit jenen sich kreuzen, und sehr oft muß vor ihnen das Religionsgebot zurücktreten. Nirgends zeigt sich dies so deutlich wie in der Rechtspflege.

Die ganze Rechtspflege beruht auf dem Koran und auf Gewohnheitsrecht, welches letztere die Selbsthilfe nicht ausschließt. Wo ein Beamter des Emirs vorhanden ist, dort werden alle zivilrechtlichen Streitigkeiten vor seinem Richterstuhl erledigt; sonst wendet sich der Geschädigte an den Mullah, der nach den Vorschriften des Korans sein Urteil fällt. Alle Kriminalfälle dagegen entscheidet die Dschirga, welche von dem Dorf- oder Stammesoberhaupt, von dem Geschädigten, aber auch von einem völlig Unbeteiligten, bei einigen Stämmen auch von amtswegen berufen werden kann und in der Regel aus dem Chan und den Maliks, in kleineren Ortschaften aus den Ältesten besteht. Sie wird stets mit einem Gebet eröffnet, worauf zunächst der Kläger, dann der Beklagte und schließlich die Zeugen vernommen werden. Für bestimmte Verletzungen, für einen Hieb auf den Kopf, für Abhauen einer Hand, eines Ohres, der Nase rc. sind durch das Herkommen bestimmte Bußen festgesetzt, zu welchen die Dschirga nach sorgfältiger Prüfung des Falles den Schuldigen verurteilt. Sie bestehen meist in der unentgeltlichen Überlassung von Frauen an den Geschädigten. Für einen ausgeschlagenen Zahn werden z. B. drei Frauen aus der Familie des

Thäters zur Sühne hingegeben, sonderbarerweise mehr als für eine schwere Kopfwunde. Da die Braut in Afghanistan gekauft wird, trifft den Verurteilten immerhin ein empfindlicher Verlust, aber häufig ihn weniger als seine Verwandten, da in Ermangelung von Töchtern des Verurteilten, welche als Buße hingegeben werden könnten, die Verwandtschaft zur Leistung der Strafe angehalten wird. Das Erscheinen des Angeklagten vor der Dschirga kann nötigenfalls erzwungen und derselbe mit Gewalt vorgeführt werden, und wenn er sich der Vorführung durch die Flucht entzieht, wird er in contumaciam verurteilt.

Bei vielen Stämmen wird immer noch die Selbsthilfe, wenigstens in Kriminalfällen, der Entscheidung durch die Dschirga vorgezogen. Der Stärkere, Mächtige, der sich sein Recht selbst verschaffen kann, wendet sich da sicher nicht an die Dschirga, deren Beistand nur jener in Anspruch nimmt, der sich seiner Ohnmacht bewußt ist, weshalb bei diesen Stämmen ein an die Dschirga Appellierender mit verächtlichen Blicken angesehen wird. Vor der Selbsthilfe des Geschädigten, vor der Blutrache vermag den Thäter auch die Flucht nicht zu schützen, denn seine Verwandten haften für seine That, und wenn er nicht zu finden ist, trifft sie die Rache. Einige Stämme versuchen in solchen Fällen eine friedliche Vermittelung, aber wenn der Geschädigte sich mit dem ihm gemachten Angebot nicht zufrieden giebt, hindert ihn nachher niemand, seine Rache auf die Verwandten des Thäters auszudehnen. Dagegen hat sich ein Gebrauch herausgebildet, durch welchen den endlosen Fehden, die durch die Blutrache hervorgerufen werden können, eine Schranke gesetzt wird. Der Schuldige sucht den Geschädigten durch demütige Abbitte zu versöhnen, und baut seinen Plan auf die bei den Afghanen herrschende Sitte, daß man eine Bitte nicht abschlagen darf. Da er aber selbst demselben nicht gegenübertreten kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sofort ein Opfer der Blutrache zu werden, so nimmt er die Vermittelung anderer Personen in Anspruch. Er sucht irgend einen angesehenen Mann seines Stammes auf und bittet ihn um Fürsprache bei seinem Verfolger. Eine solche Bitte darf nicht abgeschlagen werden, der um seine Fürsprache Ersuchte erklärt sich also dazu bereit, wendet sich aber, um derselben größern Nachdruck zu sichern, noch an andere angesehene Männer, welche sich aus demselben Grunde wie er bereit erklären. Solche Unterhandlungen bleiben aber nicht immer geheim, der Geschädigte erfährt vielleicht, was sich vorbereitet, und er ist nicht gesonnen, auf seine Rache zu verzichten. In einem solchen Falle bleibt ihm nichts übrig, als sich zu verbergen, denn wenn sein Gegner ihn findet und von seinen Begleitern unterstützt ihn um Verzeihung bittet, darf er ihm diese nicht verweigern. Der Verfolgte pflegt ihm ein blankes Schwert zu überreichen, mit der Erklärung, daß sein Leben nun von ihm abhänge, aber die dabeistehenden Vermittler treten sofort zwischen die beiden Gegner und bitten den Beleidigten, dem andern zu verzeihen, wozu er sich gegen eine sofort festgesetzte Entschädigung bereit erklärt.

Die Blutrache und das Nomadenleben der einzelnen Stämme waren lange Zeit das größte Hindernis für ein Fortschreiten der Zivilisation in Afghanistan. Die Zersplitterung des Volkes in zahllose kleine, nur lose mit einander verbundene, fast unabhängige Staaten dauerte fort, und daraus erklärt es sich auch, weshalb Afghanistan heute noch an Städten so arm ist. Der echte Afghane ist kein Freund des städtischen Lebens, ebensowenig, als er sich entschließen kann, ein Handwerk zu erlernen und zu betreiben. Gefallen am Leben in den Städten finden nur jene Afghanen, welche sich im Verkehr mit Angehörigen anderer Nationen bereits an einen gewissen Luxus gewöhnt und mit demselben auch mehr oder minder fremdländische Bildung angenommen haben.

Wir werden später bei Schilderung der Begebenheiten der letzten Jahrzehnte noch wiederholt Gelegenheit haben, den Leser mit afghanischen Städten und den Verhältnissen in denselben vertraut zu machen, und beschränken uns daher hier auf einen allgemeinen Überblick über dieselben. Obenan unter den Städten Afghanistans steht die Hauptstadt Kabul, 6000 Fuß über dem Meeresspiegel in einer Ebene gelegen, welche nach Westen hin von kahlen Bergen begrenzt wird, durch welche sich der Kabulfluß eine Bahn gebrochen hat und wo neben seinem Bette die Straße nach Ghasni sich zwischen den Bergen hindurchwindet. Eine mit Türmen versehene Mauer aus gebrannten Ziegeln verschloß früher diesen westlichen Eingang zum Kabulthal. Sie zog sich vom Fort Bala Hissar in Absätzen über die Hügel dahin, sperrte den Paß und war noch hinter demselben eine Strecke weit fortgeführt. Jetzt sind von dieser Mauer nur noch Trümmer vorhanden. Die Stadt Kabul beginnt sofort beim Ausgang der früher durch die Mauer verschlossenen Schlucht. Die enge, jedoch gepflasterte Basarstraße durchschneidet den nordwestlichen Stadtteil, und auf ihr gelangt man zu einer breiten, mit Maulbeerbäumen und Weiden eingefaßten Chaussee, auf der man eine verfallene steinerne Brücke erreicht, welche über den die Stadt durchfließenden Kabulfluß führt. Der Kabul ist hier nur noch ein Bach, und nur im Spätsommer schwillt er zuweilen so mächtig an, daß die tiefer gelegenen Stadtteile von einer Überschwemmung bedroht werden.

„Die Stadt Kabul ist eine sehr alte Stadt. In bezug auf ihr Alter kann sie sich gewiß mit Balch und Bamjan messen, ja vielleicht auch mit Babylon, Ninive und anderen Städten der alten Welt, die bereits schon lange vom Antlitz der Erde verschwunden sind. An den Namen dieser Stadt knüpfen sich Legenden und Mythen des alten Persiens und Seistans (Sedschestan). So stand Kabul der Überlieferung zufolge nebst vielen anderen Städten unter der Herrschaft des Rustem, und die Mutter des legendarischen Helden, die schöne Rudabe, war die Tochter des Kabuler Königs Migrah-Schah, eines Tadschiken aus dem Stamme Sochaks. Hier in Kabul fand Rustem auch sein trauriges Ende durch die Treulosigkeit des hiesigen Herrschers. Auch die griechische Mythologie hatte diese Stadt nicht unbeachtet gelassen. Die Stadt Nicäa war dadurch berühmt, daß Bacchus hier einen Doppelsieg davongetragen, über die Nymphe Astakia im ersten Fall und Indohons im zweiten Fall genannt. Auch in den parsischen und indischen Legenden findet sich diese Stadt erwähnt. So heißt es in der Zend-Avesta, daß das siebente Land, das Ormuds erschaffen, Vaekereta (Vaekeretem, Anketil: Veekereante) war, dieses Land aber wird mit dem heutigen Kabulistan identifiziert; das Wort „Dujak“, Sitz der Dujaken, wird auf das Land des Sochaks, d. h. auf Kabul bezogen. In den Vedas wird der Fluß Kubha, d. i. der Kophene des Sian Tsjan, der heutige Kabul-Fluß erwähnt. Die Geschichte des Landes bis zur Zeit der Feldzüge Alexanders des Großen ist dunkel. Aber auch bei den Historikern des Alexander finden wir kaum etwas hierüber. Der Name „Kabul“ kommt jedenfalls bei ihnen nicht vor. Man kann bloß vermuten, daß ihr Nicäa dem heutigen Kabul entspricht. Die griechischen Geographen des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung nennen Kabul bald Kabura, wie z. B. Ptolemäus, bald Ortospana, wie z. B. Strabo: . . . . der andere Weg führt gerade durch das Land der Baktrianer nach Ortospana, das im Lande der Paropamisaden liegt, dort wo sich drei aus Baktriana kommende Straßen vereinen . . .“

Die Schicksale Kabuls nach dem Zerfall des Reiches Alexander des Großen sind in Dunkel gehüllt, und es tritt aus demselben erst wieder hervor, als es durch den Skythenkönig Kadphyses um das Jahr 105 v. Chr. zur Hauptstadt des indo-skythischen Reiches erhoben wird. Unter der Herrschaft der Könige desselben befestigte sich der Buddhismus, der schon früher im Lande Fuß gefaßt hatte, immer mehr. Als der schon mehrfach erwähnte chinesische Reisende Sian-Tsjan um die Mitte des 7. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Kabul besuchte, fand er dort und in ganz Kabulistan bereits eine große Menge buddhistischer Klöster und Grabdenkmäler buddhistischer Heiligen, darunter auch jenes Buddhas. Gegen Ende der buddhistischen Periode Kabuls, während welcher es sich zuletzt in nomineller Abhängigkeit von China befand, erschienen die Araber, welche unter der Führung von Abdurrahman ben Ssamrah Kabul nach einmonatlicher Belagerung einnahmen. Der König von Kabul trieb sie zwar mit indischen Hilfstruppen noch einmal zurück, aber sie kamen verstärkt wieder und erzwangen einen jährlichen Tribut von einer Million Diremen. Schon damals zeigte es sich, wie schwer das Land unter fremde Herrschaft zu zwingen ist. Da der König von Kabul den Tribut verweigerte, drangen die Araber 699 unter Abdullah ben Abu Bekr abermals in das Land ein, aber sie wurden in den Engpässen umzingelt und konnten nur durch ein großes Lösegeld ihren Abzug erkaufen. Im folgenden Jahre war Abdurrahman glücklicher und erzwang aufs Neue die Zahlung des Tributs.

Im Jahre 871 wurde Kabul durch Jakub ben Leith, den Statthalter von Chorassan, unterworfen, worauf die Könige ihre Residenz weiter ostwärts, jenseits des Indus verlegten. Die alte Dynastie türkischen Stammes, welche sich zum Buddhismus bekannt hatte, wurde im 10. Jahrhundert durch den Wesir Kalar verdrängt, welcher der Begründer einer neuen Kabul-Dynastie wurde. Durch diese indische Dynastie, welche bis 977 regierte, fanden die Lehren Brahmas Eingang in Kabulistan, während gleichzeitig unter der, allerdings mehr nominellen Herrschaft der Araber der Islam große Fortschritte machte. Die Bevölkerung von Kabul bestand im 10. Jahrhundert teils aus Muhammedanern, teils aus Indern, welche letzteren fast ausschließlich die Vorstädte inne hatten. Durch die Inder war Kabul ein wichtiger Handelsplatz geworden, und es mochte in dem lebhaften Handelsverkehr, in welchem angeblich z. B. unter anderem jährlich für 2 Millionen Denaren Indigo umgesetzt wurde, einen Ersatz für seine verlorene Stellung als Hauptstadt finden. Obwohl die Fürsten nicht mehr in Kabul residierten, hatte sich dieses doch noch eine bevorzugte Stellung gewahrt. Es war die Krönungsstadt geblieben, in welcher jeder neue Fürst mit den Insignien seiner Würde bekleidet wurde. Es verlor nicht an Ansehen, als nach dem Tode des letzten Fürsten aus der indischen Dynastie, Dschaja-Pala, der Herrscher des mächtig angewachsenen Gasnewidenreiches Sebektekin es seinem Reiche einverleibte und letzteres dann um die Mitte des 12. Jahrhunderts nebst Kabul von den Gouriden erobert wurde. Die Gouriden mußten den Herrschern von Chiwa weichen, und dann kamen

die Mongolen Tschingis-Chans ins Land. Nun erst war Kabuls Blüte dahin. Der bekannte arabische Reisende Ibn-Baluta, der es in der Mitte des 14. Jahrhunderts besuchte, fand an der Stelle der einst berühmten Stadt nur noch ein Dorf vor.

Kabul lag aber an einer zu wichtigen Straße, als daß es lange hätte ein unbedeutender Ort bleiben können. Es kamen die Tage Tamerlans, der auf dem Zuge nach Indien auch in das Kabulthal gelangte, und unter den Nachfolgern des mongolischen Eroberers, unter Ulug Mirsa, ganz besonders aber unter dem Neffen desselben, dem bekannten Sultan Baber, blühte die Stadt rasch wieder auf. Bevor Sultan Baber nach Indien zog und dort das Reich der Großmogule begründete, hat er lange in Kabul residiert, und das Schloß von Kabul sah glänzende Festlichkeiten und war, solange der Sultan sich dort aufhielt, eine Pflegestätte der Künste. Der Sultan liebte die Stadt, mit welcher nach seiner Meinung keine andere sich vergleichen ließ, und er suchte ihr Gedeihen möglichst zu fördern. Er ließ, wie er selbst berichtet, Zuckerrohr im Thal von Kabul pflanzen und machte auch einen Versuch, den Kirschbaum dort einzuführen, wie er überhaupt der Obstkultur und dem Weinbau große Sorgfalt zuwendete. Von ihm stammen auch die Verse:



Felsensprengung im Bolan-Paß

„Trink' Wein im Schloß von Kabul und laß den Becher ohne Aufhören herumwandern — denn es ist zugleich ein Berg und ein See, eine Stadt und eine Wiesenflur."

Damals hatte der Herrscher von Kabul ein Einkommen von 8 Lak Sharokhis, nahezu 700 000 Mark nach unserem Gelde. So viel betrugen die Steuern der seßhaften Unterthanen und der Tribut der Nomadenstämme. Über die Verwaltung des Reiches unterrichtet uns der Sultan selbst in seinem für die Geschichte Zentral-Asiens so hochwichtigen Werke. Er erzählt, daß er, nachdem er sich Kabuls bemächtigt, das eroberte Land nur an jene Begs verteilt hatte, welche sich ihm in der letzten Zeit angeschlossen hatten. „Gasni," erzählt er, „gab ich an Dschehangir Mirsa; die Tomans von Nangenhar, Mandecaur, Dereh Nur und Dereh Kuner, Nurgil und Cheghanserai an Nasir Mirsa. Die Begs und jüngeren Offiziere, die mir in meine Gefahren und Expeditionen gefolgt waren, belohnte ich; dem einen gab ich ein Dorf, dem andern ein Landgut, aber keinem das Gouvernement einer Provinz. Nicht blos diesmal, sondern jedesmal bei meinen Eroberungen war dies das Prinzip meines Verfahrens. Immer zuerst sorgte ich für die Begs und Soldaten, welche Fremde und Gäste waren, vorzüglich aber für die Baberiden und die von Andidschan (die Angehörigen seines Stammes, seine ersten Anhänger). Trotzdem war es stets mein Unglück, daß ich diese letzteren eben zu sehr begünstigte. Kabul mußte ich mit dem Schwerte behaupten; deshalb mußte ich meine stehenden Truppen, die Ils und Ulus, die mir von Hissar, Samarkand, Kundus auf die Südseite des Schneegebirges gefolgt waren, schon durch Kontributionen in Kabul sicherstellen, weil da keine Geldabgabe zu erheben war. Die Hesare sollten den Tribut an Pferden und Schafen liefern. Da diese es versagten, überfiel ich sie plötzlich im Westen von Kabul und schlug sie als Räuber nach Herzenslust im Gebiete von Chatu. Aber von der Ostseite, vom Behut jenseits des Indus, kamen sie freiwillig mir entgegen und boten mir ihre Dienste an. Ich führte in Kabul eine neue Schrift ein, die ich erfunden habe, und die den Namen der Baber-Hand erhielt."

Mehr als zwei Jahrhunderte blieb nun Kabul ein Bestandteil der Reiches des Großmoguls, und es gelang ihm nur einmal, für kurze Zeit seine Unabhängigkeit zu erstreiten. Im Jahre 1738 durch Nadir Schah zerstört, erstand es nach dem Tode desselben abermals aus den Trümmern, als Achmed Schah aus der Familie Saddozai des Chels Popalzai des Duranai-Stammes die zerstreuten afghanischen Stämme unter seiner Herrschaft vereinigte und ein großes Reich gründete, welches sich von Mesched bis Dschehanabad und Multan, von Merw und Balch bis Kelat, also zum Teil weit über die Grenzen des jetzigen Afghanistan hinaus erstreckte. Timur Schah, der Sohn und Nachfolger des Gründers der Duranier-Dynastie, erhob Kabul zur Hauptstadt seines Reiches und verschönerte es durch eine Menge neuer Bauten. Die Stadt gewann ihr altes Ansehen und ihre frühere Bedeutung wieder, und dieselben wurden durch den Zerfall des großen Afghanenreiches am Anfang dieses Jahrhunderts, durch seine Auflösung in eine Menge Teilfürstentümer nicht vermindert.

Kabuls Schicksale unter der Herrschaft der Duranier-Dynastie erinnern vielfach an jene der russischen Hauptstadt vor und während der Mongolenherrschaft. Hier wie dort schwingt sich ein kräftiger Herrscher zum Herrn über die einzelnen Teilfürsten auf, und seine Residenz wird zum Herzen des Reiches, in dem sich alles nationale Streben konzentriert, und wie in Rußland mit der Herrschaft über Moskau die Großfürstenwürde untrennbar verbunden war, so haftete nun auch an dem Besitz von Kabul Titel und Würde des Beherrschers von Afghanistan. Kein Wunder daher, daß jeder Teilfürst danach strebte, sich Kabuls zu bemächtigen.

Das schwierige Werk der Wiedervereinigung der getrennten Landesteile begann im Jahre 1826 Dost Mohammed und führte es zum Teil glücklich durch. Mit Ausnahme des östlichen Teiles des Landes, den er den Shiks nicht zu entreißen vermochte, hatte Dost Mohammed bis zu seinem Tode (1836) alle Afghanenstämme unter seinem Zepter vereinigt. Von ihm stammt auch der neue Titel Emir, den die Herrscher Afghanistans seitdem bis auf den heutigen Tag geführt haben.

Um jene Zeit besuchte Alexander Burnes Kabul. Er schildert die Macht, über welche Dost Mohammed gebot, als eine nicht unbedeutende. Der Emir verfügte über 12 000 bis 13 000 Reiter, etwa 3000 Mann Fußvolk, das mit alten Gewehren bewaffnet war, und einen Artilleriepark von 45 Kanonen. Es ist natürlich zu vermuten, schreibt Burnes, daß die eifersüchtige Aufmerksamkeit der angrenzenden Völker auf ein Land gerichtet sein wird, welches eine so hervorragende Stellung wie Kabul behauptet, aber obwohl zu schwach, Eroberungen in größerem Maßstabe zu machen, ist doch der Herrscher von Kabul stark genug, den Angriffen aller Nachbaren zu widerstehen, und die rauhe Beschaffenheit seines Landes giebt seinen Truppen eine Macht, welche ihn jedes Wagnisses überhebt.

Nach Dost Mohammeds Tode begann wieder eine Zeit der Anarchie. Mehrere Prätendenten machten einander den Thron streitig, und Kabul sah jeden Augenblick einen andern Emir in seinen Mauern, bis nach fünfjährigen Kämpfen Schir-Ali-Chan seine Brüder und seine Neffen bezwungen hatte und allgemein als Emir anerkannt war.

So bietet die Geschichte Kabuls ein wechselvolles Bild, in dem es zwar nicht an freundlichen Lichtseiten fehlt, welches aber doch überwiegend mit düsteren Farben gemalt ist. Die Stadt, durch deren Straßen wir wandern, ist zwar verhältnismäßig eine neue Stadt, aber an der Stelle, welche sie einnimmt, haften zahllose Erinnerungen, die bis in die graue Vorzeit zurückreichen, und diese müssen uns dafür entschädigen, daß wir hier nicht eine solche Menge von Denkmälern frühern Glanzes vorfinden, wie sie andere Hauptstädte Zentral-Asiens aufzuweisen haben. Natur und Menschenhand haben hier zusammengewirkt, um zu vernichten, was an frühere schöne Tage mahnen konnte. Wiederholt erobert und zerstört, im Jahre 1874 (am 14. Oktober) überdies durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht, welches an 1000 Häuser in Schutthaufen verwandelte, hat sich Kabul zwar stets aufs Neue aus den Trümmern erhoben, aber in den stürmischen Tagen, als ein Thronbewerber dem andern die Hauptstadt streitig machte, war keine Zeit zu Prachtbauten, und Kabul ist an solchen arm geblieben. Die bedeutendsten Gebäude, die es heute aufzuweisen hat, sind die beiden Paläste des Emirs. Seine befestigte Residenz, das Fort Bala Hissar, bildet gleichsam eine Stadt für sich und macht trotz des Verfalls, den man überall gewahr wird, mit seinen von Türmen gekrönten hohen Mauern einen imponierenden Eindruck. Es nimmt fast den vierten Teil des Flächenraumes ein, über welchen sich Kabul ausdehnt. Der zweite Palast des Emirs liegt, von Gärten umgeben, am Bergabhang zwischen dem Fort Bala Hissar und der Stadt.

In der letztern fesseln die Aufmerksamkeit des Fremden am meisten zwei große Basare, in denen sich aller Verkehr konzentriert. Die Straßen sind zwar sehr eng, aber viele sind — wenn auch nicht besonders gut — gepflastert, und sie gewähren trotz der auch hier nicht fehlenden, von asiatischen Städten nun einmal untrennbaren Unreinlichkeit doch einen freundlichern Anblick als die Straßen sehr vieler anderen asiatischen Städte, weil man sich hier nicht überall zwischen hohen, kahlen Mauern bewegt, sondern die Fenster vieler Häuser der Straße zugekehrt sind.

Burnes war überrascht durch die Menge der Waren, welche er in dem Basar ausgestellt sah. Es gab besondere Basare für die einzelnen Gewerbe, und überall herrschte reges Leben. Das Staunen des Reisenden erregten die Obstbuden, in denen frische und getrocknete Früchte in großen Haufen aufgestapelt lagen, Weintrauben, Birnen, Äpfel, Melonen u. s. w., die schon im Mai auf den Markt kommen. Doch nicht blos im Basar, auch in den anderen Straßen der Stadt geht es sehr lebhaft zu, trotzdem sie nur etwa 60000 Einwohner zählt. Kabul ist eben eine alte Handelsstadt, wie ja schon sein Name andeutet. Sein persischer Name Kaarbur oder Kabur, aus welchem später Kabul entstand, ist auf das dem Zend angehörige Kerevereantu zurückzuführen, welches „Warenniederlage" bedeutet, also einen Ort bezeichnet, an welchem ein bedeutender Handelsverkehr herrscht.

Die Umgebung Kabuls bietet manche interessante Erinnerungen. Da liegt das noch unvollendete Grabmal Timur Schahs, des zweiten Fürsten aus der Duranier Dynastie, durch welchen Kabul zur Hauptstadt erhoben und mit vielen herrlichen Bauten geschmückt wurde. Vor der Stadt liegt auch Sultan Baber begraben, der größte aller Fürsten, welche in Kabul geherrscht haben. Inmitten eines von einer Marmormauer eingefaßten kleinen Gartens bezeichnen zwei schlichte weiße Marmorplatten die Stelle, wo die Gebeine des Fürsten ruhen, und eine Inschrift verkündet uns: „An der Himmelspforte fragte Ruzvan nach dem Datum des Sterbetages; die Antwort lautete, im Himmel sei Baber Padischahs ewige Wohnung." Später wurden bei dem Grabe eine kleine Moschee und ein Lustschloß erbaut. Die Kabuler pilgern an Festtagen gern zu dem Grabe hinaus, denn man genießt von dort aus eine herrliche Aussicht über das weite Kabulthal mit den schneebedeckten Höhen, welche es im Norden begrenzen. Es ist ein schönes Stück Erde, welches vollauf den Ausspruch Sultan Babers rechtfertigt, daß Kabul im Frühling durch sein Grün und seine Blumen ein Himmel sei.[30] Früher war dies jedenfalls viel mehr der Fall als jetzt, aber heute noch ist die Umgegend von Kabul reich an Gärten, Bäche und Kanäle durchschneiden das Thal nach allen Richtungen, überall erblickt man längs der Wege Maulbeerbäume, Pappeln u. s. w. Der im

[30]) Memoires of Zehireddin Muhammed Baber, Emperor of Hindostan etc. Herausgegeben von W. Erskine. London, 1826, Seite 156 und folg.

Norden der Stadt gelegene sogenannte Königsgarten, welcher von Timur Schah angelegt wurde, war stets ein beliebter Belustigungsort des Volkes.

Südwestlich von Kabul liegt Ghasni, dessen Ruinen auch von Tagen großen Glanzes erzählen könnten. Am Beginn des 11. Jahrhunderts war es die Residenz der Ghasneviden, deren Reich sich von Buchara bis Delhi und zur Indusmündung, von Kabul bis Georgien erstreckte. Die Angaben über die Bevölkerungszahl der heutigen Stadt schwanken zwischen 3000 und 10000. Auf einem 7730 Fuß Meereshöhe erreichenden Plateau gelegen, war Ghasni früher stark befestigt und nicht bloß als Handelsplatz, sondern auch als Festung wichtig. In beiderlei Beziehung hat es nun seine Rolle ausgespielt. Der indische Handel hat sich andere Wege gesucht, und die Waren, welche einst in Ghasni zusammenströmten, gehen jetzt über Kabul; die alten starken Befestigungen aber sind von den Engländern, als dieselben Ghasni im Jahre 1841 einnahmen, geschleift worden, und erst in neuerer Zeit hat man die Stadt wieder mit einer Mauer umgeben und die Zitadelle aufs neue befestigt.

Der von Kabul nach Ghasni führenden Straße in südwestlicher Richtung weiter folgend, erreichen wir das 336 Meilen von Kabul entfernte Kandahar, welches in 3300 Fuß Meereshöhe im Tarnakthal liegt. Achmed Schah, der Gründer der Duranier-Dynastie, erhob 1747 Kandahar zu seiner Residenz, und während seiner Regierung (1747 bis 1773) wurde es mit einer Menge prächtiger Paläste und Moscheeen geschmückt. Die Stadt besaß damals mehrere Karawanseraien und 4 große Basare, in denen sich Kaufleute aus Indien, Persien und Buchara mit ihren Waren einfanden. Auch jetzt noch ist der Basar sehr belebt, und viele Inder haben sich dauernd in Kandahar niedergelassen, da die Stadt ein Knotenpunkt mehrerer wichtiger Karawanenstraßen ist. Eine Menge alter Baudenkmäler erinnern an die Blütezeit Kandahars, aber die neueren Bauten, welche man in der Stadt sieht, machen keinen günstigen Eindruck, die Straßen sind höchst unsauber, die Häuser meist einstöckige Lehmgebäude, neuere Steinbauten sehr selten, und von hohen Mauern umschlossene Gärten umgeben die Häuser. Im Verhältnis zu ihrer Ausdehnung ist die Stadt schwach bevölkert. Eine Menge Häuser stehen leer oder liegen in Ruinen, so daß die Zahl von 60000 Einwohnern, welche ihr von Einigen zugesprochen wird, wohl zu hoch gegriffen und der andern Angabe, wonach sie etwa 15000 Einwohner zählt, der Vorzug zu geben ist. Die Kandaharer pflegen zwar zu sagen, die beste Schutzwehr ihrer Stadt seien die Wüsten, welche sie von Chorassan trennen, und sie bedürfe deshalb keiner Wälle, aber trotzdem ist sie befestigt, mit einem Graben und mit einer Mauer umgeben worden, welche durch 54 Türme geschützt wird und mit Brustwehren und Schießscharten versehen ist. An der Nordseite der Stadt liegt die Zitadelle, welche jedoch verfallen und nicht mehr in verteidigungsfähigem Zustand ist. Kandahar bildet ein Viereck, welches an jeder Seite ein Thor enthält, von dem aus eine Straße zu dem in der Mitte der Stadt gelegenen großen Basar führt. Im Jahre 1874 ist ein Teil der Umwallung eingestürzt, wodurch gegen 400 Häuser zerstört wurden und viele Menschen unter den Trümmern den Tod fanden. In dem Zustand, in dem die Wälle sich noch vor kurzem befanden, konnte Kandahar einer europäischen Armee keinen langen Widerstand entgegensetzen, aber jetzt wird mit Macht an seiner Befestigung gearbeitet, da man in neuerer Zeit in England an Stelle des immer mehr gefährdeten Herat in Kandahar die eigentliche „Pforte Indiens" zu erblicken beginnt. Ein großer Übelstand bei einer Belagerung der Stadt dürfte aber, wenn sie noch so stark befestigt würde, der Wassermangel werden, denn Kandahar liegt nicht unmittelbar am Flusse, sondern ist durch die niedrigen Torkanna-Hügel von demselben geschieden, und das Wasser des Argandab wird durch Kanäle herangeleitet, deren Schließung dem Belagerer nicht schwer werden dürfte.

Alle Reisenden, welche Kandahar besuchten, rühmen seine herrliche Umgebung. Die weite Ebene, in der es liegt, ist nach allen Richtungen von Kanälen durchzogen, und infolge der guten Bewässerung und des milden Klimas, welches weder die Hitze Indiens, noch die Fröste des Plateaus von Ghasni erzeugt, gedeiht hier alles vortrefflich. Die Felder liefern viel Weizen, Tabak wird in Menge gebaut, und in den Gärten trifft man Wein, Melonen, Granaten und die verschiedensten Obstarten. Besonders geschätzt sind die Weintrauben und Melonen von Kandahar. Bei besserer Verwaltung könnte das Thal von Kandahar ein reiches Kulturland werden, aber leider läßt die Wirksamkeit der Beamten des Emirs vieles zu wünschen übrig.

Von Kandahar uns nordwestwärts wendend, gelangen wir nach Herat, der vielumworbenen nördlichen Grenzfeste Afghanistans, welche 219 (engl.) Meilen von Kabul und 329 Meilen von Kandahar entfernt ist. Bevor durch das Vordringen der Russen am Murghab und Herirud die afghanische Frage zu einer brennenden wurde, war der berühmte „Schlüssel Indiens", als den man namentlich auf englischer



Der Malsneni-Paß am Herirud.

Seite die Stadt zu bezeichnen liebte, nichts weniger als eine starke Festung. Alle Reisenden, welche Herat in diesem Jahrhundert besuchten, wissen nur von verfallenen Werken und nicht armierten Wällen zu berichten, von denen nicht zu erwarten war, daß sie modernen Geschützen einen nennenswerten Widerstand entgegensetzen könnten. Als Vambéry nach Herat kam, hatte die Stadt erst vor kurzem die Belagerung und Einnahme durch Dost Mohammed überstanden und sich von der darauf folgenden Plünderung und Verwüstung noch nicht erholt. „Wir zogen," berichtet Vambéry, „beim Thore Dervase Arak ein. Die Häuser, die dahin führen, die Vorwerke und das Thor selbst waren einem Schutthaufen ähnlich. Nahe an dem Thor im Innern der Stadt ist der Ark (Zitadelle), seiner Höhe wegen ein Hauptzielpunkt des afghanischen Geschützes, verbrannt und halb demoliert. Die Thüren und Fenster sind des Holzes beraubt, da es während der Belagerung sehr an Brennmaterial fehlte, und in den leeren Maueröffnungen hocken einige nackte Afghanen oder Hindus als würdige Wachen eines solchen Platzes. Mit jedem Schritt, den wir vorwärts gingen, wuchs die Verwüstung, ganze Stadtviertel standen öde und verlassen."[31]) So sah es im Jahre 1864 in Herat aus, und obwohl seitdem die Spuren der Eroberung vertilgt waren und der Handel und Wohlstand Herats sich bedeutend gehoben hatten, so bot doch ein Vierteljahrhundert später, als der Oberst im russischen Generalstab N. J. Grodekow Ende 1878 Herat besuchte,[32]) die Stadt noch immer einen trostlosen Anblick dar, wenn man ihre Widerstandsfähigkeit gegen einen feindlichen Angriff in Betracht zog. Sie war von einer 8 Meter hohen Mauer aus Ziegeln umgeben, vor der sich ein tiefer Graben befand, aber von Geschützen war nirgends eine Spur zu erblicken, und auch die Befestigungen der auf einem Hügel im Innern der Stadt gelegenen Zitadelle ließen vieles zu wünschen übrig. Der russische Oberst war der Ansicht, daß Herat einer europäischen Armee nicht Widerstand leisten könnte, weil sich gegen Norden in einer Entfernung von etwa 1 Kilometer von der Stadt Berge befinden, auf welchen der Feind seine Artillerie postieren und von ihnen aus das ganze Thal von Herat beherrschen könne. Das heutige Herat gleicht aber nicht mehr diesen Schilderungen. Schon einmal sind in früherer Zeit die Befestigungen der Stadt unter der Leitung eines Engländers — Pottinger — verbessert und verstärkt worden, in der jüngsten Zeit aber hat die gefahrdrohende Nähe der Russen den Anstoß zu einer fieberhaften Thätigkeit gegeben, und die Afghanen — oder richtiger gesagt: die Engländer, welche ja die Arbeiten leiteten und mit deren Gelde sie ja zweifellos ausgeführt wurden — haben sich beeilt, das Versäumte nachzuholen und Herat in verteidigungsfähigen Zustand zu setzen. Die alten Befestigungen sind ausgebessert, neue angelegt, der Platz reichlich mit Geschütz versehen und die Besatzung, welche, die in der Umgegend liegenden Truppen mit eingerechnet, vor dem Zusammenstoß zwischen Russen und Afghanen aus 25 Bataillonen Infanterie mit 40 Geschützen bestand, bedeutend vermehrt worden. Als die Afghanen von den Truppen des Generals Komaroff geschlagen gegen Herat flohen, wäre es noch möglich gewesen, durch einen kühnen Handstreich sich der fast wehrlosen Stadt zu bemächtigen. Im Verlauf mehrerer Monate hat sich seitdem die Lage am Herirud zu Ungunsten der Russen verändert, und Herat ist heute schon so stark befestigt, daß seine Einnahme ohne regelrechte Belagerung als unmöglich angesehen werden kann.

Bei einer Belagerung dürfte allerdings die Verproviantierung der Stadt eine nicht minder wichtige Rolle spielen als die Verstärkung ihrer Befestigungen und ihrer Besatzung, denn Herat ist eine Stadt von 50000 Einwohnern, und die Anforderungen, welche eine Verproviantierung derselben an eine Heeresleitung stellt, sind keine geringen, aber bei einem eventuellen Kriege zwischen Rußland und England hätte ja Herat doch nur insofern als Festung eine Bedeutung, als durch dasselbe die vordringende russische Armee solange aufgehalten werden könnte, bis englische Truppen zum Entsatz herankämen.

Herat hat bereits eine lange Reihe von Belagerungen überstanden. Seine Lage zwischen Persien und Afghanistan und als „Thor Indiens" brachte es mit sich, daß es lange Zeit ein Streitapfel zwischen Persern und Afghanen war. Auch England hatte frühzeitig seine Blicke auf Herat gerichtet. Als der Perser-Schah Mohammed im Jahre 1837 Miene machte, die Stadt seinem Reiche einzuverleiben, zwang ihn Englands Einschreiten, seinen Plan aufzugeben, und als die Perser 1856 abermals sich Herats zu bemächtigen suchten, kam es deshalb sogar zum Kriege zwischen England und Persien. Die Stadt ist aus einer Hand in die andere gewandert, bevor sie durch Dost Mohammed dauernd dem neu gegründeten

[31]) Hermann Vambéry, Reise in Mittel-Asien etc. Leipzig, Brockhaus, 1865, Seite 217.

[32]) Oberst Grodekow reiste im September (a. St.) 1878 von Taschkent aus über Samarkand und Masari Scherif nach Herat, von wo aus er sich durch Persien nach Odessa begab. Er hat höchst interessante Aufzeichnungen über seine Erlebnisse in Afghanistan veröffentlicht.

Afghanenreiche einverleibt wurde. Sie hat wohl fünfzigmal den Feind vor ihren Mauern gesehen, ist sehr oft eingenommen und zerstört worden. Die Afghanen, welche sie zuletzt einnahmen, haben dort und in der Umgegend furchtbar gehaust, und noch leben in Herat viele, welche von den Schreckenstagen nach dem Tode des Sultans Achmed erzählen können. Erst mehrere Tage nach der Einnahme der Stadt, deren er sich durch Verrat eines Teiles der Garnison bemächtigt hatte, gab Dost Mohammed seinen Truppen Befehl zur Plünderung. Er hatte so lange gewartet, bis viele geflüchtete Herater mit all ihrem Hab und Gut in die Stadt zurückgekehrt waren, weil sie annahmen, daß nun eine Plünderung nicht mehr zu befürchten sei. Die nichts Schlimmes ahnenden Einwohner wurden plötzlich von den wilden Scharen des Eroberes überfallen und buchstäblich nackt ausgeplündert. Um sicher zu sein, daß die Einwohner nicht Geld oder Geldeswert an ihrem Leibe verborgen trugen, zwangen sie die Soldaten, die Kleider abzulegen, so daß viele nach der Plünderung kaum einige Lumpen übrig behalten hatten, um ihre Blöße zu bedecken. Kein Alter, kein Geschlecht schützte vor der Gier der Plünderer, Kranke wurden aus den Betten gerissen, die Wäsche ihnen vom Leibe gezogen, das Bettzeug geraubt, selbst den Säuglingen die Windeln weggenommen. Einen ganzen Tag dauerte die Plünderung, und dann wurden noch monatelang Raubzüge in die Umgebung unternommen, um auch die Landbevölkerung zu brandschatzen. Als Dost Mohammed bald nach der Einnahme der Stadt nach Kabul eilte, um seine Brüder zur Ruhe zu zwingen, ließ er in Herat seinen Sohn Mehemmed Jakub Chan als Statthalter zurück, einen unerfahrenen sechzehnjährigen Knaben, welcher nicht die geeignete Persönlichkeit war, die unterworfene Bevölkerung mit den Afghanen auszusöhnen und fernere Aussaugung zu verhindern.

Trotzdem hat sich Herat überraschend schnell von dem schweren Schlage erholt, der es getroffen hatte. Die günstige Lage der Stadt an einem Kreuzungspunkt der Karawanen, welche von Norden und von Süden und von Persien kommen, ermöglichte ihr abermaliges Aufblühen, und auch ihre Umgebung erholte sich rasch, denn das Thal, in welchem Herat liegt, zeichnet sich durch Fruchtbarkeit so aus, daß es den Beinamen Dscheneshfot, das Paradiesähnliche, erhalten hat. Die Rosenkultur ist dort nicht unbedeutend, und es kommen von Herat alljährlich nicht geringe Mengen Rosenwasser auf den Markt. Das Thal würde seinen Beinamen mit vollem Recht führen, wenn man in der wohlbebauten, von vielen Kanälen durchschnittenen und mit Dörfern besäten Ebene nicht überall Ruinen erblickte, welche daran erinnern, welche verheerende Stürme hier gehaust haben und wie der Mensch hier stets bestrebt war, zu vernichten, was die Natur verschwenderisch in Fülle ihm darbot.

Herat ist aber nicht bloß Handels-, sondern auch Industriestadt, und kein anderer Ort Afghanistans kann sich mit der blühenden Industrie Herats messen. Die Erzeugnisse derselben sind die gleichen, welche wir bereits in den Gegenden nördlich von Herat kennen gelernt haben und die auch im benachbarten Persien viele Menschen beschäftigen: Teppiche, Decken, Baumwollstoffe u. s. w. Großen Ruf haben sich die in Herat verfertigten Schwertklingen erworben, welche weit über die Grenzen des Landes hinaus berühmt sind.

Alle diese und außerdem noch viele fremde Erzeugnisse findet man in dem großen Basar aufgestapelt, der sich in der Hauptstraße von Herat befindet, welche die ganze Stadt in der Richtung von Nord nach Süd durchschneidet und nur von dem Platze vor der Zitadelle unterbrochen wird. Der zum Teil mit einer Kuppel überbaute Basar ist eines der ältesten Gebäude der Stadt. Er soll schon vor 400 Jahren, als Sultan Hussein Mirsa über Herat herrschte, erbaut worden sein, und hat alle Belagerungen und Eroberungen überdauert. Was von ihm erhalten blieb, ist zur Hälfte Ruine, aber auch in seinem Verfall ist er noch ein schöner Bau. In seinen Gassen, in denen vom Morgen bis zum Abend stets ein lebhaftes Treiben herrscht, kann man eine bunte Musterkarte asiatischer Völkerschaften an sich vorüberziehen sehen. Da sieht man Afghanen, Perser, Turkmenen, Inder, Bucharesen, Juden u. s. w., ein überraschendes und fesselndes Gewirr von Nationaltrachten. „Der Afghane," schreibt Vambéry, „paradiert entweder in seinem Nationalanzug, der aus einem langen Hemde, Unterhosen und einem schmutzigen Leintuche besteht, oder im militärischen Negligé, wobei der rote englische Rock, das Lieblingskleid, von dem er sich selbst im Schlafe nicht zu trennen pflegt, über das Hemd geworfen wird, den Kopf bedeckt ein malerischer indisch afghanischer Turban. Wieder andere, schon zivilisiertere, pflegen ein halb persisches Kostüm zu tragen. Waffen sind allgemein, jedermann, Zivil und Militär, geht selbst im Basar nur selten ohne Schwert und Schild, ja ich habe viele gesehen, die, um recht fashionable zu sein, ein ganzes Arsenal, bestehend aus zwei Pistolen, Schwert, Dolch, Handschar, Flinte und Schild, mit sich herumtragen. Dem wild martialisch aussehenden Afghanen ist nur der turkmanähnliche Dschemschidi zu vergleichen, der armselig gekleidete Herati,

der nackte Hesare der Teymurider Umgegend verlieren sich neben ihm, alles geht demütig an ihm vorüber, und nie ist der Herrscher oder Eroberer so gehaßt worden wie der Afghane vom Herati." Der Basar ist heute nur noch ein matter Abglanz dessen, was er einst war, denn er soll, wie die Einwohner der Stadt erzählen, früher den ganzen Raum zwischen dem Dervase Arak und dem von den Engländern erbauten Dervase Kandahar ausgefüllt und eine lange Straße zwischen diesen beiden Thoren gebildet haben.

Mohan Lal, der Herat im Jahre 1836 besuchte,[53]) berichtet noch von 4 großen Basaren, welche mit Backsteinbogen überwölbt und gedeckt waren und in der Mitte der Stadt sich in einem kleinen überwölbten Bau vereinigten. Damals besaß Herat noch 1200 Kaufläden, 17 Karawanseraien, 20 Bäder und eine Menge Moscheeen.

Was die Stadt an prächtigen Baudenkmälern aus früherer Zeit besaß, das liegt jetzt alles in Trümmern oder ist völlig vom Erdboden verschwunden. Schon A. Conolly, der im Jahre 1833 lange Zeit in Herat weilte,[54]) sah nur noch Ruinen der Prachtbauten, welche die Timuriden einst hier aufgeführt. Er berichtet auch von prachtvollen Ruinen in der Nähe der Stadt, die einem Mausoleum angehörten, welches ein Timuride erbauen ließ, um darin die Reliquien des Imam Reza beizusetzen. Das Masch Allah (Ort der Andacht) genannte Gebäude blieb unvollendet, weil um die Gebeine des Heiligen ein langer Streit entstand und dieselben schließlich nach Mesched gebracht wurden, aber noch die Ruinen des unvollendeten Baues gewährten einen großartigen Anblick. Der Königsgarten, Bagh-Schah, einst eine der größten Sehenswürdigkeiten Herats, war damals schon verwahrlost, aber noch führte eine schöne, eine halbe Stunde lange Pinien-Allee von der Stadt zu ihm. In Herat selbst sah Conolly eine Menge großartiger Gebäude, und als er ein Minaret, zu welchem 140 Stufen emporführten, erstieg, war er entzückt von der Aussicht, die sich ihm oben bot, und er fand sich durch das Thal von Herat an italienische Landschaften erinnert.

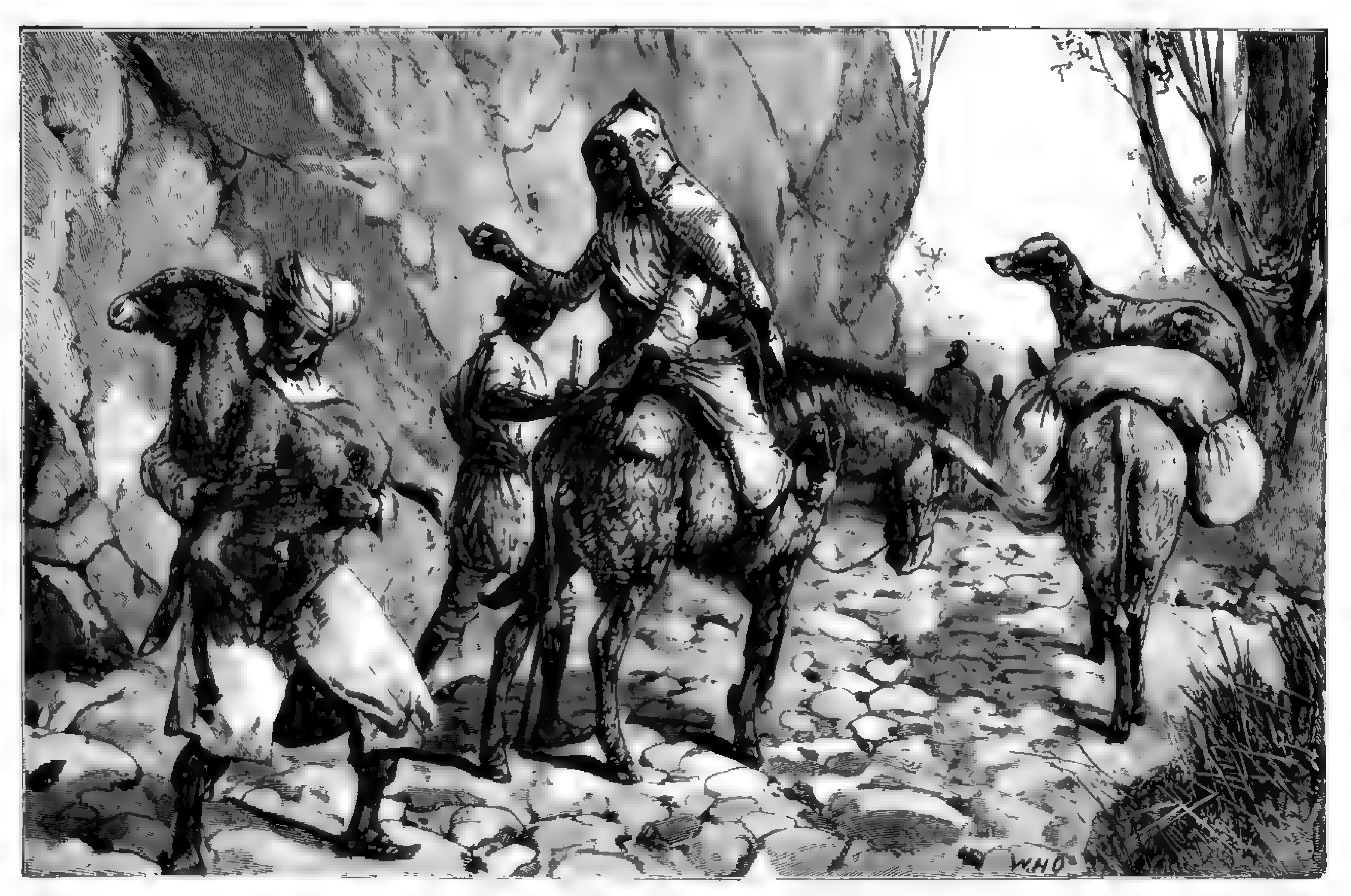
So sah es dort noch vor 50 Jahren aus — und heute? Dem Flächenraum nach, den es bedeckt, ist Herat größer als Taschkent, aber außer der Hauptstraße, in welcher der Basar und die Karawanseraien liegen, besteht die Stadt nur aus engen, winkeligen Gassen, welche von hohen, armselig aussehenden Häusern eingefaßt sind und an Schmutz und Unreinlichkeit mit den unsaubersten orientalischen Städten wetteifern können. In der Mitte der Stadt erhebt sich auf einem künstlichen Hügel die Zitadelle, welche bei der Belagerung durch Dost Mohammed fast in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde, weil sie als der höchste Punkt der Stadt den Hauptzielpunkt für die Geschütze der Belagerer bildete. Seitdem ist sie wiederhergestellt und ihre Befestigungen verstärkt worden. Sie ist von einem tiefen Graben umgeben, der mit Wasser gefüllt, aber stellenweise mit Schilf bewachsen ist. Die Wälle und Wassergräben, welche die Stadt selbst umschließen, bilden ein längliches Viereck, in welchem fünf Thore sich befinden, die alle stark befestigt sind. Das von den Engländern erbaute Dervase Kandahar halten die Herater für uneinnehmbar.

Noch größer als zwischen dem heutigen Herat und seinem Aussehen vor 50 Jahren ist der Kontrast, wenn wir die jetzige Stadt mit den Schilderungen der alten orientalischen Schriftsteller vergleichen, welche Herat nicht genug preisen konnten. Ibn Haukal, der Herat selbst gesehen hat, behauptet, daß in ganz Chorassan und Maverannahr keine Stadt sei, welche eine schönere Moschee besitze als Herat. Ibn Batuta, der ebenfalls als Augenzeuge berichtet, nennt Herat die größte Stadt von Chorassan. Andere preisen das Klima, die Gärten, das Wasser Herats. Auf die Frage, welche Stadt die schönste sei, gebe das Sprichwort Antwort: Chorassan ist die Muschel der Welt, und in ihr Herat die Perle. Die gesunde Luft Herats habe das Sprichwort erzeugt: Wäre die Erde von Ispahan, die kühle Luft von Herat und das Wasser von Kwaresm an demselben Orte vereint, so würde an diesem kein Mensch sterben.

Alle diese Herrlichkeit fand wie so vieles Schöne und Große in Zentral-Asien ein Ende, als die wilden Horden Tschingis Chans vor Herat erschienen. Die Zerstörung Herats im Jahre 1222 muß eine gründliche gewesen sein, obwohl die Angabe, daß damals durch die Mongolen anderthalb Millionen Menschen niedergemetzelt wurden und nur 40 Herater dem Tode entgingen, eine offenbare Übertreibung ist. Oktai Chan, der Sohn Tschingis-Chans, baute die zerstörte Stadt wieder auf, und sie erlebte eine neue Glanzperiode. Als Timur sie 1381 eroberte, fanden die Sieger unermeßliche Schätze an Gold, Silber

[53]) Travels in the Panjab, Afghanistan and Turkestan, to Balk, Bokhara and Herat, and a visit to Great Britain and Germany. By Mohan Lal, Esq. London, W. H. Allen & Co., 1846.

[54]) A. Conolly, Journey to the north of India overland etc. trough Afghanistan. London, 1834. 2. Bd. S. 1 u. folg.



Hilmen im Bolan-Paß.

und Edelsteinen. Timur ließ die Stadtmauern niederreißen, die prächtigen Stadtthore ausheben und nach seiner Residenz in Sogdiana bringen, und zwang die vornehmsten Einwohner zur Auswanderung in die Länder jenseits des Oxus, wo ihnen neue Wohnsitze angewiesen wurden. Die prächtigen Häuser der reichen Herater waren aber stehen geblieben, und die Stadt verlor durch die Eroberung durch Timur so wenig an Ansehen und Bedeutung, daß der Timuride Schah Rokh seine Residenz dorthin verlegte. Unter der Regierung dieses weisen Fürsten (1415 bis 1446) und der folgenden Sultane der Timuriden-Dynastie, welche in Herat regierten, erfreute sich dasselbe des besten Gedeihens. Damals kamen auch Europäer nach Herat, der Gesandte Gonzalez de Clavijo[55]) und der bekannte bayerische Reisende Schiltberger, der eine Zeitlang im Dienste des Schah Rokh stand.[56]) Später wurde Herat auch eine Pflegestätte der Künste und Wissenschaften. Sultan Hussein erbaute eine Akademie, welche eines der schönsten Gebäude der Stadt war, und er besaß eine kostbare Bibliothek, in welcher als Bibliothekar der berühmte persische Geschichtsschreiber Khondemir, der Sohn Mirkhonds, ein geborener Herater, angestellt war, der auch eine Geschichte und ausführliche Beschreibung seiner Vaterstadt hinterlassen hat. Sultan Baber, der sich im Jahre 1506 als Gast in Herat aufhielt, erzählt viel von dem fröhlichen Leben in der Stadt, wo ein Festgelage dem andern folgte und bei Wein, Musik und Gesang die Zeit rasch entschwand. Zwei Jahre nach diesem Besuch war Herat von seiner Höhe herabgestürzt und zur Provinzstadt geworden. Schah Ismael hatte die Timuriden aus der Stadt vertrieben und dieselbe seinem Reich einverleibt, dessen Hauptstadt Mesched wurde. Seine Nachkommen, die Sofiden, herrschten über Herat bis zum Beginn unseres Jahrhunderts. Im Jahre 1715 wurde Herat von den Afghanen besetzt, und nun begann die Zeit der Kämpfe, in denen Afghanen und Perser die wichtige Grenzstadt sich streitig machten. Nadir Schah entriß Herat im Jahre 1731 den Afghanen, aber nach seinem Tode wurde es 1749 durch Achmed Schah dem von diesem begründeten großen Afghanenreiche einverleibt.

Außer den großen Städten Afghanistans, Kabul, Ghasni, Kandahar und Herat, bleibt nur noch Dschellälabad zu erwähnen. Die am Kabulfluß gelegene Stadt ist nicht groß, aber wichtig als Durchgangspunkt der indischen Waren, welche durch den Cheiber-Paß kommen. Die schmutzige Stadt bietet keine Sehenswürdigkeiten, aber ihre Umgebung ist an solchen reich. An vielen Stellen des fruchtbaren Kabulthales sieht man glockenförmige Bauten, sogenannte Topen, deren meist mehrere beisammen stehen, und die wahrscheinlich zur Zeit, als die Lehre Buddhas hier noch viele Bekenner zählte, zur Aufbewahrung buddhistischer Reliquien dienten. Viele Grabhügel sind im Thal zerstreut, und die Eingeborenen bezeichnen sie als die Gräber Lots und anderer Patriarchen, obwohl sie zweifellos nichts sind als gewöhnliche muhammedanische Gräber.

[55]) Ruy Gonzalez de Clavijo reiste als Gesandter Heinrich III. von Kastilien im Jahre 1403 an den Hof Tamerlans, und kam auf dieser Reise durch Armenien, Persien und Chorassan. Ob er, wie von Einigen behauptet wird, auf der Reise gestorben, ist ungewiß. Er hinterließ eine Reisebeschreibung, welche von Gonzalez Argote de Molina im Jahre 1582 in Sevilla in Folio unter dem Titel „Historia del gran Tamerlan e itinerio y enarracion del viage y relacion de la embaxada" herausgegeben wurde.

[56]) Des Münchners Schiltberger Reiseerlebnisse sind von Karl Friedrich Naumann, mit Zusätzen von Fallmerayer und Hammer-Purgstall herausgegeben worden: „Reisen des Johannes Schiltberger aus München in Europa, Asia und Afrika von 1394 bis 1427", München 1859. Er schreibt in dem 21. Kapitel „Von des tämerlins sünen": „Ir sült wissen, das der tämerlin zwen sun hinder im ließ. Der elter was gehaissen scharoch, der hett einen sun, dem antwart der tämerlin sin hoptstat yn vnd was landes dortzü gehort. Vnd sinen zwain sünen dem scharoch vnd dem miraschach gab er yeglichem ain küngrich in persia vnd andere grosse land die dortzu gehorten. Vnd nach des tämerlins tod kam ich zu sinem sun genant Scharoch, der hett das küngrich zu horossen (Chorassan) vnd die hoptstat heist herren (Herat). Hie bleib der schiltberger by des tämerlins sun miraschach."

Kafiristan und die Kafiren.

Im Norden von Kabulistan liegt ein Land, welches eine der interessantesten, aber immer noch wenig bekannten Gegenden des zentralasiatischen Hochlandes ist, ein Teil jener Länder zwischen dem Hindukusch und Kaghan, welche man unter dem Namen Dardistan zusammenfaßt. Außer den das Bergland von Schinaki bewohnenden Darden im engeren Sinne zählt der Österreicher Dr. G. W. Leitner, welcher einen großen Teil dieses Gebietes zuerst bereist hat, zu den Darduvölkern auch noch die Bewohner von Nagyr, Hunza und Tschitral, sowie die von Gilgit bis zur Grenze Afghanistans wohnenden Sijah-Posch-Kafirs in Kafiristan. Die letzteren sind es, welche uns hier als nächste Nachbaren der afghanischen Hauptstadt beschäftigen, das interessanteste unter allen Darduvölkern.

Der Erste, welcher Nachrichten über das Land Kafiristan nach Europa brachte, war der bekannte englische Reisende Elphinstone, welcher von den Kafirs erzählen hörte, als er sich im Jahre 1809 in Peschawer aufhielt. Nach Elphinstone haben viele Reisende, Burnes, Masson, Mohan Lal, Wood, H. G. Raverty, John Campbell, G. W. Leitner, G. Bellew u. a. Nachrichten über das Land mitgeteilt, aber alles, was sie berichteten, wußten sie nur vom Hörensagen, durch Erzählungen der Bewohner benachbarter Länder, oder von Kafiren, mit denen sie zusammengetroffen waren. In das eigentliche Kafiristan ist keiner eingedrungen, und der Inder Havildar, welcher im Jahre 1870 im Auftrage des Majors Montgomerie von Peschawer nach Badachschan reiste, ist auf seiner Reise auch nur durch einen Teil von Kafiristan gekommen: er durchzog das Bergland Swat, Badschaur, Pundschkora, und durchschnitt dann Kafiristan auf dem Marsche nach Tschitral und Faisabad, von wo er fast auf demselben Wege zurückkehrte. Die Kafiren standen zu den Engländern stets in freundschaftlichen Beziehungen, und hatten sie wiederholt aufgefordert, ihr nur 9 Tagemärsche von der indischen Grenze entferntes Land zu besuchen, indem sie den Reisenden die freundlichste Aufnahme in Aussicht stellten, aber nach wie vor blieb ihr Land unbesucht und fast unbekannt. Von seiten der indischen Regierung wurden sogar Reisenden, welche in Kafiristan eindringen wollten, Schwierigkeiten bereitet und dieselben zur Umkehr gezwungen. So wurde 1873 E. Downes, ein Missionsarzt, welcher durch Kaschmir nach Kafiristan reisen wollte, mit Gewalt zur Umkehr gezwungen, und einen andern Missionär verhinderte der Gouverneur von Dschellálabad an der Weiterreise. Ein christlicher Afghane, der als Missionär nach Kafiristan reiste, fand in den schneebedeckten Bergen den Tod, aber ein anderer afghanischer Missionär, Munschi Syud Schah, war bald darauf glücklicher, und es war ihm möglich, mehrere Monate im Lande zu verweilen, von wo er mit wichtigen Mitteilungen über das

selbe nach Peschawer zurückkehrte. Schließlich hat in jüngster Zeit, vor 2 Jahren, ein indischer Feldmesser, Mc Nair, glücklich eine Reise durch Kafiristan vollendet. Diese Reisen und die Mitteilungen, die schon früher nach Europa gelangten, ermöglichen uns, ein Bild des interessanten Landes zu entwerfen.

Der Name Kafir bezeichnet im Arabischen einen Ungläubigen; Kafiristan ist also das Land der Ungläubigen. Diesen Namen haben ihm die benachbarten muhammedanischen Völkerschaften beigelegt, weil seine Bewohner sich nie zur Lehre des Propheten bekennen wollten. Die Kafiren selbst besitzen in ihrer Sprache keine Gesamtbezeichnung für ihr Volk, gebrauchen vielmehr selbst die Bezeichnung Kafir, ohne darin eine Schmähung oder Beleidigung zu erblicken. Da sie sich in schwarze Ziegenfelle kleiden, werden sie außerdem auch noch Sijah-Posch genannt. Sie sind ein sehr tapferer Menschenschlag, und mit Bogen und Pfeil ebenso vertraut wie mit der Handhabung der Feuerwaffen, welche sie aus Fabriken in Kaschgar und Badschaur beziehen. Im Kriegsfalle sollen sie 20 000 Mann ins Feld stellen können, von denen die Hälfte mit Flinten bewaffnet ist. Ihre Tapferkeit und ihr gebirgiges Land haben sie stets vor fremden Eroberern geschützt, und sogar der Völkerbezwinger Timur soll wiederholt vergebens versucht haben, sie zu unterwerfen. Die Feuerwaffen scheinen jedoch erst in neuerer Zeit bei ihnen Eingang gefunden zu haben, denn noch John Campbell erzählte, daß die Kafiren, mit denen er zusammentraf, aufs höchste erschrocken seien, als er seine Pistole abschoß. Andererseits ist offenbar übertrieben, was früher über ihre Wildheit berichtet wurde: sie sind weder Kannibalen, noch besteht bei ihnen die Sitte, gefallene Feinde zu skalpieren, wie Burnes sich erzählen ließ.

Den Kampf gegen die Muhammedaner betrachtet jeder Kafir als seine Lebensaufgabe; daher stammt es wohl auch, daß die Kafiren, wie schon Wood auf seiner Reise zum Amu-Darja zu hören Gelegenheit hatte, sich rühmen, „Brüder der Feringi“ zu sein, und daß sie während des englisch-afghanischen Krieges im Jahre 1878 ihre Sympathie für die Engländer offen zu erkennen gaben und an dem Kampfe derselben mit den muhammedanischen Afghanen teilnehmen wollten.

Die Kafiren verehren ein göttliches Wesen, welches sie Imrah nennen. Dasselbe ist der Schöpfer der Welt und hat seinen Sitz im Himmel, wo es von 108 Engeln, Aritsch genannt, umgeben ist, welchen die Sorge für das Wohl der Menschen obliegt. Imrah soll 7 Töchter gezeugt haben. Außer ihm verehren die Kafiren noch gute und böse Geister, Waitar und Autar. Einem bösen Dämon Nusch bringen sie Brot als Opfer dar, um seinen Zorn von sich abzuwenden. Für den Schöpfer der Welt wird außer Imrah noch der Gott Numrih gehalten, und neben diesen beiden genießen die meiste Verehrung die Dämonen Gisch, Jahjosch, Mani, Disani u. s. w. Opfer werden den Göttern sehr häufig dargebracht, und in jedem Dorfe giebt es einen Oberpriester, Awtah, dessen Würde sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzt.

Ihre Religion gestattet den Kafiren die Vielweiberei, und sie machen von dieser Erlaubnis den weitesten Gebrauch. Die Vielweiberei hat jedoch unter ihnen für die Frauen angenehmere Verhältnisse erzeugt als bei anderen Völkern, bei denen sie eingeführt ist. Die Frauen werden nicht schlecht behandelt, leben auch untereinander im besten Einvernehmen und können sich außerhalb des Hauses ungehindert bewegen, ohne gezwungen zu sein, einen Schleier anzulegen. Seltsamerweise wird eine des Ehebruchs schuldige Frau nie bestraft, und ihr Verführer sühnt seine Schuld durch Hingabe von 6 Kühen an den hintergangenen Gatten. Dabei obliegt doch alle Arbeit im Hause und auf dem Felde den Frauen, denn der Mann betrachtet als die einzige ihm angemessene Beschäftigung das Kriegerhandwerk und kümmert sich um keine Feldarbeit. Die Frauen verfertigen auch die Gewänder, welche sie tragen, selbst, aber im Spinnen sind sie nicht geübt.

Besondere Hochzeitszeremonien kennen die Kafiren nicht. Der Mann kauft die Frau, und sobald sie in sein Haus eingezogen, veranstaltet er zur Feier des Tages einen Schmauß, aber die Frau gilt ihm bereits als angetraut, sobald er den Kaufpreis erlegt hat, und es bedarf zum Abschluß der Ehe durchaus nicht der Mitwirkung eines Priesters. Dagegen soll es Sitte sein, daß ein Kafir nicht früher heiratet, als bis er mindestens zwei Muhammedaner getötet hat.

Der Haß gegen die Muhammedaner scheint in neuerer Zeit doch ein wenig abgenommen zu haben, denn man trifft sogar, obwohl sehr selten, Kafiren, welche sich zum Islam bekennen, und Muhammedanern ist durchaus nicht der Aufenthalt in Kafiristan untersagt, sie werden sogar, wenn sie der Bevölkerung als friedliche Reisende entgegenkommen, von derselben überall gastfreundlich aufgenommen.

Die Kafiren sind Festlichkeiten nicht abgeneigt, und oft dauern solche bei ihnen Tag und Nacht. Große Festlichkeiten finden stets bei Begräbnissen statt. Die Leiche wird auf einer Bahre liegend zur Schau gestellt. Sie ist mit einem roten Gewand bekleidet, und im Turban stecken so viele Federn, als der Ver-



Im Kabul-Paß.

storbene in seinem Leben Muhammedaner getötet hat. Vier Männer heben schließlich die Bahre auf und tragen sie in eine große Halle, während das Trauergefolge beim Klange von Pfeifen und Trommeln um sie herumtanzt. Darauf wird eine Kuh geschlachtet, und während den Anwesenden Wein gereicht wird, spritzt man das Blut ins Feuer. Die Leiche wird schließlich auf irgend einen Berg vor das Dorf getragen und dort in einem Sarge unbedeckt 60 Tage lang liegen gelassen, bis die Raubvögel sie verzehrt haben, worauf die Verwandten die Gebeine abholen, sie im Flusse waschen und, nachdem die Frauen die Totenklage gehalten haben, in eine Grube werfen, welche mit Erde zugeschüttet wird.

Ein großes Fest, eine Art Nationalfest, wird am 1. Juli gefeiert. Dasselbe heißt Istri tschali nat, und das Volk bringt dabei seinen Götzen Opfer dar, tanzt und singt die ganze Nacht. Das gewöhnlichste Opfer, welches man den Götzenbildern darbringt, sind Ziegen. Beim Fest Patilah opfert man zu Ehren des Götzen Fatimah oder Kumai 8 Ziegen, und 8 Zicklein werden den Hexen als Versöhnungsopfer dargebracht.

An einem bestimmten Tage der Woche, welcher unserem Sonntag entspricht, ruht bei den Sijah-Posch alle Arbeit, und Alt und Jung versammelt sich in einem großen, mitten im Dorf gelegenen Gebäude, in welchem — bei gutem Wetter vor demselben — beim Klange von Flöten und Trommeln getanzt wird. Der Tanz dauert fast ununterbrochen die ganze Nacht hindurch bis zur Morgendämmerung. Man tanzt abteilungsweise; sobald eine Abteilung müde geworden ist, setzt sie sich, und eine andere tritt an ihre Stelle. Während des Tanzes werden Lieder zum Lobe der Götter gesungen, und je länger er dauert, desto leidenschaftlicher wird er, desto ungestümer die Bewegungen der Männer, Frauen und Kinder, welche mit den Füßen stampfend umherspringen. Dasselbe Gebäude, welches als Tanzsaal dient, wird jedoch auch zu Leichenfeiern benutzt, denn hierher bringt man die Leiche, bevor sie auf den Berg getragen wird, auf dem sie verwesen soll.

Eines der größten religiösen Feste der Kafiren heißt Gerdilah. Es wird auf einem großen Platze abgehalten, welcher Imrah Patta, Gottesplatz heißt. Dort liegt ein etwa 3 Fuß hoher und 5 Fuß breiter Stein, um welchen sich die Kafiren unter Führung ihrer Priester aufstellen und Opfer darbringen, welche in Mehl, Butter und Käse bestehen. Schließlich wird eine Ziege geschlachtet und das Blut derselben auf den Stein gespritzt, während alle Anwesenden — nur Männer, denn Frauen ist verboten, sich dem Stein zu nähern — mit den Lippen schnalzen, als ob sie dem Stein Küsse zusendeten.

Bei den Festlichkeiten der Kafiren kommt, obwohl dabei ein aus Trauben gekelterter Wein getrunken wird, Trunkenheit nur höchst selten vor. Ihre Lebensweise ist überhaupt eine sehr einfache. Speisenverbote kennen sie nicht und genießen anstandslos auch das Blut und die Eingeweide der geschlachteten und erlegten Thiere. Auch ihre Kleidung ist sehr einfach: die Männer tragen Kleider aus schwarzem oder weißem Baumwollstoff, den sie aus Badschaur beziehen, und bei kaltem Wetter über diesen einen Mantel oder ein Oberkleid aus schwarzen Ziegenfellen, deren behaarte Seite nach innen gekehrt ist. Um den Hals hängen sie eine mit Schellen besetzte Schnur und tragen eiserne Ohrringe in den Ohren. Der Kopf wird glatt rasiert und nur ein, der Skalplocke der Indianer ähnlicher Büschel Haare auf dem Hinterkopf stehen gelassen, dagegen lassen die meisten ihren Bart wachsen, und nur wenige rasieren auch diesen. Die Frauen tragen zweifarbige enge Beinkleider, oberhalb der Kniee weiß, unterhalb derselben schwarz gefärbt, und ein bis zu den Knöcheln reichendes schwarzes Hemd. Das Haar flechten sie in einen Knoten und bedecken es mit einer kleinen Mütze. Der Schmuck der Ärmeren ist sehr einfach; er besteht nur aus einer Halskette, zu welcher Steine und Beeren aneinander gereiht sind, wogegen die Reicheren Hals- und Armbänder und Ringe von Silber tragen.

Obwohl die Frau nicht schlecht behandelt wird, gilt sie dem Kafir doch nur als Waare, und trotz seiner Abneigung gegen die Muhammedaner nimmt er keinen Anstand, diesen seine Töchter für ihren Harem zu verkaufen. Häufiger holen sich die benachbarten muhammedanischen Völker ihre Frauen mit Gewalt, indem sie Raubzüge in das Kafiren-Gebiet unternehmen, um denselben Frauen und Mädchen zu entführen. Ein Handelsartikel gleich den Frauen sind die Sklaven, deren jede wohlhabende Familie eine größere Anzahl besitzt, doch entäußert man sich der Sklaven schwerer als der Frauen, und die ersteren bleiben in der Regel ihr Lebelang im Besitze einer Familie.

Die Sijah-Posch zerfallen in 18 Stämme, welche unter der Herrschaft von Häuptlingen stehen. Alle Stämme wohnen in Städten oder Dörfern, welche meist am Abhang eines Berges erbaut sind und zuweilen bis 500 Häuser zählen. Außer dem Ackerbau, welcher vollständig den Frauen obliegt, wird viel Viehzucht getrieben, und man trifft im Lande große Herden, Rinder, Schafe, namentlich aber Ziegen. Ge-

baut wird meist Gerste und Weizen; Pferde sind im Lande nicht vorhanden, das einzige Zugvieh sind Ochsen, und es ist sogar behauptet worden, daß die Frauen, denen ja die Feldarbeit obliegt, zuweilen neben einen Ochsen gespannt werden, was wohl auf Übertreibung beruhen dürfte.

Über die Abstammung dies s interessanten Volkes ist viel gestritten worden, und die Zweifel über dieselbe sind noch immer nicht beseitigt. Nach allem, was man bisher von den Kafiren kennen gelernt, scheinen dieselben Reste des iranischen Zweiges der Arier zu sein, welche sich während der großen Wanderungen der Arier in der vorgeschichtlichen Zeit vom Hauptstamme abgetrennt haben und in den einsamen Thälern ihres Berglandes zurückgeblieben sind. Man hat in ihnen auch Nachkommen der Kolonisten zu erkennen geglaubt, welche Alexander der Große auf seinem Zuge nach Indien hier zurückließ. In ihren Gebräuchen hat sich manches erhalten, was zweifellos arischen Ursprungs ist, aber auch die mongolischen und tatarischen Völker, mit denen sie im Laufe der Zeit in Berührung kamen, sind nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Der Ahnenkultus, der auch bei den Kafiren in Blüte steht, dürfte auf solche Berührungen zurückzuführen sein. Die vielen fremdartigen Elemente, die sie nach und nach aufgenommen, haben auch das Urteil der Reisenden in bezug auf ihre Abstammung sehr beeinflußt, und daraus erklären sich die widersprechenden Ansichten, daß die Einen sie für Verwandte der Inder halten (Missionär Hughes), andere sie für Nachkommen der Gandhari (Dr. Bellew) oder Verwandte der Tadschiks von Badachschan (Wood) u. s. w. ausgeben. Die Kafiren selbst sollen Arabien für ihre Urheimat halten und sich für Nachkommen der Koreischiten ausgeben. Da dies der Stamm ist, aus welchem der Prophet Mohammed hervorgegangen, würde ihr Haß gegen alle Bekenner der Lehre desselben schwer zu erklären sein.

Burnes, der alles, was er über die Kafiren mitteilt, den Erzählungen eines von den Afghanen gefangenen Kafirknaben verdankte, den er als Sklaven am Hofe Dost Mohammeds traf, behauptet, daß ihre Sprache sowohl den Hindus als den Afghanen und Usbeken unverständlich sei und daß ein Europäer einige Laute ihrer Sprache, welche Lippenlaute, gar nicht auszusprechen vermöge.

Das Land, welches dieses Volk bewohnt, ist zum großen Teil ein rauhes Bergland, in welchem Berge bis zu 5000 Meter Höhe emporsteigen und wo im Winter heftige Schneestürme die Pässe ungangbar und oft wochenlang allen Verkehr zwischen den einzelnen Ortschaften unmöglich machen. Das Klima in den höheren Bergregionen steht in schroffem Gegensatz zu jenem der Thäler. In diesen herrscht im Sommer, namentlich während der Monate Juli und August, eine drückende Hitze, sie bleiben aber auch von den Schneestürmen verschont, welche das höhere Gebirge heimsuchen. Der großen Hitze im August folgt eine Regenzeit, während welcher starke Regenschauer niedergehen, und auch der Frühling kündigt sich durch Regen an.

An Wasser ist in den Thälern Kafiristans kein Mangel, denn viele Flüsse entspringen in seinen Bergen und durchziehen das Land nach allen Richtungen. Dieselben fließen meist dem Amu-Darja oder dem Kabul zu. Es sollen sich unter ihnen nicht weniger als fünf größere Flüsse befinden. Einer derselben, der am Nordabhang des Hindukusch entspringt, vereinigt sich mit dem Pandsch, einem Nebenfluß des Amu-Darja. Der größte Fluß Kafiristans, zugleich der östlichste, ist der Kaschgar oder Tschitral, welcher weiter abwärts Kunar und bei seiner Einmündung in den Kabulfluß Kama genannt wird. Er bildet die Ostgrenze Kafiristans und trennt dasselbe von Tschitral. Außer ihm gehören zum Flußgebiet des Kabul der Alingar, welcher durch die Vereinigung zweier lange Zeit parallel laufenden Gewässer entsteht und in der Nähe von Dschellalabad in den Kabul mündet, und der Tagat oder Tagao, der sein Wasser und das vieler kleinen Flüsse, welche er auf seinem Laufe aufnimmt, etwa 8 Meilen östlich von der afghanischen Hauptstadt mit dem Kabulfluß vereint. Alle diese Flüsse nehmen zahlreiche kleinere Flüsse und Bäche auf, die von schneebedeckten Bergen herabkommen. Im Frühjahr, wenn zur Zeit der großen Regen der Schnee auf den Bergen zu schmelzen beginnt, schwellen daher alle Flüsse Kafiristans mächtig an, und viele sind dann während des hohen Wasserstandes gar nicht passierbar.

Der Forschung steht in Kafiristan noch ein weites Gebiet offen, denn der Teil des Landes, welcher bisher von Reisenden durchzogen wurde, ist ein sehr kleiner. Derjenige, dem wir die meisten der in obigen Zeilen enthaltenen Nachrichten verdanken, ein christlicher Afghane namens Munschi Syud Schah, welcher im Dienste der Church Mission in Peschawer stand, wandte sich von Peschawer nach Swat, dessen Grenze er in zwei Tagereisen erreichte. Über Lanah, Laram, Dherah und Bibi-nor erreichte er, ohne belästigt worden zu sein, überall vielmehr freundlich aufgenommen, den Kunarfluß, welcher die Grenze zwischen Swat und Kafiristan bildet. Die Bewohner des dort gelegenen, noch zu Swat gehörigen Ortes Arnoi stehen in freundschaftlichen Beziehungen zu den auf dem rechten Ufer des Kunar wohnenden Kafiren, trotzdem

sie Muhammedaner sind. Daß die Kafiren aber mit ihren anderen muhammedanischen Nachbaren nicht in so freundschaftlichen Verhältnissen stehen, davon konnte sich Munschi Syud Schah sofort nach seiner Ankunft in Arnoi überzeugen, denn er fand am Flusse etwa 400 Kafiren versammelt, welche sich zu einem nächtlichen Angriff auf ein nahes Afghanen-Dorf rüsteten. Der Sohn eines Kafir-Häuptlings befand sich in Arnoi, und der Reisende wurde von ihm freundlich empfangen, obwohl er wußte, daß er aus Indien kam und ein Christ war. Niemand hinderte auch den Missionär, während seines zweitägigen Aufenthaltes in Arnoi für seinen Glauben Propaganda zu machen. Der Übergang über den Kunar wurde auf aufgeblasenen Häuten bewerkstelligt, und am andern Ufer schloß sich dem Reisenden eine große Schar Kafiren an, welche ihn auf dem Marsch durch ihr Land begleiten wollten. Nach 2 Tagemärschen erreichte man das am Abhang eines mit Fichten bewachsenen Berges gelegene, etwa 800 Hütten zählende Dorf Kámbagram, den Sitz des Häuptlings des Komosstammes, dem die Kafiren angehörten, welchen Syud Schah auf ihrem Kriegszuge in Arnoi begegnete. Der Führer der Karawane, mit der er ankam, ein gewisser Ram Malik, welcher auch afghanisch sprach, lud den Reisenden in sein Haus ein, und er blieb 4 Monate lang der Gast desselben. Während dieser ganzen Zeit kamen ihm alle Bewohner des Dorfes freundlich entgegen, und niemand hinderte ihn, Predigten zu halten, welche durch Dolmetscher übersetzt wurden. Sehr oft hörte er vielmehr die Kafiren ihr Bedauern darüber ausdrücken, daß die Engländer nicht schon längst Verbindungen mit ihnen angeknüpft hätten. Alle legten große Wißbegierde an den Tag und bestürmten ihn mit Fragen über die Verhältnisse des Landes, aus dem er kam. Später besuchte Syud Schah das unweit von Kámbagram gelegene Dorf Agro, welches von Kafiren bewohnt ist, die zum Islam übergetreten sind. Einige hatten nur deshalb ihren Glauben gewechselt, weil sie wegen irgend eines Verbrechens aus ihrem Stamm waren ausgestoßen worden, aber die Kafiren hinderten sie nicht an der Ausübung ihres Glaubens. Es waren etwa 9 Familien, welche sämtlich der afghanischen Sprache mächtig waren. Von ihrem Dorfe begab sich Syud Schah über Kustos nach Kamdesch, dem Sitz des obersten Häuptlings der Kafiren, Turuk Tschamlu, der nach der Rückkehr von einem Kriegszuge ihn zu einem Besuch eingeladen hatte. Turuk Tschamlu ist einer der gewaltigsten Streiter der Kafiren und bei den Afghanen, welche ihn wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe Tor Tschamlu (der schwarze Tschamlu) nennen, sehr gefürchtet. Man erzählt von ihm, daß er 60 Feinde eigenhändig erschlagen habe, doch ist er im Abschlachten der Muhammedaner noch weit hinter seinem Bruder Turuk Mirak zurückgeblieben, welcher 140 Feinde erschlagen haben soll. Auch bei ihm fand Syud Schah die beste Aufnahme, aber von der christlichen Lehre, für welche er den Missionär unter seinen Landsleuten ungestört Propaganda machen ließ, wollte er selbst nichts wissen. Als Syud Schah sich gegen die Anbetung einer Bildsäule aussprach, welche einen Vorfahren des Häuptlings darstellte, wies ihn dieser sofort mit der Bemerkung zurecht, daß er selbst dem Glauben seiner Väter untreu geworden sei, indem er sich taufen ließ.

Syud Schah blieb von Mitte Mai bis Mitte September in Kafiristan. Am 14. September trat er endlich die Rückreise an, schlug aber nicht den Weg durch Swat ein, auf dem er gekommen, sondern zog über die Kafiren-Ortschaften Petegal, Drusch, wo Turuk Mirak, der Bezwinger von 140 Feinden wohnt, und Kalisch nach Tschitral, welches er in 5 Tagemärschen erreichte, und kam von dort über Gilgit und Kaschmir glücklich nach Peschawer zurück.